Var.
332
m-2

317.
II.

Var. 332 m
(2

Herr Stallmeister der Linde 39/4.

<36636425810014

<36636425810014

Bayer. Staatsbibliothek

Geprüft
Keine Beanstandungen
Kommission
zur Säuberung der Büchereien
Friedrich Gerlach
Stadtschulrat
Ort, Datum Unterschrift

Vertraute Briefe

über

Bücher und Welt.

Von

Friedrich Köppen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweyter Theil.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher.
1823.

Ex Bibliotheca Gymnas. Carolini Neo Strelitzae Megapolitani

Bayerische Staatsbibliothek München

T|76|271

Vorwort.

Die gute Aufnahme, welche der erſte Theil gegenwärtiger Briefſammlung bey vielen Leſern gefunden, läßt den zweyten ein Aehnliches hoffen. Sind Andre weniger zufrieden, oder wohl gar feindlich geſinnt, ſo macht dieſes der von manchen gewöhnlichen Vorſtellungen abweichende oder ihnen entgegenſtehende Inhalt. Zwiſchen Freunden und Feinden haben Bücher und Menſchen ihr Leben zu vollbringen, ſie werden die Einen lieben, und wegen der Andern ſich tröſten.

Landshut, den 8. Februar 1823.

F. Köppen.

Vorrede.

Die gute Aufnahme, welche der erſte Band gegenwärtiger Briefſammlung bei vielen Leſern gefunden, [illegible] ein Zeichen des beſſern [illegible] Sind Andre [illegible] geweſen, oder wohl gar [illegible] zu machen [illegible] iſt der von [illegible] ungen [illegible] entgegen [illegible] zu [illegible] wegen der [illegible]

Inhalt.

Erſter Brief. Ueber Revolutionen. . . Seite 3

Zweyter Brief. Zoega's Leben von F. G. Welker. — Fr. Ludw. Schröder's Lebensbeſchreibung von F. L. W. Meyer. — Herder's Leben von J. G. Müller. . . . . . . — 27

Dritter Brief. Schweitzerreiſe. — Landſchaftmalerey . . . . — 95

Vierter Brief. Philoſophiſche Syſteme. — 126

Fünfter Brief. Glauben. — Offenbarung. — Erziehung. — Charakter. . . . . . — 173

Sechſter Brief. Jacobi's Woldemar. . — 231

Siebenter Brief. Ueber Legitimität. . Seite 274

Achter Brief. Ueber den Zuſtand deutſcher Staaten, über Magnetismus und ſeine Weiſſagung, über Satz und Gegenſatz. . — 325

Neunter Brief. Ueber Jury und Preßfreyheit. . . . . — 402

Anhang. Aus den Papieren eines Geiſtlichen — 493

Vertraute Briefe

über

Bücher und Welt.

Zweyter Theil.

Erſter Brief.

März 1820.

Auch auf Sie alſo, mein geliebter Freund, hat Spaniens Revolution jenen Eindruck gemacht, den ſie unter gegenwärtigen Umſtänden faſt bei Niemandem verfehlt, und worüber ich ſtark erſchrocken bin, als ich ihn unter allen Ständen und an Menſchen von den verſchiedenſten Geſinnungen wahrnahm. Mit Revolutionen iſt nicht zu ſcherzen, ſie anzuſtaunen iſt unvermeidlich, ſie zu lieben, unbehutſam, und von ihnen jegliches Gute zu hoffen, wenigſtens voreilig. Aber es hilft keine Predigt darüber oder dagegen, die Zuſchauer ſind überraſcht durch Schnelligkeit und Glanz des Geſchehenen, und jeder ſpricht: Am 31. Dec. des vorigen Jahres Ruhe und Schweigen in Spanien, Inquiſition ohne Conſtitution, die Gefängniſſe voll, die Zeitungen leer, Serviles um den König, Liberales flüchtig im Auslande, — jetzt im März Reden und

Schreiben in Spanien wie nirgendwo, Conſtitution ohne Inquiſition, Gefängniſſe leer, die Zeitungen voll, der König umgeben von Liberalen, und ein muthiger Quiroga, deſſen kräftige Worte und Thaten die Nation aufregten, bettelt nicht mehr Gnade, ſondern genießt die Frucht ſeines Verdienſtes! Iſt etwa jener Stern des reinen Lichts über Spanien aufgegangen, von welchem ich Ihnen im December 1818 ſchrieb, daß er aufgehen müſſe, um den Rauch und trübe Weltflammen zu überglänzen?

Wähnen Sie nicht, die Frage ſey leicht und ſchnell beantwortet. Wir erinnern uns der franzöſiſchen Revolution, ihres erhebenden Anfangs, deſſen Lafayette noch jetzt in der franzöſiſchen Deputirtenkammer gern gedenkt, wir wiſſen zugleich, was die franzöſiſche Revolution ſehr bald geworden. Freylich hat Spanien weit mehr gelitten, iſt ſchneller zum Ziel gelangt, und beſitzt den unſchätzbaren Vortheil, daß man keine Conſtitution erſt zu fertigen braucht, ſondern ſamt Cortes ſchon eine beſitzt, welche ſogar das neunte Jahr ihres Lebens antritt, ohne eigentlich gelebt zu haben. Immer aber thut ſie dieſes durch Revolution, durch

Ueberwältigung feindlicher Kräfte, welche bey dem muthmaßlichen Eintreten ihrer Rückwirkung leicht den Freyheitſinn über das Geſetzliche hinaustreiben, und Unrecht durch Unrecht beſiegen lehren. Werden ferner die Opfer der Inquiſition, noch verſtümmelt und gelähmt durch die Folter ihrer Henker, mit ſpaniſchem Herzen vergeſſen und vergeben oder gar chriſtliche Feindesliebe im Buſen tragen? Es giebt Dinge, welche nicht vergeben werden können; grade ſie führen zur Revolution, und laſſen geringe achten, was daraus kommen möge.

Mir wird immer einleuchtender, wie verkehrt die gewöhnliche menſchliche Vorſicht, deren behutſames abgemeſſenes Syſtem in ſich ganz gut zuſammenhängt, unſre Weltangelegenheiten beurtheile. Selbſt im Leben des Einzelnen frommt ſie ſeinem Glücke wenig, und ich habe wiederholt erfahren, wie meiſtens ein raſcher Entſchluß, nach guter Ueberlegung gefaßt, mit der herkömmlichen Behutſamkeit aber in einigem Widerſpruch, den günſtigeren Erfolg hervorbringt. In dringenden Fällen thut eigentlich jeder, was er nicht laſſen kann, oder er unterläßt, was er nicht zu thun vermag, und den

Völkern geht es auf dieſelbe Weiſe. Große Windſtille deutet auf Sturm, das kleinſte Wölkchen am Horizont darf den kundigen Schiffer auffodern, ſo ſchnell als möglich ſeine Segel einzuziehen. Statt deſſen bleiben Viele unentſchloſſen, rathen und rathen, und ſegeln indeß fort, bis ſie verloren ſind.

Die Stürme der Menſchenwelt kommen, wenn die Völker thun, was ſie nicht mehr laſſen können, wenn zu gewiſſen Handlungen ein Unwiderſtehliches ſie fortreißt. Man dürfte ſagen: die Handlungen (nämlich ihre Urſachen) lägen dann in der Luft. Dagegen fruchtet keine Rede, noch weniger Zwang, er macht nur entſchloſſener und kühner. Wir läugnen hiedurch keineswegs die menſchliche Freyheit, ſondern faſſen ſie von Seiten ihres Sichtbarwerdens ungefähr wie Fichte ſeine moraliſche Weltordnung. Anders wäre es, wenn keine Freyheit wäre, das heißt, keine innerlich bewegende, jedes Gegengewicht überwiegende Kraft, wo man mithin anhebende Bewegungen durch mechaniſche Vorkehrungen unterdrücken und zum Stillſtande bringen könnte. Unſre behutſamen und vorſichtigen Politiker wähnen dieſes, und meynen

durch ihr Reden und Thun, ſamt Hemmung eines fremdartigen Redens und Thuns, allen Erſchütterungen der Staaten vorzubeugen.

Seit 1815 ſprachen wohl Manche von neuen Revolutionen, welche Europa bevorſtänden, ich aber wollte nie daran glauben, theils aus innerer Abneigung gegen Revolutionen überhaupt, indem man ungerne vorausſetzt, was man nicht wünſcht, theils weil Europa gewaltige Stürme beſtanden, nach denen Ruhe einzutreten pflegt, und weil mir die Mittel gegen etwanige Beſorgniſſe leicht und ſicher ſchienen. In Spanien freylich drohte Gefahr, allein dawider wehrte ſich doch eine ſtarke Kraft der Inquiſition, herkömmlich unter dieſem Volke, und nur durch wenige Jahre der Unterbrechung den Spaniern entzogen, wo nun niemand wiſſen konnte, wie viel die Unterbrechung auf den Volkſinn gewirkt und ob nicht jene alte Kraft Meiſter werde jedes erwachenden Volkſinnes, wie einſt im ſechszehnten Jahrhundert. Deutſchland athmete frey nach langer Qual, Frankreich hatte ſeine Charte, England ſeine Conſtitution, Italien ſeinen Pabſt, und Rußland ſeinen Kaiſer. Wider unruhige Plane einzelner Staathäupter konnte

die heilige Allianz und das gute Einverſtändniß der mächtigſten Herrſcher ſichern. Europas Geſchichte war gleichſam zu Ende, nämlich die Geſchichte großer Begebenheiten; ein Satz, der mir in den Knabenjahren ausgemacht ſchien, woran ich die Vorſtellung des Glückes neuerer Zeiten knüpfte, bis 1789 die großen Ereigniſſe den Jüngling anders belehrten. Hatte ich nun als Mann jenen Satz wieder aufgenommen, ſo ſtammte dies wahrſcheinlich aus alter Liebhaberey, oder ich machte es, gleich Vielen meiner Zeitgenoſſen, deren günſtige Meynung von ihrem Zeitalter gewiſſe Dinge heute unmöglich hält, welche morgen vorfallen, und ſich ſodann wundert, daß dergleichen in unſern Zeiten habe vorfallen können!

Gegenwärtig ſind alle ſolche Sätze oder Glaubensartikel aus meinen Gedanken vertilgt, und ich bin zu der einfachen Weisheit durchgedrungen, es ſey, wie das Sterben, alle Tage Alles möglich, mithin auch Revolution und was ſonſt noch. Hievon belehrten mich der Carlsbader Congreß und der deutſche Bundestag, Deutſchlands Gefahren durch Gymnaſiaſten und Lehrer, die geheimen Umtriebe,

die ernſtlichen Vorkehrungen dagegen durch Preßzwang ſamt Central- und Specialcommiſſionen, wovon niemand ſich vorher träumen laſſen; hievon überzeugten mich Sand und Louvel, die Miniſter Frankreichs mit ihren Ausnahmgeſetzen, und das ſpaniſche Heer bey Cadix; ſie haben alle gethan, was ſie nicht laſſen konnten, folglich Unruhe mancherley Art in die Gemüther gebracht; man fürchtet Stürme, ſie liegen in der Luft.

Die ſpaniſche Revolution bleibt das Bedeutendſte und Lehrreichſte. Ferdinand ſuchte ſich gegen das Ereigniß zu ſchützen durch alle von den Politikern empfohlenen Heilmittel, und zwar in den ſtärkſten Gaben. Seine Regierung kann deswegen ein Muſterbild der Uebrigen heißen, ſobald dieſe zu ähnlichen Arzneyen gegen Völkerkrankheiten greifen, deren Wirkſamkeit dem Opium gleicht, deſſen Maaß man fortwährend vergrößern muß. Leider am Ende hilft kaum das übertriebenſte Maaß, und die Krankheit kommt zu einem deſto heftigeren Ausbruch. Wir ſehen es in Spanien, und die Aerzte, Geiſtlichkeit und Adel, werden am ſchlimmſten dabey fahren.

Weil auch Deutſchland angefangen hat, ſpaniſche Arzney zu gebrauchen, nur bisher in viel geringeren Gaben, ſo ſind jetzt über das Ereigniß Aerzte und Völker gemeinſchaftlich erſchrokken. Spuren von Krankheit wird niemand leugnen, aber jene Heilmittel ſcheinen nicht die rechten. Erlauben Sie mir, Ihnen die Krankheit nach ihren Hauptkennzeichen vor Augen zu ſtellen.

Das menſchliche Leben iſt kurz, jedoch, wenn man ſich nicht genug darin zu ſchaffen macht, langweilig. Ungebildete Menſchen fühlen keine Langeweile, der Wilde verträumt in ſeiner Hängematte oder auf der Bärenhaut Tage und Wochen; mit der Cultur des Geiſtes hingegen ſteigt das unangenehme Gefühl, in welchem Sinne Helvetius ſagte: wenn die Affen anfiengen, Langeweile zu empfinden, würden ſie Menſchen ſeyn. Iſt nun dieſes Krankheit, ſo iſt es eine der menſchlichen Cultur, und das Heilmittel ſcheint nahe zu liegen, nämlich Beſchäftigung, deren Mannichfaltigkeit mit der Geiſtesbildung zunimmt. Ob es allemal aushilft? Wir ſehen nicht ſelten die Kinder unſrer Begüterten unter einem Haufen von Spiel-

ſachen über Beſchäftigung verlegen, und eben ſo geht es den Völkern, ſie verſchmähen manchmal ihre gewohnteſte Unterhaltung, und ergeben ſich aus Langerweile dem Schlimmſten. Füllt irgend ein Gegenſtand ihre Seele, Erwerb von Reichthümern, Ruhm des Vaterlandes, Wiſſenſchaft, Kunſt, ja die Kraft und Pracht der Herrſchenden, ſo folgt ihre geſamte Thätigkeit dieſer Richtung und giebt ihnen das Gefühl und die Meynung ihres Glücks, wodurch oft ein Despot ihnen als Wohlthäter gilt, der keinen andern Gedanken aufkommen läßt, als ſich ſelbſt. Revolutionen, von den Völkern ausgehend, und ihr bisheriges Treiben und Thun umwandelnd, ſind in ſolchem Falle undenkbar, ſie kommen nur dann, wenn die mit einem herkömmlichen Thun unzufriedene Thätigkeit ſich neue Richtungen ſucht, ſey es aus wirklichem Haß des Alten oder bloßem Ueberdruß. Deswegen behaupte ich den wunderlichen Satz: die franzöſiſche Revolution habe vorzüglich aus Langerweile ihren Urſprung genommen. Wie ſo? Friedrich II., welcher früher Europa beſchäftigte, war todt, der Amerikaniſche Bundesſtaat war unabhängig, gegen Pfaffen

und Päbſte hatte man ſich müde geſpottet, das Zeitalter der Aufklärung war bis zum Auswendigwiſſen geprieſen. Im Ganzen genommen hatten die Staaten Wohlſtand, ihr Verkehr wuchs, ein behagliches Sinnenleben verbreitete ſich über die Bürger, nur gebrach es an einer den Geiſt erfüllenden Richtung des Volklebens, ſo daß Caglioſtro und die Halsbandgeſchichte zu merkwürdigen Ereigniſſen wurden. Gebt uns zu thun, ſagten die Völker in ihrer Muße, gebt uns einen Gegenſtand der ernſten Theilnahme gegen den Ueberdruß des Lebens, — und es war genug zu thun bey dem offenkundigen Verfall der Staatverwaltung, bey Misbräuchen der Gewalt, bey dem ſchlechtgeordneten Verhältniß des dritten Standes, deſſen geſtiegene Bildung auf größere Bedeutſamkeit Anſpruch machte. Sobald davon Einiges zur Sprache kam, ergrif man dies mit jener ſtarken Heftigkeit, worin ſich der Uebergang von Ruhe und Langerweile zur Bewegung auszeichnet; ganz Frankreich rechnete mit Necker, ſtritt mit den Parlamenten, foderte die Verſammlung der Stände des Reichs. Wir wiſſen Alle die Fol-

gen, und wie Europa ſeit dem nicht müßig mehr geweſen.

Wenn eine ſolche Bewegung für die Völker eintritt, worin trotz guter und lobenswerther Richtungen zugleich ſtets etwas Krankhaftes liegt, kann die Politik keinen größeren Fehler begehen, als ſich dem Andrange gradehin entgegenzuſtellen und dadurch ſich ſelber als Sündenopfer zu weihen. Man muß der Thätigkeit eine Richtung geſtatten, aber lieber ins Blaue hinaus, als gegen die eigene Bruſt. Was wirkten der Vertrag von Pillnitz und das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig? Beſſer verſtand Napoleon ſeinen Vortheil, er gab der Nation vollauf zu thun, ließ zur Langenweile keine Zeit, eben ſo wenig zum Ueberdenken ſeines Despotismus; glänzende Siege füllten die Seele der Franzoſen mit dem Sieger, deſſen Kaiſerthum ſchwerlich ohnedem ſo feſt begründet geweſen wäre, oder noch jetzt einem großen Theile des Volks als goldenes Zeitalter vorſchweben würde. Nur fehlte der Sohn des Jahrhunderts auf andre Art, nämlich daß ſein unerträglicher Druck eine neue Thätigkeit Eu-

ropas wider ſich hervorrief, wogegen weder Klugheit noch Kriegesheere ſchützten.

Saget es euch, Herrſcher und Diener der Herrſchaft, daß gegen eine friſch eingeſchlagene lebendige Richtung der Völker keine Waffen und Pferde ausreichen, kein Bann der Kirche nebſt Ketzergerichten, keine aufſpürende Polizey, ja ſobald es zum bitterſten Kriege gekommen, ſelbſt nicht die leibhafte Vernunft und deren Geſetz!

Ihr nennt deswegen dieſes euch feindliche Weſen Schwärmerey. Das iſt es, aber mit mehr oder weniger Wahrheit vermiſcht, worin ſeine Kraft liegt; und wer zwingt euch, dieſem Weſen in den Weg zu treten? Gebt ihm einen angemeſſenen Spielraum, und ihr ſeyd ſicher. Macht mit der Wahrheit Bündniß, und ihr braucht den Irrthum nicht zu fürchten. Kein Schwärmer iſt ohne ſeine Wahrheit, aber indem ihr dieſe angreift, verſtärkt ihr ſeinen Irrthum. Er wagt ſein Leben, und was iſt dann zu bezwingen als der Leib? Ihr wollt euer Leben nicht zum Pfande ſetzen, und werdet ihr dadurch der Seele Meiſter?

Bloße Schwärmerey, ohne irgend eine

Wahrheit, was Napoleon unter Ideologie verſtehen mochte, hat gar keine Gewalt. Schwärmerey zeigt ſich deshalb in der Menſchengeſchichte ſtets in Verbindung mit Religion, mit Freyheit, mit dem Recht. Sinnliche Güter und Freuden lehren niemanden ſchwärmen, vielmehr geräth der Menſch in dieſen Zuſtand durch Ueberdruß oder Geringſchätzung des in ſich Vergänglichen. Wer dieſes Vergängliche für die einzige Wahrheit hält, Religion, Freyheit und Recht aber für Traumbilder, kann nicht begreiſen, woher einer ſolchen vermeintlich leeren Schwärmerey die Gewalt komme, er will ſie beſiegen durch irdiſche Gegenanſtalten, und täuſcht ſich in allen Mitteln; welche Täuſchung zu den verſchiedenſten Zeiten eintrat, und nicht aus einem Mangel des Verſtandes entſprang, ſondern aus Unkenntniß deſſen, was den menſchlichen Verſtand regiert. Warum erzeugte das Heidenthum wenig Schwärmer, und das Chriſtenthum ſo viele? Weil das Heidenthum die falſche Religion iſt, und das Chriſtenthum die wahre. Warum giebt es Träume der Freyheit in allen Jahrhunderten? Weil ſie keine Träume ſind. Wäre das Recht mit der Stärke gleich=

bedeutend, wie Sophiſten ſagen, warum hat der Gebrauch von Macht nicht den Widerſtand und das Geſchrey des Rechts vertilgt? Fragſt du mit Pilatus, was Wahrheit ſey, ſo wird dich das Leben ſchon eine lehren, und zwar, daß die höchſte Wahrheit des Menſchen eben im Ueberſinnlichen liege.

Darum, mein Freund, bedarf jener Spruch Chriſti, „die Kinder der Welt ſeyen klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geſchlecht,“ (Luc. 16, 8.) mancher Einſchränkungen zum richtigen Verſtändniß. Ich habe die Kinder dieſer Welt oft grade deswegen recht thörigt und in dummer Finſterniß handeln ſehen, weil ihnen der Stern der Kinder des Lichts nicht aufgehen konnte. Ihnen hängt eine Decke vor den Augen, hinter welcher ſie mit vieler Weisheit Wort an Wort und Schlüſſe an Schlüſſe reihen, nur leider fehlt die wahre Geſtalt der Sachen, worauf ſich ihre Worte und Schlüſſe beziehen; ſie träumen mit wachen Augen, und werden überverſtändig in lauter Misverſtand. Endlich vielleicht zerreißt die Decke durch fremde Gewalt, ſie ſind geblendet von dem Licht der Dinge, begreifen nichts, verſtehen nichts, hängen

aber geſchwind eine neue Decke über, und fangen von vorne wieder an zu reden und zu ſchließen.

Doch ich komme ab von der ſpaniſchen Revolution wie von Deutſchland, und wollte nur ſagen: die Schwärmer und deren Unheil werden ſtark durch die Feindſchaft, welche man gegen ihre Wahrheit und ihr Recht ausübt, ja ſelbſt das an ſich Verkehrteſte der Schwärmerey gewinnt alsdann eine ſcheinbare Geſtalt des Wahren und Rechten, und wirkt mit wunderbarer Kraft. So hatten die ſeltſamen Lehrſätze der Albigenſer und Waldenſer ihren Einfluß den Päbſten zu danken, welche mit Feuer und Schwerdt dawider wütheten, ſo entſprangen Hußiten aus der Aſche des Joh. Huß, ſo ſchuf nicht Luther, ſondern der Pabſt den Eifer für die Reformation, ſo bewirkten nicht die Nationalverſammlung, ſondern die Europäiſchen Fürſten und die Ausgewanderten den Freyheitstaumel der Jacobiner, ſo erweckte Napoleon in Deutſchland ſchwärmeriſchen Franzoſenhaß, ſo erzeugten Ferdinand und die Inquiſition glühende Liebe der Cortes und ihrer Verfaſſung in Spanien. Dies Alles, wohlverſtanden, gilt

vom Anfange, nicht vom Fortgange, denn bis wie weit eine losgebrochene Kraft ihre Wirkungen erſtrecke, iſt weder durch einen ihr geleiſteten Widerſtand noch durch gefälliges Entgegenkommen oder durch Schonung auszumitteln.

Wir Deutſche nun ſind kein ſchwärmeriſches und leicht bewegtes Volk, ſondern haben uns von eigenen Schriftſtellern über Mangel an ſüdlicher Phantaſie und Ueberfluß an Schwerfälligkeit harte Dinge ſagen laſſen. Jedoch für Religion, Freyheit und Recht, das heißt für die Wahrheit der Schwärmer, ſind wir gewiß nicht gleichgültig, ſondern werden zu Zeiten darüber aufgeregt, empfinden auch, wenn gar nichts demſelben Entſprechendes im Leben vorkommt, nicht geringe Unluſt. Vorzüglich die Jugend iſt hiezu geneigt, ihr Daſeyn will über ſich ſelbſt hinaus, nämlich in die Zukunft, ſie ſieht einen vollen Himmel und will auch eine volle Erde, während das Alter, nachdem die Erde hinter ihm leer geworden, zugleich den Himmel weniger voll erblickt. Darum herrſchen bey der Jugend mancherley Vorſtellungen und Richtungen, von denen die Eltern und Erzieher nichts wiſſen oder wiſſen mögen, ja meiſtens

nichts davon verſtehen, indem ſie ihre eigene Jugend vergeſſen haben oder ganz andrer Vorſtellungen ſich erinnern. Was aber in der Luft liegt — Sie kennen ſchon dieſen Ausdruck — wirkt auf die Jugend mit entſchiedner Stärke, den Aeltern kann es weniger anhaben; jene wird krank, wenn etwa der Einfluß nachtheilig, dieſe bleiben geſund.

Während meiner Knabenjahre pflegten rauflustige Schüler unter den Parthei Namen der Amerikaner und Engländer mit einander zu kämpfen um den Sieg dieſer beyden Völker zu entſcheiden. Ich kann verſichern, daß es lebhaft zugieng, daß man Reden hielt, daß Lord Elliot, Rodney, Waſhington, in Aller Munde waren, obwohl ſchwerlich ein Kämpfer die Zeitung geleſen oder in den Schulſtunden davon gehört. Ohne grade mit Werther ſich das Leben zu nehmen, gab es in deſſen Periode ſeufzende Jünglinge genug, ſie ſchwärmten in Blüten und Frühlingduft, oder in ſchauriger Mondnacht, ja der Mond ward mit einem ſolchen Aufwande von Verſen beſungen, daß über ihn ſeitdem nichts mehr zu ſingen iſt. Er gleicht auch heute wirklich kaum ſich ſelber, denn ich entſinne mich

ſehr wohl jenes Eindrucks, welchen der damalige machte, viel feierlicher, räthſelhafter, zauberiſcher. Als die franzöſiſche Revolution begann, drangen ihre Freyheitbäume, Verheißungen und Thorheiten, in das Herz der Jugend, während das Alter kopfſchüttelnd zuſah. Aus der Unvereinbarkeit dieſer Geſinnungen erwuchs ein Losreißen der Jugendgedanken vom älteren Geſchlecht, mit vielfachen nachtheiligen Folgen. Späterhin haben Jünglinge gewiß den Tageshelden Napoleon bewundert und für ihn geſchwärmt, wie hernach Alte und Junge gegen ihn, bis endlich ſein Fall den deutſchen Sinn auf das Vaterland ſtellt, und über daſſelbe, wie über das Mittelalter, romantiſche Bilder und Geſchichten vorbringen läßt.

Allerley Antheil an dem gegenwärtigen Treiben des deutſchen Geiſtes, beſonders der jüngeren Welt, hat die neuere Philoſophie. Sie nahm während zweyer Jahrzehende — gleichzeitig mit der franzöſiſchen Revolution und Deutſchlands Erniedrigung — ſtark die Gedanken in Anſpruch, und wirkt noch fort, nachdem ſie aus der Mode gekommen, und der Theologie gleichſam das Feld geräumt. Weil Phi-

loſophie das edelſte Streben nach Wahrheit bezeichnet, kann ſie gewiß nicht als bloße Schwärmerey gelten, ſondern ehe als deren Gegenmittel, und dennoch erhielt ſie durch die Lebendigkeit, womit man ihre Richtungen einſchlug, einen ſchwärmeriſchen Charakter. Bey Kant iſt grade Nichts dergleichen, aber ſchon bey den Kantianern. Ich erkenne es allenthalben, wo man durch ein ſchulgerechtes Syſtem mit logiſchen Beweismitteln die alleinige, für alle Zeiten unabänderliche und von keiner andern Seite mehr zu unterſuchende philoſophiſche Wahrheit gefunden und begründet zu haben glaubt; ſich ſelber aber, als Erfinder oder vollendeten Kenner des Syſtems, für den Meſſias der Philoſophie hält, von welchem alle frühere Philoſophen, gleich Propheten, weiſſagten. Ihnen muß erinnerlich ſeyn, lieber Freund, daß nach dem erſten von Kantianern verkündeten Meſſias, viel andre Meſſiaſſe aufgetreten ſind, deren Namen mehr oder weniger Ruf erhielten, aber eine Zeitlang ſchwärmeriſche Anhänger fanden, oder wohl noch dieſelben finden. Leute wie unſer einer, denen der ſchwärmeriſche Glaube fehlte, hatten zu ſtreiten gegen eine

herrſchende Geſinnung, gegen eine Sache, die in der Luft lag, und wir handelten inſofern durchaus unpolitiſch, hatten Stürme zu beſtehen, und bewirkten ſchwerlich bey irgend einem Gegner Veränderung ſeiner Ueberzeugungen. Die Stärke jener philoſophiſchen Schwärmerey liegt in der Wahrheit, daß alle ſelbſtändige Unterſuchung der Quellen und des Umfangs menſchlicher Erkenntniß eine ſyſtematiſche Durchbildung fodert, und daß mehr noch geſchehen müſſe, als bey denen aus früheren Jahrhunderten zu uns gelangten philoſophiſchen Syſtemen geſchah, ſobald die menſchliche Erkenntniß bedeutender ſeyn ſoll, als ſie bis dahin geweſen. Einen ganz eignen Schein des Mehrgeſchehens gewährte die Ergänzung oder angebliche Vollendung des Spinozismus durch Phantaſie, welche nun dem Hange der Schwärmenden Vorſchub leiſtete, und ſie nicht wenig ſelbſtzufrieden machte. Vom merkwürdigen Verhältniß ſolcher Art Philoſophie zum Chriſtenthume habe ich Ihnen einſt meine Gedanken mitgetheilt (Brief III. der erſten Sammlung) und etwas Aehnliches ließe ſich für andre Gegenſtände nachweiſen.

Denke man jetzt die Richtung der Gemüther durch große Ereigniſſe dem öffentlichen Leben und dem Beſtande der Staaten zugewendet, ſo wäre eine politiſche Schwärmerey wohl erklärlich, welche zu Werke gehen will, gleich der philoſophiſchen, Einheit fodernd, Syſteme conſtruirend, ein meſſianiſches Zeitalter der Staaten erwartend. Sie wird beſonders auf die Jugend und jugendlich Geſinnte wirken, nur muß daſſelbe eintreten, wie bey der allein wahren Philoſophie, daß nämlich die Meynungen ungeachtet ihrer Verwandtſchaft, aus einander ſchwärmen. Tritt ihnen jemand übereilt entgegen, will er ſogar das Wahre und Rechte gewiſſer Foderungen durchweg läugnen, ſo kann er ein Martyrer durch einen Märtyrer werden, wovon wir das traurige Beyſpiel erlebten. Die philoſophiſche Schwärmerey zählte nur Selbſtmartyrer, weil ſie mit dem äußeren Seyn nicht in Feindſchaft gerieth, die politiſche Schwärmerey kommt in unfehlbare Beziehung damit; jene entladet ſich deshalb in Büchern, dieſe erſcheint außer Büchern auch in öffentlichen Thaten.

Darob werden nun die Politiker beſorgt.

Lärmer und Schwärmer in der Philoſophie waren ihnen vielleicht genehm, und ſie fragten ſich wie Pilatus, was Wahrheit ſey; aber alle politiſchen Schwärmer, ja noch mehr die Lärmer, ſind ihnen ein Gräuel. Sie ſehen die Jugend ergriffen, auch einige Lehrer krank, und wollen die Schwärmerey aus den Büchern vertilgen, wie aus der Welt. Sie meynen, das gehe mit Cenſur und Specialunterſuchung, als ob das verbotene Wort den Gedanken tödtete, und Furcht die Ueberſpannung des Geiſtes lähmte! Entſchiedner richtet man dadurch die Gewalt beyder gegen ſich, und verſtärkt ihre Wahrheit, mithin ihre Kraft; weil das gewählte Heilmittel Freyheit und Recht zu beleidigen ſcheint. Sonderbares Schauſpiel, daß die lernende Jugend aus Ueberdruß an der Wiſſenſchaft ins äußre Leben eingreifen will, und daß die Lenker des äußern Lebens den Wiſſenſchaften zutrauen, mit Geiſtesſchienen das Herz der Jugend zu gewinnen, ſo wie den außerordentlichen Gerichthöfen, durch ihre raſchen Verhaftbefehle die Liebe der Bürger wieder herzuſtellen!

Noch ſonderbarer verwirft man das einzige Heilmittel, welches ſicher ſeinen Zweck erreicht,

welches den Schaden gründlich hebt, wornach die Kranken ſich ſehnen, wogegen die Aerzte unüberwindliche Abneigung haben — ſtändiſche Staatverfaſſung. Sie wirkt gleich einer Luftveränderung in den Staaten, macht alle andere Vorkehrungen überflüßig, weil eben der Fehler in der Luft gelegen. Woher dieſe Wirkung? Das Uebel gieng hervor aus Langerweile und Schwärmerey. Conſtitutionen geben zu thun, und zwar nicht bloß Einigen, ſondern Vielen, und weil jeder auf irgend eine Art repräſentirt wird, oder es zu ſeyn glaubt, eigentlich Allen; die Langeweile hat ein Ende. Seyd auch ſicher vor wunderlicher Schwärmerey, denn ſie verſchwindet, wo ein öffentliches Leben der Freyheit und des Rechts vorhanden iſt; die Jugend wird ſchweigen, wo Männer reden dürfen. Giebt es einen bedenklichen Zuſtand Europas oder Deutſchlands, er hört auf mit dem Gebrauch dieſes zuverläſſigen Mittels.

Gegenwärtig ſcheinen manche Staaten und deren Lenker ein Verhältniß zu wiederholen, welches aus meinen Knabenjahren mir erinnerlich blieb. Ich litt häufig an kalten Wechſelfiebern, und wußte aus frühern Vorgängen, daß

ſie nur der Chinarinde wichen. Mein Arzt hatte Abneigung gegen dieſe damals noch ziemlich neue Arzney, verſuchte deshalb jedesmal die Heilung mit allerley andern ſauren und bitteren Tränkchen, was aber nie gelang. Ich im Bette bat und flehte, mir die Rinde zu reichen, der Mann zögerte von Tage zu Tage, verſprach, und hielt nicht Wort, bis alle ſeine Tränkchen durchgemacht waren. Dann entſchloß er ſich zuletzt mit einigem Unwillen zur China, worauf das Fieber wich. Nicht beſſer treibt man es mit den Fieberanfällen der Staaten, nur daß nicht immer entſchieden iſt, ob die unwilligen Aerzte endlich zur Rinde greifen. In Spanien ward der Kranke ſeines geſchüttelten Zuſtandes und noch mehr der widerlichen Arzneyen müde, ſprang aus dem Bette, ſtürmte nach der Apotheke, und nahm zu ſich, was man ihm verſagte. Iſt er geheilt, wie ich hoffe, was müſſen andre Kranke ſchließen? Ich wünſche nicht, daß ſie es ihm nachmachen, ſondern daß die Aerzte den Heilungtrank bereiten. Jene Nothkur hat große Gefahren, wirkt bey dem Geneſenen Verachtung der Aerzte, ja vielleicht der geſammten Heilwiſſenſchaft und Kunſt, und kann

ihn in neue gefährliche Krankheiten ſtürzen. Bewahre uns der Himmel vor ſolchem Mißgeſchick, und ſende den rechten Arzt!

Zweyter Brief.

Mai 1820.

Lebensbeſchreibungen ſind mir lieb, nämlich die rechten, worin man ein wirkliches Leben mit allen Einzelheiten kennen lernt. Die Leute brauchen nicht immer ſo merkwürdig und ſo tragiſch zu enden, wie Auguſt von Kotzebue, deſſen Schickſale aus ſeinen Schriften und andern Nachrichten neuerdings ganz gut zuſammengeſtellt wurden. Auch andre weit weniger öffentliche Begebenheiten zwiſchen Geburt, Heyrath und Grab nehmen uns in Anſpruch und bringen eine Reihe kleiner Bilder und Verhältniſſe lehrreich vor die verwandte Seele.

Zwar giebt es eine biographiſche Lobrednerey und Allgemeinheit, wodurch man aller Vortheile verluſtig wird, doch kommt ſie gegenwärtig außer Gebrauch. In meiner Jugend er-

ſchienen von bedeutenden Perſonen der Vaterſtadt gedruckte Lebensläufe am Begräbnißtage, und ich nahm ſie ſtets begierig zur Hand, erfuhr aber faſt Nichts von allem was die Geſtorbnen erfahren, ſondern bloß, wann ſie das Licht der Welt erblickt, wer ihre Eltern geweſen, wann ſie ſich verheyrathet, und an welcher Krankheit ſie geſtorben, wobey die Krankheitgeſchichte durch ärztlichen Bericht beſondrer Ausführlichkeit genoß. Darneben wurden die Verdienſte der Todten nach Verdienſt geprieſen, und was für unerſetzlichen Verluſt der Staat erlitten; nur gerieth ich in kindiſche Verwunderung, warum mir dieſes nicht aufgefallen, und warum man nirgends merkte, daß die Verſtorbnen fehlten, indem die Staatgeſchäfte ferner ihren Gang giengen, und durch das Einrücken der Lebenden an den Platz der Todten gar keine ſichtbare Veränderung entſtand. In einem ariſtokratiſch bürgerlichen Gemeinweſen der Hanſeſtadt Lübeck und deren friedlichen Gewerbthätigkeit war dieſes begreiflich genug.

Beſſer machen es daher die neuern Lebensbeſchreiber, wenn ſie aus Papieren und Briefen der Verſtorbenen ihren Gemüthszuſtand jeglicher

Lebensperiode ſamt kleineren Familienverhältniſſen, Feindſchaften und Freundſchaften, vorführen. Die Todten malen dann ſich ſelber, ohne es gewollt zu haben. Viele tadeln eine ſolche Aufſtörung der Vergangenheit als unzart, und deren Misbrauch liegt nahe, ſo daß einem lebenden Briefſteller vor der Oeffentlichkeit ſeiner Briefe nach dem Tode grauen könnte — aber geſetzt dies geſchieht in vernünftigem Maaß, ſo erfährt doch ein Leſer, was er bis dahin nicht wußte, lernt die Verſtorbenen kennen, und wahrſcheinlich ſind dem Bewohner einer zweyten Welt unſre irdiſchen Urtheile gleichgültig! Denn jene Nachwelt, um welche die Schriftſteller mit Eifer ſich abmühen, gleicht einem wunderlichen Niemand, dem Niemand ſich anders darzuſtellen braucht, als er iſt, oder in anderem Licht, als worin ihn die Zeitgenoſſen, Freunde und nächſten Umgebungen geſehen. Hat ihn manchmal Leidenſchaft hingeriſſen, und die Nachwelt erfährt dies, ſo iſt ſie ſelber nicht von Leidenſchaften und Schwächen frey, muß demnach die Entdeckung kaum ſonderlich auffallend oder herabſetzend finden.

Glauben Sie nicht, liebſter Freund, ich

wolle das ſchaamloſe Druckenlaſſen aller und jeglicher Papiere, das Klatſchen und Anekdotenjagen mit und ohne Briefe hiedurch in Schutz nehmen. Mir könnten Sie den Inhalt Ihres Schreibepults viel ſicherer nach Ihrem Tode anvertrauen, als tauſend Andern, und ich würde mit dem Schatze ungemein vorſichtig verfahren. Wer ſorglos aus fremdem Nachlaß mittheilt, ſchadet ſich ſelbſt am meiſten, wie gern auch die neugierigen Leſer zugreifen. Nur was die wahren Züge der Verſtorbenen enthüllt, Menſchliches dem Menſchen kund giebt, braucht ein Biograph nicht zu verheimlichen, er ſoll es ſogar mittheilen, wenn er nicht überall ſchweigen will, oder ein flaches Lobpreiſen werthloſer Leichenreden mit weiter Allgemeinheit vorzieht. Der Menſch lehrt den Menſchen durch ſeine ganze Perſönlichkeit, durch ſeine Fehler und Schwächen ſo gut als durch ſeine Tugenden.

In dieſem Sinne hat F. G. Welker neulich das Leben Zoega's herausgegeben (2 Theile 8.). Vermuthlich aus Scheu vor dem Tadel der Zärtlichen ſtehen in der Vorrede Entſchuldigungen über die offene Mittheilung der Briefe des Mannes und deren Inhalt. Zoega nämlich

(geb. in Jütland 1755. geſt. in Rom 1809.) war einer der gelehrteſten Männer ſeines Zeitalters und entwickelte in ſeinen Werken — namentlich in dem Werk über die Obelisken — großen Reichthum ſorgfältiger Beobachtung und des vergleichenden Scharfſinns. Die Lebensbeſchreibung zeigt nun deutlich jene Widerſprüche, in welche der aufſtrebende von Sachen und Wiſſenſchaften ſtark ergriffene Menſch leicht hineingeräth, indem er über das gemeine Daſeyn hinauswill, und doch immerwährend darin ſtecken bleibt. Faſt ein ununterbrochenes Echo dieſer Disharmonie erklingt in allen Briefen Zoega's, ſie mögen geſchrieben ſeyn am rauhen Ufer der Oſtſee oder unter den Trümmern des alten Roms. Ich pflege dergleichen Welthypochonder zu nennen, ſehr verſchieden von dem leiblichen des fleißigen Schriftſtellers, welchen er durch Brunnenkur und Luftveränderung heilen kann. Oder iſt es nicht Welthypochonder, wenn Zoega ſchreibt: „Wer ſich zum Gelehrten aufwirft, iſt entweder ein Dummkopf oder ein Selbſtmörder. Nimm das für eine Regel ohne Ausnahme. . . . . Mir iſt nur das übrig, mich zu ſtellen als macht' ich den Gelehrten, wohl

mir bewußt, daß es eines Menſchen Leben nicht werth iſt, einer zu ſeyn (Th. I. S. 417.). . . . All das Antiquarienweſen iſt ohne Zweck und Ziel, und all unſer mühſeliges Beſtreben hat am Ende nur unnützes Spielwerk zum Gegenſtande. Ich gedachte einmal das ganze Ding aus dem Grunde zu erforſchen und in ſeinem Zuſammenhange der Welt vorzulegen, um das Wenige, was Reelles daran iſt, abzuſondern von dem Schwall von Geſchwätz und Betrug, in welchen es eingehüllt iſt, allein die mancherley Aufträge, die ich übernehmen muß, benehmen mir allmählig die Hofnung, meinen Plan auszuführen (Th. 2. S. 78.). . . . . Alles mag mein Sohn werden, nur Gelehrter nicht: denn die Gelehrſamkeit macht unſre Seele zu frey und unſern Körper zu ſclaviſch, und der Contraſt zerrüttet unſer Weſen.“ (Eb. S. 246.)

Keine Einwendungen, lieber Freund, gegen dieſe Lehre vom Welthypochonder, an welcher ich mit einiger dogmatiſchen Hartnäckigkeit feſthalte. Sie findet ihre Beſtätigung in unzähligen Beyſpielen, unter andern auch im Leben des gleichzeitigen Fernow, den ich ſelber einſt durch Thüringen begleitete, als er voll roſen-

farbner Gedanken nach Italien zog, und deſſen erſehnten Rückzug aus dieſem Lande nebſt frü=hem Sterben im nichtitaliſchen Weimar Johanna Schopenhauer beſchrieb. Zoega hat mich ſehr an ihn erinnert, derſelbe gerügte Misklang durchdringt die Tage beyder. Soll ich ihn noch näher bezeichnen? Zoega widmet ſich nach flei=ßig benutzten Univerſitätjahren keinem poſitiven Fach, etwa der Theologie, Jurisprudenz, dem gelehrten Schulunterricht, ihm däucht dieſes Alles zu einzwängend, er wählt deshalb nicht ſeinen beſtimmten Platz oder den Weg zu dem=ſelben in der bürgerlichen Welt, ſondern wartet in Kopenhagen auf ein Unbeſtimmtes, das da kommen ſoll, und zerfällt darüber mit ſeinen Umgebungen, grade weil ihm das Beſtimmte mangelt, wovor er ſich ſcheut. Hierauf trach=tet ſeine Sehnſucht nach einer Hauslehrerſtelle in Fühnen, er kommt dahin, freut ſich der ſchö=nen Natur und ſeiner Lage, aber in ihm bleibt, was er aus Kopenhagen ſchrieb: „ein ewiger Widerſpruch, daß ich ſelbſt nicht weiß, was ich will oder wünſche, und mich ſelbſt haſſen möchte wegen des Hin= und Herſchwankens von Trieb zur Läßigkeit, von Entſchluß zu Zweifel.“ (Th.

1. S. 97.) In der Fühniſchen Einſamkeit, wo kein erregender Umgang durch Menſchen — den er in Kopenhagen geflohen — quälen ihn bald Erſchlaffung und Trübſinn. Hienächſt geht er mit einem jungen Herrn von Heinen auf Reiſen, vorerſt nach Göttingen als akademiſcher Beglei- ter, wo ſeine gelehrte Sucht Befriedigung fin- det, aber — Göttingen und die Profeſſoren werden ihm zuwider. „Unter allen möglichen Weſen," ſagt er, „mit denen der Menſch Um- gang haben kann, ſind Profeſſoren und Studen- ten die unerträglichſten. Das Gemiſch von Pe- dantismus und Aefferey kehrt einem den Magen um, daß man an allen Dingen einen Ekel be- kömmt." (Th. 1. S. 236.) Späterhin ge- winnt er beſtimmte Geſchäfte durch Anordnung eines Münzkabinetts in Kopenhagen, ihm wer- den 600 Rthlr. auf zwey Jahre als Reiſegeld zugeſichert, nach deren Verlauf ihn das Münz- kabinett als ſeinen Aufſeher erwartet; doch — man denke! — außer der Gelehrſamkeit wird ihm das Reiſen zuwider, „auch darum, weil es den Menſchen oberflächlich macht. Ich ſehe das an allen den zahlloſen Herumwanderern, die mir aufſtoßen; es gehört mit zum Handwerk,

von allen Dingen zu wiſſen, und keines von allen zu kennen. Mir ſelbſt geht es ſo, daß ich alle Bemerkungen meiner vorigen Reiſen unwahr finde. Deswegen mache ich jetzt gar keine." (Th. 1. S. 406.) — Derſelbe Mann, welcher früher nur nach Unabhängigkeit und Muße zum gelehrten Forſchen ſtrebte, kömmt nach Rom, verheyrathet ſich dort heimlich mit einem römiſchen Mädchen und vertauſcht ſeinen proteſtantiſchen väterlichen Glauben gegen den römiſch katholiſchen. Haben dieſes nun Schönheit und Liebesrauſch zuwege gebracht, ſo findet er doch nach einigen Jahren, die römiſchen Weiber ſeyen nur zum Kindergebären brauchbar, und das geiſtliche Treiben ſey ein Pfaffenthum; ja ſein Sohn ſoll eben ſo wenig Pfaffendiener als Gelehrter werden. Allerley häusliche Leiden, beſonders Kränklichkeit ſeiner Frau, Abſterben mehrerer Kinder, verbittern ihm das Leben an der Tiber, er fühlt Sehnſucht nach feſter Verſorgung, die Bilder des Vaterlandes erwachen in ſeiner Seele, eine Profeſſur in Kiel däucht ihm das Rechte. Nach vielen weggeräumten Schwierigkeiten führen ihn ſeine Freunde an dies Ziel; aber —

nun kann er von Rom nicht ſcheiden, verſchiebt ſeine Abreiſe, und bleibt gegen frühere Entſchlüſſe ganz dort. Sicher wäre er im Vaterlande nur unglücklich geweſen, obendrein will ſeine Frau nicht hin. Endlich, um die Widerſprüche zu vollenden, findet man bey ihm, der in allen Briefen über Mangel geklagt, nach ſeinem Tode tauſend Piaſter in Golde, eine Frucht unſtreitig der härteſten Sparſamkeit.

Verglichen mit dem offenen kindlichen Sinn des Mannes, mit ſeinem raſtloſen Fleiß, ſeiner ſeltenen Verläugnung für die Wiſſenſchaft, für die Familie, an denen ſein ganzes Herz hängt, gewähren die Widerſprüche ein recht trauriges Bild. Sie ſind mehr oder weniger auch bey Anderen heimiſch, ſind nicht ausſchließliches Eigenthum einer kränklichen antiquariſchen Natur. Es giebt nur zwey Wege, dürfte man ſagen, ihrer los zu werden, nämlich zu leben oder zu ſterben. Unter Leben verſtehe ich dann eine gewiſſe Empfänglichkeit für jegliches ſich darbietende Gute, einen fröhlichen Genuß des Augenblicks ohne ſonderliche Gedanken der Zukunft, eine Leichtigkeit das Unangenehme zu verſchmerzen und zu vergeſſen, was Ariſtipp vielleicht

mit Meiſterſchaft geübt haben mag. Unter Sterben im Gegentheil verſtehe ich ein reines Entſagen, einen Abſchied von der Welt und ihrem Genuß, worin Aſceten und Mönche, nämlich die wahren, wirklichen, ſich hervorgethan, was aber ein Familienvater ſchwerlich zu Stande bringt. Zwiſchen beyden liegt eine Art Hausphiloſophie, nicht aus einem Stück, conſequent in der Inconſequenz, nämlich ein Leben und Sterben zugleich; ein Genießen, als lebte man bloß für den Tag; ein Entbehren, als ſey man ſchon geſtorben, oder ſtürbe. Letzteres erſcheint allerdings Platoniſcher und chriſtlicher, fodert auch die meiſte Geiſteskraft, und iſt, mit Religion verbunden, der Anker auf dem Meere des Lebens. Erſteres iſt heidniſcher, aber im untergeordneten Maaß empfehlungwerth, damit nicht die Haltung übermäßig ſtrenge, und das Gemüth erbittert werde gegen Verhältniſſe zu Welt und Menſchen. Zoega hat Viel vom Heidniſchen, kömmt nicht mit ſich ſelbſt zum Abſchluß, und ſucht hinter demjenigen was er hat und genießt, immer noch ein Neues, ohne ſich die Zukunft aus dem Sinne zu ſchlagen oder ein Drückendes der Gegenwart zu verſchmerzen.

Hier liegt die Urquelle ſeines Trübſinns und Hypochonders, und ſeine religiöſen Ueberzeugungen ſind dawider nicht ſtark genug. Ihm gefällt vielleicht Göthe deswegen als Dichter vor allen Uebrigen, weil dieſer in ſeinen Werken die heidniſche Richtung unter den anmuthigſten Formen offenbart. Ganz ein Aehnliches findet ſich bey vielen Männern aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, iſt vielleicht deſſen eigenthümlichſter Charakter, und die Grundlage jener Melancholie, deren Züge Göthe in ſeinem Leben ſchildert, und welche los zu werden, er ſeinen Werther dichtete. Auch dieſer Weg führt am Ende zur Entſagung, obwohl ſie ſchwer erreicht wird, indem allerley Rückſchritte oder Umwege vom Ziel entfernen, das Gemüth beunruhigen, Widerſprüche mit Widerſprüchen häufen, bis das Grab den trüben Wanderer empfängt. Wohl dürfte dieſer am Rande deſſelben ausrufen: „Traurigkeit iſt des Menſchen Loos; in der Jugend hat er nicht was er begehrt, im Alter begehrt er nicht was er hat; und doch iſt in der Ausgleichung des Begehrens und Habens alle irdiſche Glückſeligkeit zu ſuchen!"

Einſt kannte ich einen Jüngling, der ſchon früh von ſolchen Gedanken heimgeſucht wurde, und der in ähnlicher Art, wie Zoega, wegen äußerer Verhältniſſe und noch mehr durch die Unruhe des Ehrgeitzes, welcher bey fortſtrebenden Naturen allemal zum Grunde liegt, nicht hatte, was er begehrte. Da zogen ihn eigene Neigung, moraliſche Beyſpiele, und auch wohl eine Ahndung, daß es ſo am beſten ſey, zur Weltentſagung, und er konnte ſich ganz dichteriſch eine Lebensweiſe ausmalen, abgeſchieden von der Welt über die Welt nachzudenken, obwohl dieſes ein innerer Widerſpruch iſt, und wahrſcheinlich die Welt ſeine Gedanken auch hätte hören oder leſen ſollen. Inzwiſchen ward dem Frühweiſen die Härte und Einförmigkeit der Abſchließung läſtig, und nothgedrungen unter Menſchen lebend, fand er, daß man dadurch mit ihnen ſchlecht auskomme, wie chriſtlich, aſcetiſch, und im Ganzen vielleicht heilſam die Sache immer ſey. Dadurch veranlaßt ſuchte er mit einiger heidniſchen Miſchung die herbe Säure zu verſüßen, mit leichtem Sinn den Gaben des Augenblicks nachzuhängen, welches gelang, und als Vergeſſenheit des trüben Ernſtes

ſchon eine Kraft des Willens vorausſetzte. Uebung bringt Fertigkeit, und hatten nun ehedem die Menſchen an der finſtern Verſchloſſenheit des Jünglings Anſtoß genommen, ſo konnten ſpäterhin ernſthafte Männer die ſcheinbar ſorgloſe ſinnliche Lebhaftigkeit tadeln, womit er den Eindrücken der Außenwelt ſich hingab. Seine Fertigkeit mußte mit den Jahren noch zugenommen haben, weil ich im Mannesalter ihn wiederfand ohne deſſen gewöhnliche Gravität und abgeſchloſſene Form, vielmehr jugendlich leichter und ſinnlich lebendiger, als in der Jugend ſelbſt. Er hat mir wohl geſtanden, der Ernſt ſey nie von ihm gewichen, theils weil er allem Scherz zum Grunde liege, wie der Sorgloſigkeit die Sorge, theils weil er ihm angeboren geweſen, und die Kunſt niemals der Natur Meiſter geworden. Doch habe er oft lächeln müſſen, wenn Leute, welche ihn zu kennen glaubten, die Kunſt für das Natürliche nahmen und Letzteres für das Angebildete, dann aber ihn wohlmeynend warnten, oder wohl gar tadelten. Mit den meiſten Menſchen ſey er beſſer gefahren, und dies habe ihm genügt, auch ſey die Kunſt mit einer gewiſſen Menſchenverachtung zuſammengetroffen, die

mehr oder weniger im längeren Leben ſich einfinde. Man könne dergleichen ohne Verdrießlichkeiten andrer Art nur durchführen, wenn die Lebenslage einige Unabhängigkeit von fremdem Urtheil gewähre, und bürgerliche Verhältniſſe etwas frey zu beherrſchen erlaube; dann aber ſtamme daraus eine gute Hausphiloſophie, hinreichendes Wohlſeyn, und ein Maaß von Genügſamkeit und friſchem Genuß, welches bey zunehmendem Alter von ſelber immer mehr in Ernſt übergehe und für die Erdentage ausreiche.

— — —

Juni 1820.

Hier mußte neulich mein Schreiben abgebrochen werden, und während ich das Jüngſtgeſchriebene nachleſe, kommen mir ſo viele mögliche Einwendungen gegen den Welthypochonder, daß ordentlich die Theorie deſſelben Gefahr läuft, und ich ſie für das Erzeugniß einer trüben Stunde nehmen müßte, wäre ſie nicht ſchon ſeit Jahren mein. Beſonders däucht mir, könnten mein Freund und Andre ſagen, aus dem Leben eines grämlichen Gelehrten folge

Nichts, und Zoega habe ganz Recht über die Unnatur der Gelehrſamkeit; man ſolle Menſchen betrachten, die nicht vom Alp gedrückt würden, aber weil einen ſelber dieſer ritte, meyne man ihn überall anzutreffen! — Gut, ich will ein zweytes Beyſpiel wählen, einen von der Welt vielfach Geprieſenen, für die Welt Ausgezeichnetes Leiſtenden, mit der Welt Erfreuliches Genießenden, keinen Gelehrten und Antiquar, keinen durch Familienſorgen und häusliche Beſchränkungen Verſtimmten, nämlich den großen Schauſpieler Friedrich Ludwig Schröder.

Seine Lebensbeſchreibung, als Beytrag zur Kunde des Menſchen und Künſtlers, iſt im vorigen Jahre (Hamburg 2 Thle. 8.) durch F. L. W. Meyer zum Druck befördert. Ich hielt den Herausgeber anfangs für den Hamburgiſchen Domherrn und Schriftſteller Meyer, fand aber hernach, dieſer könne es nicht ſeyn, weil des Domherrn als einer dritten Perſon im Buche gedacht wird, und weil der Herausgeber nicht in Hamburg wohnt, obwohl in deſſen

Nähe.*) Mag darum aus der großen Namen-verwandſchaft aller Meyer die Perſönlichkeit des Biographen unbeſtimmt bleiben, er iſt auf jeden Fall ein näherer Freund Schröders gewe-ſen. Er konnte deswegen aus nachgelaſſenen Papieren Vieles mittheilen, nur iſt das Viele nicht gut zum Ganzen geordnet und der Leſer muß einen großen Schwall von Thea-ternachrichten durcharbeiten, um das Merkwür-dige zu finden. Obendrein herrſcht in manchen Beziehungen, deren Klarheit man wünſchen möchte, ein gewiſſes Dunkel, als ſcheute ſich der Herausgeber die Sachen näher zu berühren, oder als fiele dadurch ein nachtheiliger Schatten auf ſeinen Freund. Der letzte Grund verdient allemal Achtung, nur ſollte dann der Biograph das Dunkel auf ſolche Weiſe vertheilt haben, daß niemand es vor dem Lichte gewahr würde. Schröder iſt im Jahr 1744. zu Hamburg gebo-ren, von einer Schauſpielerin, die hernach un-ter dem Namen ihres zweyten Mannes als So-phie Charlotte Ackermann einen wohlverdienten

---

*) Im neunten Heft der Zeitgenoſſen bezeichnet ihn Hr. Schink als Profeſſor in Bramſtädt.

Ruf ſich erworben. Er ſtarb in Hamburg 1816. ſehr wohlhabend, wo nicht reich, und hatte ſchon ſeit dem Anfange unſers Jahrhunderts von der Bühne ſich zurückgezogen.

Recht auffallend wird im Leben dieſes ausgezeichneten Künſtlers, den Alle dafür erklären, die ſeinen Darſtellungen beywohnten, ein bedeutender Unterſchied der Schauſpielkunſt von den übrigen ſchönen Künſten in Abſicht ihres Verhältniſſes zu Welt und Menſchen. Andre Künſte nämlich, Dichtkunſt, Tonkunſt, Malerey, gewähren ihrem Lieblinge durch ſich ſelbſt eine hohe Befriedigung, eröfnen ihm ein Zauberreich, worin er ſchalten und ſeine wirklichen Umgebungen nebſt vielem Unbehaglichen rein vergeſſen kann, wenn nicht etwa Mangel oder Nahrungſorgen den Flug der Phantaſie unterbrechen, oder auch in dieſem traurigen Falle die Ausübung der Kunſt dem genügſamen Künſtler freundlichen Troſt gewährt. Sichere aber dem Dichter, dem Tonkünſtler, dem Maler, ein für ſeine Bedürfniſſe hinreichendes Auskommen, und er treibt ſein Werk mit Luſt und Frieden, dichtend, Klangreihen oder Geſtalten erfindend, darſtellend, ohne daß ihn die Mitbürger ſehen,

ſeine Werke loben oder bezahlen, wiewohl letzteres dem Lebensglück mit nichten ſchadet. Ein Schauſpieler hingegen übt ſeine Kunſt durchaus nicht für ſich ſelbſt, ſondern für Andre, für einen Genuß der Zuſchauer, dem er als Mittel dient, wofür er manche Bequemlichkeit aufopfert; ein Publikum iſt ihm für ſeine Leiſtungen ſchlechthin nothwendig, und er wird gewiß nicht auf den Brettern eines leeren Hauſes das Lächerliche oder Tragiſche menſchlicher Charaktere vorführen wollen. Außer der wirklichen Welt jenſeits des Vorhanges, bedarf er noch einer Theaterwelt dießeits deſſelben mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, um ſeine Kunſtdarſtellung auf den Brettern — nur anzufangen. Darum iſt die Schauſpielkunſt keine unabhängige, ſich ſelbſt genügende, ſondern weſentlich nach Eindruck auf Andre ſtrebend, bey dieſem Eindruck an die Mitwirkung andrer Kunſtgenoſſen gebunden, allerdings dem Ideal des Schönen zugewandt, aber nur wiefern es vor Andern mit großer Lebendigkeit erſcheinen ſoll. Verglichen mit ihr beſitzen die übrigen Künſte weit mehr Egoismus und Häusliches, jene iſt in ihrem Weſen Selbſtverläugnung und

Oeffentlichkeit, ſie wirkt dadurch auf das innere Leben ihres Jüngers und ſeine Stellung zu den Zeitgenoſſen in ganz eigenthümlicher Weiſe. An die Nachwelt zu denken, verſtattet ſie gar nicht, denn was der bloße Schauſpieler — nicht der Schauſpieldichter — leiſtet, geht mit ihm zu Grabe.

Manches Vorzugs möchte ſich deshalb die mimiſche Kunſt vor ihren Schweſtern rühmen. Sie führt mitten in die Welt, wirkt auf die Welt, reißt ſtärker hin als Farben, Klänge oder geſchriebenes Wort, und iſt das Leben ein Schauſpiel, ſo iſt im Schauſpiele das ergreifendſte künſtleriſche Leben; an der leiſeſten Bewegung des Meiſters hängt das geſpannte Gemüth der Zuſchauer, an Ton und Gebehrde ihr Weinen und Lachen, der ganze zweyte Menſch iſt mit Ohr, Auge, Phantaſie, Gefühl und Verſtand in des Künſtlers Gewalt. Vielſeitig wie keine andre Kunſt, wird die Schauſpielkunſt niemals durch Einſeitigkeit den übrigen ähnlich, ſie lehret Menſchenkenntniß und Selbſterkenntniß durch Auffaſſung der feinſten Züge des Charakters, ſie hat eine Klarheit für Jedermann, welche anderweitigen Künſten gebricht,

und ſteht ganz in der Mitte des natürlichſten allgemein verſtändlichen Menſchendaſeyns. Schröders Biographie erzählt uns, die Gallerie des hamburgiſchen Theaters habe am unwandelbarſten dem Meiſter Beyfall gezollt, und ich halte dies für einen treffenden Beleg ſeiner Künſtlergröße, weil manche Gebildete und Verbildete mit ihren Foderungen an das Schauſpiel kaum wiſſen was ſie wollen, und am Ende vor lauter Mattigkeit und feinem Verſtande weder zum Weinen noch Lachen kommen. Wie oft müſſen die andern ſchönen Künſte trauren, daß ſie eine beſondre Bildung des Geſchmacks vorausſetzen, welche den meiſten Zeitgenoſſen, oft ſogar ganzen Zeitaltern, fehlt; ſie rühren dann höchſtens die Menge auf einzelnen untergeordneten Stufen der Kunſthöhe, ſind aber derſelben in ihren größten und reichſten Schöpfungen unzugänglich! Ich lebe der völligen Ueberzeugung, daß Dichtkunſt (Volklieder ausgenommen), Muſik (Tanzmelodien und Gaſſenlieder ausgenommen), Malerey (Bildniſſe ausgenommen) auf eine ſehr geringe Zahl von Menſchen wirken, auf eine viel geringere, als man ſich wohl einbildet, und darum gewährt es den Pflegern dieſer Künſte nur

ſchmerzlichen Troſt, mit Horaz das ungeweihte Geſchlecht abzuwehren und in ihrer Welt allein zu ſtehen oder mit wenigen Kunſtgenoſſen. Der Schauſpieler hat es beſſer, ihn preiſet und krönet das Volk; bedarf er für dieſen Zweck der Selbſtentäußerung, ſo iſt ſie nicht ohne Lohn, und führt außerdem zur Herrſchaft über ſich, zur Ueberwindung zufälliger Gemüthzuſtände bis auf Blick und Gebehrde, in welcher Herrſchaft die Grundlage eines entſchiednen Charakters zu ſuchen, welchen derjenige ja kennen muß, der ihn im Guten oder Schlimmen darzuſtellen weiß. Andre Künſte gewähren dieſen Vortheil nicht.

Sind dieſe Bemerkungen wahr, ſo geben ſie Raum zu meiner eigenen Anklage. Ich habe nämlich von Jugend auf wegen entſchiedner Kunſtfreude nach allerley Kunſtfertigkeiten getrachtet, und beſonders mit Muſik und Malerey hinreichenden Liebhaberverkehr getrieben, ohne je die Schauſpielkunſt in den Kreis meiner Bemühungen aufzunehmen und ihr die geringſte Neigung abzugewinnen; im Gegenſatz mit den meiſten Menſchen, welche gern ſich mit ihr beſchäftigen, und nicht ſelten eifrige Theilnehmer

an Darſtellungen kleiner Liebhaberbühnen werden. Das ſtammte nicht aus Gleichgültigkeit gegen dramatiſche Wirkung, denn ſie riß mich fort, ſelbſt mittelmäßige Leiſtungen nahmen alle Sinne gefangen, und der gewaltige Shakſpeare, den ich über alle Dichter ſchätzte, lag mir immer in Gedanken. Aber wenn ich den Muſiker wegen Meiſterhaftigkeit im Tonſpiel, den Maler um Feſtigkeit der Zeichnung und guten Gebrauch der Farben, den Dichter wegen Leichtigkeit und Wohlklang der Sprache beneidete, ſo war die Kunſtfertigkeit des Schauſpielers nie Gegenſtand meiner Wünſche. Ich erſchrak freylich vor dem *Geiſt* im Hamlet, zitterte bey dem Schwur des Prinzen, fühlte mein Inneres durchbohrt von dem Selbſtgeſpräch über Seyn und Nichtſeyn, begehrte jedoch nicht über die Bühne zu ſchreiten wie der Geiſt, nicht zu ſchwören und zu grübeln wie der Bretterprinz, nicht wahnſinnig zu ſcheinen, wie Ophelia. Sogar ward mein Unwille gereitzt, wenn man Schauſpieler und Redner verglich, oder den Eindruck der Bühne größer nannte als den der Rede, weil die Gabe der Beredtſamkeit oder ihre Kunſt mir äußerſt werthvoll däuchte, und der Ruhm eines Demoſt-

henes mit dem Ruhm eines Garrik gar keiner Vergleichung fähig. Selbſt als im letzten Zehend des vergangnen Jahrhunderts Wilhelm Meiſter dem Theaterweſen eine höhere Bedeutung unterlegte, und Göthe eigentlich in jenem Werk die Richtung der Zeit auf dichteriſche Weiſe ausſprach, wollte ſich meine alte Abneigung nicht verlieren. Sagte ich mir gleich: Schauſpiel ſey das Leben und das Leben ein Schauſpiel, ſo daß der Menſch am beſten durch die Zeiten wandle, wenn er dem Künſtler ähnlich ſeine Rolle behaupte, — dennoch ward dem Spiel auf der Bühne und einer Darſtellung wirklicher Rollen keine größere Gunſt gewonnen.

Hiefür glaube ich jetzt den Grund in Folgendem zu finden, und geſetzt, mein Freund, Sie wollen dies als Egoismus deuten, ſtehe Ihnen die Deutung frey, nur vergeſſen Sie darneben nicht, Perſönlichkeit und Individualität — alſo Ichheit — ſey das Urſprünglichſte im Menſchen. Der Schauſpieler nämlich verläugnet ſich ſelbſt, ſein eigenthümliches Weſen, und der Triumph ſeiner Kunſt iſt, einen fremden Charakter, deſſen Züge ihm vielleicht innerlich zuwider ſind, möglicher Weiſe einen Franz

Moor, mit dem größten Scheine der Wirklichkeit darzuſtellen. Und warum thut er dieſes? Um andern Menſchen — den Zuſchauern — einen äſthetiſchen Genuß zu bereiten, weil außerdem ſeine Mühe keinen Zweck hätte. Selbſtentäußerung nun bloß für den Sinnengenuß Anderer ſcheint ein Misverhältniß der That und des Zweckes, dieſer iſt zu klein für jene, und man macht ſich ſelbſt in ſeiner Perſönlichkeit zum Mittel der Befriedigung eines fremden Luſtgefühls. Wo letzteres im vollſten Maaße geſchieht, da iſt rechtswidrige und entehrende Sclaverey, und dies geſchieht wenigſtens zum Theil im Schauſpiel, was vielleicht die kunſtliebenden Alten fühlten, und darum die mimiſche Darſtellung, als freyer Männer unwürdig, den Sclaven überließen. Schon im geſellſchaftlichen Umgange verliert ein Luſtigmacher, ungeachtet man ihn gerne zugegen ſieht, an perſönlicher Achtung. Man ſage nicht, der Schauſpieler ſtelle ja auch große und edle Charaktere dar, wirke erhebend, rührend, belehrend — die Bemerkung iſt allerdings richtig, aber nicht durchweg, und niemals iſt moraliſche Wirkung ſein Hauptzweck, was auch gefabelt werde — die Bühne

ſoll beluſtigen, erſchüttern, nebenbey meinetwegen auch belehren und bekehren, vor allen Dingen aber einen ſinnlichen Eindruck machen. Hat ſie dieſes gethan, dann iſt die Foderung an ihre Kunſt erfüllt, der Zuſchauer denke hinterher Erbauliches oder nicht. Nächſtdem redet der Schauſpieler — der bloße — kein Eigenes, ſondern was ihm der Dichter in den Mund legt, er dient alſo dieſem mit ſeiner Perſönlichkeit. Selbſt die Verkleidung in fremde und auffallende Tracht entſpricht ſolchem untergeordneten Geſchäft. Und was belohnt die große Anſtrengung deſſelben? Ein Beyfall des hingeriſſnen Publikums. Ihn erndtet der Schauſpieler in weit höherem Maaße, als andre Künſtler, obgleich dieſe das Eigene, nicht das Fremde geben, der Maler das eigne Bild ſeiner Gedanken, der Dichter das eigne Werk ſeiner Phantaſie, der Redner den eigenen Ton ſeiner Bruſt, der Muſiker das eigene Gefühl ſeiner gefundnen Melodien. Wenn Schiller ſagt: „den Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze;" ſo iſt dadurch das Eitle, Vergängliche und mit augenblicklichem Genuß des Beyfalls Belohnte der ganzen Kunſt angedeutet. Ich will damit

nicht behaupten, die Nachwelt müſſe entſchiedner Zweck und Richterſtuhl des Künſtlers ſeyn, denn ſie iſt ſo gut eine Welt als die Gegenwart; vielmehr muß die höchſte Würde der Kunſt etwas Ueberweltliches in ſich tragen, aus dem tiefſten Gemüth ſich hervordrängen. Dies Ueberweltliche beſeelt den dramatiſchen Dichter, nicht den Schauſpieler; jener giebt ſeinen Gefühlen, die ihn bewegen, Sprache, dieſer denkt ſich hinein in die einzelne Rolle, in die weltlichen Dinge der Aufführung und Darſtellung deſſen, was jener ſchuf. Am meiſten ließe ſich von manchen Seiten der bloß ausübende Tonkünſtler dem Schauſpieler gleichſtellen, welcher gleichfalls ein Fremdes vor die Sinne der Zuhörer bringt; nur mit dem Unterſchiede, daß ſein Inſtrument, nicht ſeine Perſönlichkeit (höchſtens die Stimme im Geſange) das Mittel wird, und er deswegen auch ohne Gegenwart Andrer ſich ſelbſt durch Tonſpiel befriedigen könnte. Wieder iſt in andrer Hinſicht der Redner mit dem Schauſpieler vergleichbar, denn beyde wollen durch Perſönlichkeit auf Andre wirken, und zwar für den beſtimmten Augenblick; doch ſpricht der Redner eigene Worte, eigene Gedanken,

dienet ernſthaft ſeiner Sache, welche nicht der bloßen Beluſtigung angehört, ſondern belehren, Entſchlüſſe beſtimmen, von fehlerhaften Maaßregeln abhalten ſoll. Werth giebt dann außer dem Gedankeninhalt die vollendete Herrſchaft über das geiſtigſte Verbindungmittel zwiſchen Menſchen, die Sprache; die Freyheit und Schönheit, womit der Redende ſie zu brauchen weiß. In Abſicht der Freyheit ſteht ihm der improviſirende Schauſpieler nahe, weil dieſer die eigenen luſtigen Einfälle vorführt, weswegen unſre Schauſpielkunſt in neueren Zeiten durch gänzliches Aufgeben des Improviſirens an Würde mehr verloren als gewonnen zu haben ſcheint.

Aus dieſen Betrachtungen, welche gelten mögen ſo viel ſie können, und gewiß manchen Theaterfreunden wunderlich dünken, will ich nur Folgendes herleiten. Wer in das Fremde ſtets ſich hineindenkt, ſeinem eignen Charakter entgegengeſetzte Charaktere ſpielt, läuft Gefahr an Selbſtſtändigkeit einzubüßen und ſein Ich einem Einfluß abweichender Stimmungen Preis zu geben. Jeder wirkliche Charakter wird an der Hand der Natur groß gezogen durch Begrif und Ueberlegung, findet ſich ſeine Grund-

ſätze und die Grundſätze finden ihn; der Rollencharakter braucht Begriffe und Ueberlegung zur Auffaſſung fremder Grundſätze und Handlungen, behält für die eigenen wenig Zeit, und lernt vielleicht nicht, wornach und womit er das Leben unwandelbar beherrſche. Er beſitzt Fertigkeit ein Held zu ſcheinen, ohne es zu ſeyn, mit großmüthigen auswendiggelernten Worten zu rühren, ohne Großmuth zu üben, gleichwie der Ausdruck des Gegentheils, der Feigheit und Niederträchtigkeit, ihm ebenfalls zu Gebote ſteht, und weil für beyderley Darſtellung etwa daſſelbe Maaß der Kunſtkraft erfodert wird, ſchätzt er mit ſeinem Künſtlerſinn den Werth der dargeſtellten Sache nicht ſonderlich verſchieden, oder wenigſtens von Umgebungen und äſthetiſchen Zwecken ziemlich abhängig. Ob nicht Charakterloſigkeit mancher Bühnenmänner, ein vorwaltender Hang zu wechſelnden Genüſſen, ein Haſchen nach Eindrücken der Minute hieraus ihren erklärbaren Urſprung nehmen? Engel behauptete, man könne unter Schauſpielergeſellſchaften alle Laſter finden, nur die nicht, zu welchen perſönlicher Muth gehört, und gewiß hatten doch die meiſten Glieder ſchon Helden auf

der Bühne vorgeſtellt, die aber keine wirklichen waren, weil der gefahrloſe Schein des Muthes ihrer Bühnendarſtellung genügte. So iſt auch die geſpielte Großmuth oder Uneigennützigkeit keine wahre, und wer dafür ſeine Willenſtärke verbrauchte, findet ſich hernach im Leben erſchöpft, und ſucht in ihm das Zerſtreuende, Ergötzliche, zum Mindeſten keine Anſtrengung, welche noch größer wäre, als die auf den Brettern. Ferner verlangt das Weſen der Kunſt den Beyfall von Zuſchauern, iſt ohne dieſen nicht ſie ſelber. Die Eitelkeit wird dadurch in viel reicherem Maaße befriedigt, als durch Beyfall jedes anderen Geſchicks, wornach nun der Künſtler nothwendig ringt, dann ſelber leicht eitel wird, abhängig vom Urtheil der Menſchen, in ſich zerſtört, ſobald ihn ſeine Erwartung betrog. Mir iſt deswegen die große Entrüſtung der Schauſpieler ungemein begreiflich, wenn ein Kritiker in öffentlichen Blättern ihre Leiſtungen tadelt; ſie werden auf der empfindlichſten Seite angegriffen, fühlen ihr ganzes perſönliches Daſeyn, ihren geſamten Werth in Gefahr. Auch müſſen ſie, weil nur eine gewiſſe Neuheit den Beyfall der Zuſchauer aufregt, manchmal die

Bühnenſtädte wechſeln, und kommen dadurch zu einem nicht neidenswerthen herumſchweifenden Leben, wurzeln nicht gemüthlich feſt im Bürgerkreiſe. Iſt nun überhaupt eine Lebenslage kaum glücklich zu ſchätzen, worin man von dem täglichen Urtheil der Menge abhängt, ſo iſt die des Schauſpielers hiedurch im größten Nachtheil, und geſetzt, er hat ſeine Hauptrollen geſpielt und öfter wiederholt, wie er ja muß, ſo wird ihn allmählig Eckel an dem geſamten Kunſttreiben beſchleichen, eine für ihn nicht auszufüllende Leere des Lebens, deſſen Werth und Kern eben Rollen und deren Beyfall ausmachen.

Mancherley Traurigkeit dieſer Art verbreitet ſich über Schröders Lebenslauf. Von einer Schauſpielerin geboren, betritt er ſchon als Knabe die Bühne und wird zum Tänzer gebildet. Als die Eltern Königsberg verlaſſen, ſuchen ſie dort für ſeine Erziehung zu ſorgen, es geſchieht aber unvollkommen, und er muß bald an ihrer unruhigen Lebensart theilnehmen. Eine gewiſſe Beharrlichkeit des Heranwachſenden zeigt ſich im Verhältniß zu ſeinen Eltern, nur fehlt der Erzählung das Anſchauliche, und man

dürfte dadurch an ſtörrigen Eigenſinn, ſamt heftiger leicht beleidigter Eitelkeit und Rechthaberey denken. Beſonders mit ſeinem Stiefvater Ackermann tritt Schröder wiederholt in ſchneidenden Gegenſatz und der Vater verfährt hart und raſch, dennoch lobt Schröder deſſen Herzensgüte, und ſelbſt die Mutter nimmt gewöhnlich in Zwiſtigkeiten die Parthey des Vaters, weshalb den Sohn mehr Vorwurf zu treffen ſcheint, als die Nachrichten merken laſſen wollen, da ſie ſtets Schröders Rechtlichkeit ins Licht zu ſtellen ſuchen. Wodurch hatten denn Vater und Mutter allemal Unrecht? Bedenklich iſt, daß Schröder eine Zeitlang vom Billardſpiele lebt, daß er Schulden macht, ſeinen Eltern, welche Zahlung weigern, Geldſummen entwendet, und noch auffallender muß ſeyn, daß Ackermann, den der Biograph als Menſchen und Schauſpieler rühmt, noch auf ſeinem Todbette die Mutter vor dem Sohne warnt!

Ich konnte nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit meine früheren Erinnerungbücher nachzuſehen, weil ich wußte, daß darin etwas über Schrödern ſtand, den ich Anfang 1801. in einer Geſellſchaft ſah, und wenig anziehend gefunden

hatte. Meine damaligen Worte lauten: „Schröder ſchweigt vom Schauſpiel; worüber man ihn gerne hören möchte, desgleichen über neue Litteratur, weil er ſie nicht liebt; eben ſo über andre Künſte und Wiſſenſchaften, welche ihm fremd ſind; aber gern redet er von Politik und Hamburgiſchen Stadtſachen, woran uns wenig gelegen war. Er ſcheint blöde, ungeachtet er häufig vor dem Publikum auftrat, er haßt die Bühne, obgleich ſie ihn reich machte, iſt verdrießlich über die Hamburger, obgleich ſie ihn bezahlten, und lebt ſich ſelbſt, nachdem er ſeine Rollen ausgeſpielt, ohne zu wiſſen wofür." — Unſre damalige Geſellſchaft konnte nicht die Schuld ſeiner Verſtimmung tragen, denn ſie beſtand aus Männern von Geſchmack und wiſſenſchaftlicher Bildung, welche alle den Künſtler ſchätzten und zum Theil ihn auf dem Theater bewundert hatten; ſogar ſuchte der verſtorbene Carl Villers mit ſeiner ganzen perſönlichen Liebenswürdigkeit als Kenner dramatiſcher Dichtung und Bühnendarſtellung den Gaſt zu unterhalten und anzuregen. Schröder blieb trocken und einſilbig.

Hat etwa der Welthypochonder jenen Abend

eingewirkt? Das wäre meine eigenſte Lehre! Wir brauchen deshalb den Mann nicht herabzuſetzen, er fände vielmehr darin Entſchuldigung; allein die wiederholten Lobpreiſungen ſeiner vortreflichen Denkart, welche in der Biographie vorkommen, laſſen vermuthen, man habe zu verhüllen und zu verwiſchen. Herr Meyer iſt übrigens nicht der Einzige, welcher lobt, auch andre Bekannte Schröders thaten dies, und geſetzt die Freymaurerey, deren Schröder ſich eifrigſt annahm, hätte daran Theil, ſo ſind doch ſchwerlich alle Zeugen beſtochen. Nur ſtatt jener einförmigen Theaternachrichten und ermüdenden Angaben des Perſonenbeſtandes der Akkermannſchen und Schröderſchen Schauſpielergeſellſchaft in jedem Jahre, worin ſogar der Schneider, Haarkräusler und die Einhelferin Clara Hofmann erwähnt werden, von welcher letzteren es bey ihrem Tode heißt, ſie habe nichts Beſſeres gethan und thun können, als ſterben — möchten wir lieber anſchauliche Kunde gewinnen von dem Treiben der einzelnen Glieder ſo wie von Schröders Verhältniß zu ihnen, worüber bloß zerſtreute Züge in der Maſſe von Regiſtern und ökonomiſchen Rechnungen vor-

handen. Vielleicht wollten Schröder und ſein Freund gefliſſentlich hievon am wenigſten mit≈theilen, aber wir Leſer beſeufzen es.

Einige dieſer halbdunkeln und ſchiefen Dinge will ich Ihnen erwähnen. Mit ſichtlicher Em≈pfindlichkeit erzählt unſer Biograph, Schröder habe in Lübeck die Hand eines unbemittelten jun≈gen Frauenzimmers begehrt, dieſe habe dann erwiedert, ſie beſitze weder Hang noch Anlagen für die Bühne, und die Mutter habe verlangt, Schröder ſolle einen andern Beruf ergreifen der ihn anſtändig verſorge. So tief ließ ſeinen Freund die Gnade nicht ſinken, ſagt Hr. Meyer, er ſah demnach die Spröde eine andre verſtän≈dige Heyrath ſchließen, wo die Zeit ihr Jugend und Geſundheit, das Betragen des unwürdigen Gemahls ihr Wohlhabenheit, Schröder aber nicht ſeine Theilnahme und Unterſtützung raubte. Hr. M. fügt hinzu: „Schröders Großmuth traf auf Undankbare.“ (Th. 1. S. 240.) Wo iſt denn hier Undankbarkeit? Daß Mädchen verkehrt ihre Gatten wählen, und die vortref≈lichſten Männer ausſchlagen, erfährt man ge≈nug, ſie folgen ihrem Leichtſinn oder ihrer Thor≈heit. Urtheilt nicht die Mutter des Mädchens

nach ganz gewöhnlichen Lebensanſichten, und ſollte die Tochter eine Lebensart wählen, wozu ſie keine Neigung hatte? Schröder freylich foderte nicht, daß ſeine Frau die Bühne betrete! Aber ob mit einem Schauſpieler eine Nichtſchauſpielerin glücklich ſey, und einen ruhigen Hausſtand führe, ſteht dahin. Gewiß hat zu Schröders ſpäterer glücklichen Ehe beygetragen, daß die Frau neben häuslicher Tugend ausgezeichnetes Schauſpieltalent beſaß, und daß beyde in dem mehr oder weniger unruhigen und unſtäten Künſtlerleben kinderlos waren. — Eine andre Familiengeſchichte wird vorſichtig leiſe von dem Freunde berührt, obwohl wir nicht ſagen können, Schrödern treffe darüber entſchiedner Vorwurf. Charlotte Ackermann, die Halbſchweſter des Künſtlers und damaligen Theaterdirektors, eine junge liebenswürdige und geniale Schauſpielerin, ſtarb plötzlich in ihrem achtzehnten Jahre. Hier wird der Umſtand folgendermaßen berichtet. Sie „legte den Keim ihres frühzeitigen Todes" in Schleswig, wo ſie neben einem Landhauſe vor der Stadt, während Schröder am Spieltiſch ſaß, gegen ſein ausdrückliches Verbot des ihm verhaßten Reitens, auf das

Pferd eines Landmanns ſich ſetzte. Der Reiterin ungewohnt, lief das Thier nach ſeiner Scheune, deren obere Thürhälften zugeſchlagen waren. Charlotte ward herabgeſchmettert, und lag lange beſinnungslos. Schröder merkte nun Unruhe bey ſeiner Begleitung, ward gedrängt nach der Stadt zurückzukehren, erfuhr aber die Urſache nicht in den erſten Tagen. Als er ſie erfuhr, durfte er dies nicht merken laſſen, wegen großer Reitzbarkeit der Kranken, welche ſchon bey leiſer Oefnung der Zimmerthüre Schmerzen empfand. Sie ward in Schleswig ſehr geſchont, aber ſchonte ſich ſelber nicht in Hamburg. Zum Ballet erſchien ſie einſt übertrieben prächtig gekleidet, welches ihr Schröder um ſo mehr verweiſen durfte, da ihm oblag, dergleichen bey ſeinen Schweſtern weniger als bey Andern zu überſehen. Wenige Tage hernach kam ſie wieder auf die Bühne mit einem noch ungleich auffallenderen Anzuge, und Schröder ſah ſich veranlaßt, ihr mit kalten Worten zu ſagen, er werde mit ihrer Mutter ſprechen, und wenn dieſe nicht bewirken könne, ſich ſeinen Vorſchriften zu unterwerfen, müſſe ſie das Theater verlaſſen. Er entfernte ſich. Charlotte war erhitzt, öfnete die

Fenſter ihres kleinen Ankleidezimmers, ein Strom kühler Luft drang auf ſie ein, ſie ſtürzte ein Glas kaltes Waſſer hinunter, ihre Natur war geſchwächt, ein Schlagfluß erfolgte. . . . (Th. 1. S. 280.) Hier ſey Nichts, ſetzt Hr. Meyer hinzu, was Verläumdungen rechtfertige, deren Bosheit die Leichtglaubigkeit nachgeſprochen, auch habe Brockmann, der damals mit der Familie lebte, ſelbſt in Augenblicken der Unzufriedenheit mit Schröder, den Vorfall niemals Anders erzählt, und alle andern darüber herrſchenden Sagen entſchieden verworfen. Der Todesfall ereignete ſich im Jahr 1776. und wir Leſer von 1820. wiſſen ſicher nicht mehr, auf welche Weiſe Schröder verläumdet worden. Wozu nun die Rechtfertigung? Schien ſie nothwendig, ſo durfte die Nachrede ſelber nicht fehlen. Meiner Erinnerung ſchwebt vor, Schröder ſolle die Schweſter durch eine Ohrfeige gezüchtigt haben, und Charlotte ſey aus Aerger über dieſe Beleidigung erkrankt. Dergleichen hat man wenigſtens in einer Lebensbeſchreibung der jungen Schauſpielerin drucken laſſen. Unſers Verfaſſers Erzählung lautet wahrſcheinlich genug, weil die unvorſichtige Lebendigkeit junger Mäd-

chen eben ſo wohl das gefährliche Pferdebändigen liebt, als prachtvolle Kleider, auch weder Erhitzung noch Erkältung ſcheut. Nur wie man den Umſtand bey Schleswig Schrödern mehrere Tage verheimlichen können, bleibt befremdend, denn die vom Pferde Geſtürzte, wie zerſchmettert Gelegene fuhr doch in ſeiner Geſellſchaft nach der Stadt, und konnte ſchwerlich ausſehen, als ſey ihr Nichts begegnet. Ein theilnehmender Bruder hätte wohl aufmerkſam werden mögen, hätte den Umſtand erforſcht, hätte ſeine Vorwürfe zurückgehalten, weil die Sache geſchehen, hätte auch ſpäter die liebenswürdige zarte Schweſter geſchont, wenigſtens der entſchiedenen Härte die eindringlichſten Reden vorausgehen laſſen. Kann der Theaterdirektor ſich hinreichend rechtfertigen, konnte ſeine Künſtlerhitze ſelbſt einer Ohrfeige brettermäßige Entſchuldigung gewähren, ſo kommt dem Bruder dieſes weniger zu Gute.

Nun einige Bemerkungen andrer Art. Im Jahr 1773. ſollte zu Zelle Schröders Schauſpielergeſellſchaft die Königin Caroline Mathilde zum Lachen bringen, ungefähr wie in Gozzis Pomeranzenmährchen der Erbprinz des Car-

reaukönigs durch Lachen von ſeiner Melancholie geneſen ſoll. Der Celliſche Obermarſchall hielt ſich ſtreng an die Vorſchrift, daß Ihro Majeſtät lachen müſſe, und ſchlug Holbergiſche Stücke vor, woran die Königin ſchon gewöhnt ſey. Aber der Geſchmack damaliger Zeit gieng gegen Holberg, und man hatte Nichts von ihm eingelernt. Schröder empfahl deswegen ein Hausmittel, und gab mit ſeinen darin geübten Schauſpielern eine Vorſtellung aus dem Stegreif. Sie bewirkte ein ſchallendes Gelächter, das Größte, welches Schröder je erlebt hat, und wirklich — auch die Königin lachte. (Th. 1. S. 242.) Warum merkte ſich der Künſtler nicht die gewaltige Wirkung, warum brachte er nicht gelegentlich dergleichen wieder? Ich halte ſolche Darſtellungen von geſchickten Schauſpielern für den Triumph der muntern Kunſt, durch kein Einlernen zu erreichen.

An vielen Stellen der Biographie gewahrt man Schröders empfindliche Reitzbarkeit gegen das Urtheil Andrer, eine ſonderbare Miſchung von Selbſtmistrauen und anmaßendem Ehrgeitz. Als er durch Deuſchland reiſt, und wie billig, wegen ſeines Rufes Hochſchätzung erfährt, macht

er im Tagebuch die Anmerkung: „ich kann mich des eitlen Gedankens nicht erwehren: es iſt doch angenehm, von ſolchen Männern geachtet zu werden!" — Der Gedanke wird grade dadurch eitel, daß er ihn eitel nennt. So bemerkt er in Wörlitz, wo Matthiſon mit ihm zufällig auf wenige Minuten zuſammentrifft: „Ich ſchätze gute Menſchen mehr als je, und mich überraſcht das neue Gefühl, wieder von ihnen geſchätzt zu ſeyn." (Th. 2. S. 199.) Wunderliche Ueberraſchung, vielleicht nur erklärbar durch den Einfluß der Schauſpielkunſt auf den Künſtler, weil dieſer ſtets Charaktere ſpielt, dadurch Fertigkeit für dieſelben gewinnt, und dennoch am Ende geſtehen muß, das bloß Geſpielte ſey niemals ein innerlich Achtungwürdiges. In einem Geſellſchaftcirkel Berlins ſucht ihn Claproth auf, um ihn kennen zu lernen. Das Tagebuch ſagt: „ob er (Claproth) ſich dadurch etwas vergab, weiß ich nicht, wohl aber, daß er an Niemands Achtung verlor, indem er ſich ein Recht auf meine Erkenntlichkeit erwarb." (Th. 2. S. 203.) Wie ſo[2] Vergeben ſich die Menſchen, wenn ſie einander aufſuchen, Gelehrte die Künſtler? War Schröder gegen ein zuvor-

kommendes Benehmen erkenntlich, ſo hatten Carl Villers und wir 1801. auch ein Recht auf ſeine Erkenntlichkeit, als wir ihn gemeinſchaftlich kennen zu lernen wünſchten, und gleichwohl nicht dazu gelangten. Eine Sonderbarkeit Fichte's wird von dem Reiſenden übel aufgenommen. Fichte nämlich hatte ſich erklärt, er wolle Schrödern nicht zufällig kennen lernen, ſondern wolle ihn in ſeiner Wohnung aufſuchen. „Er gab mir dadurch zu verſtehen," bemerkt Schröder, „was meine Schuldigkeit ſey. An ſolchen Ehrbegriffen hängt ein Philoſoph!" (Ebend.) — Wahrlich, ob Fichte dergleichen Auslegung vermuthet oder gewollt habe, läßt ſich bezweifeln, geſetzt aber, es ſey der Fall geweſen, ſo könnte doch eben ſo gut der Schauſpieler zum Philoſophen, als der Philoſoph zum Schauſpieler kommen. Weder das Eine noch das Andre ſcheint geſchehen, vermuthlich weil Beyde einander Nichts zu ſagen hatten.

Nachdem Schröder bedeutendes Vermögen erworben, zieht er ſich ganz vom Theater zurück und lebt nahe bey Hamburg auf ſeinem Landgute Rellingen, beſorgt die Einrichtung deſſelben, forſcht über die Geſchichte der Frey=

maurerey, und mag vom Schauſpiel nicht ein⸗ mal reden hören. Späterhin hat er Furcht vor Langerweile, und daß ſeine bisherigen Beſchäf⸗ tigungen dieſe nicht bannen werden (Th. 2. S. 218.), alſo — er denkt die Theaterdirektion wieder zu übernehmen, will ſelber auftreten. — Ein ganz begreiflicher Entſchluß des Künſtlers, welcher weder zum Oekonomen noch Geſchicht⸗ forſcher gebildet wurde, nur fürchtet er Ver⸗ drießlichkeiten. Sein Freund und Biograph, der ihm Rath ertheilen ſoll, ſchreibt zurück: „Was Sie auch thun mögen, wird Sie gereuen, und Ihnen Verdruß bereiten." (Th. 2. S. 271.) Welch ein bedeutſames Urtheil über den altern⸗ den Mann, der frey von Lebenſorgen und jegli⸗ cher Amtlaſt nur von ſich ſelbſt und eigener Leere gedrückt wird! Sehr bald muß denn auch der Freund tröſten, weil das Hamburger Publikum mit Schröders Theaterdirektion unzufrieden iſt. Der verdrießliche Künſtler ſchreibt: „dies Volk iſt keiner Mühe werth. Ich will lieber ganz einſam wieder in Rellingen leben, als unter ihm." (Th. 2. S. 304.) Doch hören wir kurz hinterher: „Mich ekelt der unbeachteten un⸗ dankbaren Beſchäftigungen meiner bisherigen

Muße. In meinen Verhältniſſen, unter den Anſtalten, die ich getroffen, kann mir das Theater allein ſo viel und ſo wenig Beſchäftigung geben, als ich will und mag." (Th. 2. S. 306.) Das Für und Wider wird unter den Freunden mit großer Ausführlichkeit abgehandelt. Inzwiſchen verliert Schröder durch Bauen und ſonſtigen Bühnenaufwand bedeutende Summen, die von der Einnahme nicht erſetzt werden, ärgert ſich darüber, und will zurück nach Rellingen, obgleich er weiß, daß ſeiner dort die unerfreulichſte Langeweile wartet.

Entweder hier iſt Welthypochonder, oder nirgends; unſer grämlicher Zoega erſcheint dagegen als ein glücklicher Mann. Hatte er doch ſeine Obelisken, ſeine Bildwerke des Alterthums, unter denen er die Gegenwart und ſich ſelbſt vergeſſen konnte! Würde nicht Schröder, einem Sohne Heiterkeit und Trübſinn des Lebens abwägend, geſagt haben: Alles ſollſt du werden, nur kein Schauſpieler und Theaterdirektor! Sichtbar entdeckt uns die Lebensbeſchreibung, ungeachtet alles großen Talents ſey in dem Manne nichts Dichteriſches oder Genialiſches geweſen. Der Biograph rühmt ihn als Geſell-

ſchafter, fügt aber hinzu: er habe lieber gehört als geſprochen. Das Lob iſt zweydeutig, denn ungeachtet von manchen Menſchen ein Umgang geprieſen wird, der willig anhört, muß doch mit dem gefälligen Nehmen auch das gefällige Geben verbunden ſeyn, und Schröder, heißt es, konnte zurückhaltend ſcheinen (Th. 2. S. 387.), was grade dem Begrif eines guten Geſellſchafters widerſpricht. Seine Gaſtfreyheit, Höflichkeit, Gefälligkeit, mochten wohl damit beſtehen und näheren Freunden ihn werth machen. Er wird von Hrn. Meyer dem Landſchaftmaler Philipp Hackert verglichen, und wie mir ſcheint zutreffend, weil Hackert bey ſeiner großen Kunſtfertigkeit kein Genie beſaß, obgleich ſeine Werke theuer bezahlt wurden und der gewandte Mann den Ton der großen Welt inne hatte, ja vielleicht eben deswegen. Als ein Beſondres wird erzählt, Schröder habe in Hrn. Meyers Gegenwart ſich angezogen und entkleidet, auch neben ihm geſchlafen, ohne bey dem Freunde zu verlieren, habe alſo eine Ausnahme von der Regel gemacht, daß Jeder in ſolchen Augenblicken verliert. O des wunderlichen Einfalls, was von götterglcich geachteten Fürſten und Machthabern

geſagt worden, auf das geſammte bürgerliche Leben auszudehnen! Fehler des Herzens will der Biograph gar nicht an ſeinem Helden bemerkt haben, Fehlern des Verſtandes, ſagt er, wird Schröder unterworfen geblieben ſeyn, auch wo der Verſtand des Biographen nicht hinreichte, ſie zu entdecken „Konnte er darein verfallen, ſo war ſeine zu große Reitzbarkeit ihre Quelle. Schröder war nicht glücklicher und machte nicht glücklicher dadurch. Sie hat ihn durch ſein ganzes Leben verfolgt.“ (Th. 2. S. 404.) — Ich meyne, das ihn Verfolgende war ein Anderes, Bedeutſameres, ohne welches der Reitzbarkeit Meiſter zu werden möglich geweſen, mit welchem aber eine geſunde Hausphiloſophie an der Heilung des reitzbaren Menſchen und Künſtlers nothwendig verzweifeln mußte. — — —

Julius 1820.

Wiederum iſt mein Schreiben unterbrochen worden, und blieb auf dem Tiſche liegen. Dafür mache ich heute das biographiſche Kleeblatt voll, und ſpreche von Herder, deſſen Lebensumſtände durch ſeine nun auch ſchon

längſt verſtorbne Frau beſchrieben und gegenwärtig von J. G. Müller in den Druck gegeben wurden (Tübingen bey Cotta 1820). Ein anziehendes Gemälde, häuslich, innig, von zartliebender Hand entworfen, von welcher alle gute Gatten und Väter vor Welt und Nachwelt abgebildet ſeyn möchten.

Unſer hochgefeyerte deutſche Mann war Dichter, Redner, gelehrter Theologe; das waren auch andre, aber in ihm vereinigten ſich dieſe dreyfachen Charaktere zu einem ſeltenen harmoniſchen Ganzen; in ihm war die vielſeitigſte Anregung, die mannichfaltigſte muſikaliſche Bewegung, wunderbare Klänge des Orients verſchmolzen mit den Tönen des Abendlandes und des umwölkten Nordens, prophetiſches Rauſchen mit dem kindlichſten einfachſten Naturlaut, romantiſche Geiſterwelt mit plaſtiſcher Sinnengeſtaltung, weniger Philoſophie als philoſophiſche Ahndung, weniger Theologie als theologiſche Fülle, er ſelber war, wie Richter ſagt, ein Gedicht, ein indiſch griechiſches Epos, von irgend einem reinſten Gott gemacht. So tritt er vor uns in ſeinen ſchriftſtelleriſchen, bürgerlichen, häuslichen Verhältniſſen, Menſch wie

unſer Einer, aber für ſich ganz etwas Eigenes, und in grellem Gegenſatz mit dem proſaiſchen Schröder, deſſen ich jüngſt gedachte, der jedoch das ihm Fremde zu würdigen und zu ſchätzen wußte, ſogar ein Gemeinſchaftliches fand, nämlich Freymaurerey, und edelgeſinnt der Familie des Hingeſchiedenen thätige Freundſchaft bewies (Th. 2. S. 336.).

Mir war in ſpätern Jahren oft leid, daß ich während meines akademiſchen Aufenthalts in Jena Herders perſönliche Bekanntſchaft nicht ſuchte. Gelegenheit dazu hätte ſich wohl gefunden, ich kam zuweilen nach Weimar, den älteſten Sohn ſah ich manchmal in befreundetem Jugendkreiſe. Allein bloß von der Kanzel hörte ich den Vater reden, bewunderte die ſchöne Fülle des Vortrags, die anmuthige Stimme, die würdige Geſtalt, am Uebrigen hinderte mich Schüchternheit. Ich meynte damals, wer einem berühmten Schriftſteller nahe, müſſe ſelbſt etwas geſchrieben haben, müſſe wenigſtens deſſen Werke alle kennen, und weder das Eine noch Andre galt von mir. Daß ich die Zerſtreuten Blätter las und liebte, daß ich von dem Geiſt der hebräiſchen Poeſie ſtellenweiſe ſehr an-

gezogen worden, ſchien unzureichend, und außerdem gieng es mir damals ſchon, wie auch ſpäterhin mit ſeinen Werken, Herder entfloh mir zwiſchen Worten und Geſprächen, ich bedurfte des Bodens zum Stehen, und er ſchwang ſich auf leichten Flügeln über Höhen und Thäler. Wer zum Stehen gekommen iſt, kann wohl nachfliegen, wenn auch ſchwächer, aber nicht der Taumelnde.

Wir haben den Mann vor uns von Kindesbeinen bis zum Grabe. Geboren 1744. zu Mohrungen im Königreich Preußen von armen Eltern, — der Vater war Schullehrer und Cantor — lernte der Knabe bey dem trefflichen aber ſtrengen und pedantiſchen Rektor Grimm, und war nach Büchern ungemein begierig. Als der Diakonus Treſcho 1760. nach Mohrungen kömmt, nimmt dieſer den ſechszehnjährigen als Famulus zu ſich, wodurch er mehr Ruhe zum Studiren als im Schulhauſe, und auch den Gebrauch der Bibliothek des Diakonus gewinnt. Außerdem macht ſich zwiſchen beyden kein näheres Verhältniß, Herder blieb in ſich verſchloſſen, fühlte tief die myſtiſche Strenge des Mannes, worauf unſtreitig die Stelle eines Jugendgedichtes (S. 38.

Th. 1.) Beziehung hat, er ſey frommer Tiger Raub geweſen. Ein Regimentchirurgus erlöſt den 18jährigen Jüngling, will ihn nach Königsberg mitnehmen, die Chirurgie lehren, ihm gegen ſeine Thränenfiſtel Hülfe leiſten, und ferner ihm beyſtehen. Herder feyert den Mann als rettenden Engel, und verläßt Mohrungen für immer.

Vor der Chirurgie bekömmt der Jüngling die entſchiedenſte Abneigung, als er nach der erſten Sektion in Ohnmacht fällt. Hingegen entſcheidet er ſich für Theologie, beſteht ein Examen mit großem Lob, wird als Student eingeſchrieben und hilft ſich durch mit Hausunterricht, genießt manchen Tag Nichts als etwas Brod. Doch wird er befreundet mit dem Buchhändler Kanter, lieſt ganze Tage im Buchladen, und kommt durch ſeine Gönner ſchon 1763. als Lehrer ans Collegium Fridericianum. Sein Ernſt im Lehren war ausgezeichnet, ſo wie das Feuer des Vortrags, er gewinnt ſtets mehr Freunde, den geiſt- und gemüthvollen J. G. Hamann lernt er zuerſt im Beichtſtuhl kennen. Schon im Herbſt 1764. wird er als Collabora-

tor an die Domſchule nach Riga berufen und die Nahrungſorgen ſind vorüber.

Wir mögen in der That die Schnelligkeit bewundern, mit welcher ein friſch in die Welt hineingeworfener Jüngling ſich ſelber Bahn macht. Ihm gereicht dies zur Ehre und den wackeren Freunden, welche den Geiſt des Aufſtrebenden erkannten. In Riga empfehlen ihn ſein Schulunterricht und ſeine Predigten. Doch bleibt er nur vier und ein halbes Jahr dort. Späterhin dieſer Jahre als ſeines goldenen Zeitalters mit Liebe, Wehmuth und Sehnſucht gedenkend, kann ihn daſſelbe in der Gegenwart nicht befriedigen, er vermißte, heißt es (Th. 1. S. 96.), eine große Bibliotheik und den Umgang mit wiſſenſchaftlich gebildeten Männern. Alſo ſucht er 1769. ſeine Entlaſſung, um eine gelehrte Reiſe nach Paris zu machen, erhält noch in demſelben Jahr einen Antrag aus Kopenhagen, den Prinzen von Holſtein Eutin als Inſtruktor und Reiſeprediger zu begleiten, nimmt ihn an unter vortheilhaften Bedingungen. Schon in Darmſtadt erreicht ihn ein neuer Ruf zur geiſtlichen Stelle in Bückeburg. Er folgt demſelben, heyrathet im Jahr 1773, verlebt drey und ein hal-

des Jahr der glücklichſten Ehe und der begeiſterten Schriftſtellerey, — es fallen in die Zeit ſeine Aelteſte Urkunde, ſeine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, ſeine Volklieder — geht 1776. nach Weimar als Generalſuperintendent, und ſtirbt dort 59 Jahr alt am 18. Dec. 1803.

Aus dieſer kurzen Ueberſicht von Lebensbegebenheiten, in denen für den mittelloſen Schüler aus Mohrungen Viel glücklich Ueberraſchendes eintritt, wird erklärbar, wie Herder noch in ſpäteren Jahren an etwas Unerwartetes glauben durfte, was mit jedem Augenblick eintreten könne. Hiezu wirkte, außer dem Verdienſt des Mannes, die Schnelligkeit, mit welcher ihm Schriftſtellerruf zu Theil wurde. Damals war jene aufſtrebende Zeit der deutſchen Litteratur, wo man bey dem kleineren Kreiſe des Vorhandenen, auf jedes Eigenthümliche und Werthvolle in neuen Schriften große Bedeutung legte, es ſich mit deutſcher Nationalfreude ſchnell mittheilte, und dadurch den Namen eines jungen Autors unter allen Gebildeten bekannt machte. Gegenwärtig, wo unglaublich Vieles mehr in Deutſchland geſchrieben worden, und an entſchiedenem

Auf eine größere Zahl von Schriftſtellern theil-nimmt, verliert ſich oft der friſch Eintretende unter der Menge, und wenigſtens wenn ihn Viele kennen, ſo kennen ihn nicht Alle, ſelten die Fürſten und ihre Umgebungen, welche ihm ſeinen Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft am leichteſten ertheilen. Heut zu Tage möchte ich keinem Collaborator Herder in Riga rathen ſein Amt niederzulegen und über das Meer in die weite Welt zu ſchwimmen, zumal wenn kritiſche Zeitſchriften, gleich derjenigen von Klotz (Th. 1. S. 101.) ihn angegriffen hätten; er müßte vielmehr ſeinem Genius mistrauen, wenn dieſer ihm zuriefe: „Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!“ (S. 105.) er könnte ſitzen bleiben auf Sandbänken, ohne daß ihm jemand zu Hülfe käme.

Gedenkt man noch, wie Herder ſich ſelber im Reiſejournal in ſeinem Sehnen und Streben ſchildert, ſeiner ſtark dichteriſchen und daher nie in Erfüllung gegangenen Plane, ſo würde die heutige Zeit ausrufen: „er iſt ein überſpannter Menſch, ein Myſtiker, ein Schwärmer, der Polizeyaufſicht bedürftig!“ Leſen wir doch von ihm, er gehe aus Riga, ohne zu wiſſen wo-

hin! (Th. 1. S. 425.) „Ein groſser Theil unſerer Lebensbegebenheiten," ſchreibt er, „hängt wirklich vom Wurf, von Zufällen, ab. So kam ich nach Riga, ſo in mein geiſtliches Amt, und ſo ward ich deſſelben los; ſo gieng ich auf Reiſen. Ich gefiel mir nicht, als Geſellſchafter, weder in dem Kreiſe, da ich war; noch in der Ausſchlieſsung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer, die Sphäre war mir zu enge, zu fremde, zu unpaſſend, und ich für ſie zu weit, zu fremde, zu beſchäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einſchränkungen, wenig weſentliche Nutzbarkeiten, und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigſten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande eben ſo nachtheilig, als meiner Perſon empfindlich war. Alles alſo war mir zuwider. Muth und Kräfte genug hatte ich nicht, alle dieſe Misſituationen zu zerſtören, und mich in eine ganz andre Laufbahn hineinzuſchwingen. Ich muſste alſo reiſen." Dieſe ſeltſame Schluſsart möchte den Logiker befremden, und er würde leichter darin einſtimmen: „es giebt Seelen, die durch eine ſchüchterne Betäubung gleichſam in

dieſe Welt getreten, nie wiſſen, was ſie thun und thun werden; nie dahin kommen, wohin ſie wollen und zu kommen gedachten; nie da ſind, wo ſie ſind." (S. 429.) Am Ende würde noch gar ein Politiker hinzufügen: ſolche Seelen ſind zu Nichts zu brauchen, am wenigſten wenn ſie Reformationplane machen, wie Th. 1. S. 465. über Riga ſteht, ſie ſtören und trüben unſer geſeztes ordentliches und vor Unruhen zu ſicherndes bürgerliches Leben.

Statt deſſen bemüht man ſich in jenen Zeiten, des Autors habhaft zu werden, ſey es als Reiſeprediger eines jungen Prinzen, oder als Geiſtlicher und Geſellſchafter eines Grafen in Bückeburg, ſogar wundert ſich letzterer, daß man ihm den Genuß Herderſchen Umgangs einige Jahre gönnt. Alles mithin geht dem jungen Manne vortreflich, und er ſagte deshalb in ſeiner Abſchiedrede zu Bückeburg: „Glück und Jugend hätten ihn verwöhnt, wo er hingekommen, ſey Achtung vor ihm hergegangen und Liebe ihm nachgefolgt." (Th. 1. S. 424.) Darum hält er auch dieſe Abſchiedrede, wie vielleicht nie eine gehalten wurde, grade aus geſtehend, „er habe nichts in Bückeburg geſehen, wozu er gut

wäre, die Landesmutter (die Gräfin Maria) allein habe ihn getröſtet und aufgemuntert, und ſey zu Zeiten ſeine ganze Gemeine geweſen!

Wie wenn ich nun als Todtenredner hinterher käme, nicht die Bückeburger rechtfertigend, aber den treflichen Herder ein wenig ſtrafend, ſeinen dichteriſchen Foderungen einige Proſa beymiſchend, ihn im friſchen Leben aſcetiſch zum Sterben ermahnend, und am Ende nichts als etwas einfältige Hausphiloſophie predigend? Sie erinnern ſich meiner Predigt über Zoega und Schröder, können halb und halb denken, daß ich denſelben Text wiederholen will, und ärgern ſich mit Recht, daß alle Menſchen, ſogar Theologen und Dichter, nach demſelben abgekanzelt werden ſollen.

Aber bey fliegenden großen und reichen Menſchen, wie Herder, wird mein erbärmlicher Text nie zur Anklage der Perſonen, ſondern zur Elegie des menſchlichen Lebens, in welchem jene Reichen und Freyen gebunden harren, bis ſie der Genius mit der geſenkten Fackel aus ihrem Drangſal erlöſt. Sich ganz wohl zu fühlen auf der Erde, ohne Platoniſches Heimweh der Seele, iſt nur den völlig Irdiſchen beſchieden, nicht den

Himmliſchen, welche im irdiſchen Traume ſich an dieſem und jenem ſchmerzhaft verwunden, meynend, es liege nur an dieſem und jenem, während es am ganzen irdiſchen Traume liegt und am himmliſchen Wachen drüber hinaus. Jemand hat dieſes ſehr misverſtanden und geſchrieben: „Herders moraliſches Leben war gewiß ſehr unſchuldig und gut, aber nicht verdienſtlich; er handelte, wie es die Umſtände wollten, ohne ſich an gewiſſe Regeln zu binden; er handelte gut, aber wie mich dünkt, ohne Charakter.“ (Th. 2. S. 282.) O du Regelmann und enges Herzens! Siehſt du nicht, wie Herdern das irdiſche Thun zu klein wurde, wie er deswegen von Jugend auf rang (Th. 1. S. 160.), ſich keine Mühe gab, wohlthätige Abſichten zu verbergen, ſie offen darlegte, auf Gemeingeiſt zuverſichtlich rechnete, und ſich betrog, keine Regel für ſich brauchte, weil die Liebe des Guten lebendig in ihm wohnte, und darum jeglichen Verdruß des Lebens ſogleich durch eine neue Geiſtesarbeit vergaß (Th. 2. S. 280.). Mit ihr war ſeine Seele wiederum in der Heimath.

Dieſen Charakter behält der Mann in ſei-

nem ganzen Leben, ihn ſehen wir wiederkehren unter den verſchiedenſten Verhältniſſen, und weil der gemeine Sinn ſolches nicht begreift, nennt er es Charakterloſigkeit. Darum war Herder manchen Freunden immer ein Gegenſtand des Tadelns und Muſterns: nur nach ihrem Maaßſtabe ſollte er Herder ſeyn, und hatte doch eine ſo eigenthümliche, in ſich geordnete, nach keinem fremden Maaßſtabe zu richtende Natur (Th. 1. S. 235.). Empfindlich iſt er von jeher, gleich allen ausgezeichneten Menſchen (Th. 1. S. 111.), er brennt für Wirkſamkeit und Verdienſt (Eb. S. 141.), er kann kein Spruchbuch und Regelnmaaß brauchen, ſondern nur ſich ſelber treu bleiben (Eb. S. 232.), er klagt noch in den letzten Tagen, daß er ſo wenig in ſeinem Leben gethan habe (Th. 2. S. 219.), er, welcher mehr geſchrieben und gewirkt, wie zehn Andre. Daraus iſt ganz wohl erklärlich, warum er der Zuneigung Anderer bedurfte und durch unverdiente Verachtung und Miskennung ſeines Wohlmeynens niedergeſchlagen wurde (Th. 2. S. 320.); warum er ſich vor übermäßiger Zuneigung zu dieſem oder jenem Menſchen fürchtete, aus Beſorgniß ſie

möchte ihm durch Misbrauch vergolten werden (Eb. S. 287.); warum ihm das Bitterſte war, Obere zu haben, deren Charakter er nicht achten konnte; behauptend, es ſey gegen alle Geſetze der phyſiſchen und geiſtigen Natur, daß der Schlechte, der Schlaue und Niedrige herrſche; in der Natur diene das Niedere dem Höheren, in geiſtigen Verhältniſſen und menſchlichen Einrichtungen müßten dieſe Geſetze noch ſtrenger ausgeübt werden (Eb. S. 278.). Alle edeln, lebendigen und reitzbaren Menſchen müſſen hierin mit ihm gleichdenken, und was er über die Herrſchaft des Höheren ſagt, iſt das lebendige Geſetz der Gerechtigkeit und einziges Urbild jedes Erdenrechtes im Reiche Gottes.

Hören Sie nun die Elegie des Herderſchen Lebens. In Bückeburg iſt die Gemeine klein, die Schulen ſind nicht zu beſſern, der Conſiſtorialrath bekommt mit ſchleppenden Rechtsformen zu thun, hinter denen zum Theil Ungerechtigkeiten ſtecken (Th. 1. S. 184.). Leider waren geſpannte Erwartungen vorausgegangen, alſo deſto weniger befriedigt (Eb. S. 209.). Nur kann der Verheyrathete Nichts aufgeben, was einmal Platz heißt (S. 215.), ſo dumm eigent-

lich die ganze Lage iſt und das Herz angreift, ja eine Grube genannt werden darf (S. 224.). Die Schilderungen davon, die Vernichtung der Lieblingideen vom Predigtamt, der Zuſtand des Landes, die eingeſchränkte Dumpfheit der Geſchäftmänner, welche einen Gelehrten als vollkommen entbehrlich betrachten (Th. 1. S. 291.), ſind betrübend genug, und die Unzufriedenheit mit dem Predigerſtande, mit der Schriftſtellerey, mit Allem (S. 428.) begreift ſich.

Eins jedoch iſt im Buche nicht angemerkt, was meines Erachtens ſehr bedeutſam Herders Unbehaglichkeit verſtärken mußte. Er hatte das Glück und Unglück, mit Perſonen höheren Standes in nähere Verbindung zu gerathen, auf der Reiſe mit dem Eutiner Prinzen, in Bückeburg mit dem Grafen; ein Glück, weil es den frey und loſe Schwärmenden vor empfindlichem Mangel deckte; ein Unglück, weil es ihn in die Umgebungen ſeiner Wohlthäter zog. Dieſe ſind keine gewöhnliche Menſchen, ſie ſind edel, gebildet, wohlgeſinnt, — aber zum Unglück für Herder immer fürſtliche und gräfliche Leute. Bey aller Achtung, welche man gerne den Großen der Erde, beſonders den Würdigen unter ihnen

zollt, halte ich es für entſchiedenes Leiden, nä-her in ihre Kreiſe zu treten, wie ſehr auch die meiſten Menſchen ſich darnach ſehnen. Jene Aufmerkſamkeit des Benehmens, welche ihnen von Rechtswegen gebührt, beklemmt allemal die Bruſt, macht wenigſtens den Athem ſtiller und unfreyer, ſtört das inwendige Leben des Geiſtes, welcher Aeußerlichkeiten nicht vernachläßigen, nie dem ungleichen Menſchen ſeinen ganzen Menſchen zeigen darf. Zudem muß eine Verſchiedenheit der Weltbeurtheilung zwiſchen Fürſtlichem und Bür-gerlichem bleiben, jenes iſt erhaben über bürger-liche Freuden und Leiden, und zeigt ſeine Theil-nahme daran mit einiger Herablaſſung. Ich will die letztere gewiß nicht unwohlthätig nen-nen, vielmehr wird ſie häufig eine Quelle von Troſt und Beruhigung, aber ſie führt weg von ſich ſelber, ſie raubt gewiſſermaßen die eigene Ständigkeit neben erlauchter Standesſchaft, ſie macht grade dadurch empfindlicher und reitzbarer gegen eine Menge von kleinen Verhältniſſen, deren Einwirkung der glückliche Menſch im Leben ſchwä-chen ſoll. Der Bückeburger Graf, als ſolcher trotz mancher Eigenheiten ſchätzbar und ausge-zeichnet, muß im Umgange ſeinem Abt — der

vorhin bey ihm geweſen und geſtorben — und Herder nur geheimes Weh bereiten, welches ihr Verſtand ſich allerdings wegverſtändigt, aber deſſen das Gefühl nicht Meiſter wird. Selbſt die ſchöne und liebenswürdige Seele, Gräfin Maria, welche Herdern zu wahrem Troſte und zur Aufrichtung gereicht, kann niemals ganz ſeines Gleichen ſeyn, ganz für Haus und Heerd ihre Religion und Philoſophie zum Gaſtgeſchenke bringen, und iſt eine zwar anziehende, ehrwürdige, aber dennoch Wehmuth verbreitende landesmütterliche Elegie.

Schwerlich hat Herder dieſe Wahrheit anerkannt, ungeachtet er ſie gewiß in Bückeburg erfahren, und in Weimar beſtätigt gefunden. Ein Zweytes kommt hinzu. Zwiſchen lebendigen, aufgeregten Menſchen und dem geiſtlichen Stande beſteht allemal einiges Misverhältniß; der Stand ſoll mehr das Adagio als das feurige Allegro des Lebens ausdrücken, und die öffentliche Meynung verlangt ſolches von ihm. Kein Stand iſt außerdem von der öffentlichen Meynung ſo abhängig als dieſer, oder wird vom Tadel empfindlicher getroffen. Allen Alles zu werden iſt zum Theil ſeine Aufgabe; doch

vorab müßte dem Menſchen gelingen Allen Alles zu ſeyn. Lebhaften Naturen gelingt dieſes am ſchlechteſten, und ich halte zwiſchen ihnen und dem Stande die Ausgleichung höchſt ſchwierig. Herder, obgleich von einer Seite, und zwar von der weſentlichſten, ganz für den Stand geboren, findet dennoch das Widerſtrebende in Nebenſachen. Hieraus erkläre ich mir die Klagen über ſein verfehltes Leben (S. 108. Th. 2. als der Ruf nach Göttingen ausgeſchlagen war), welche ihn ſogar auf Spaziergängen überfielen, wenn er nicht durch einen beſtimmten Gegenſtand geiſtiger Theilnahme angeregt wurde (Th. 2. S. 296.). War denn Herders Leben verfehlt, da er bedeutſam in Weimar für Kirchen und Schulen wirkte (Th. 2. S. 110. fg.), da viele ſeiner Verdrießlichkeiten von einem einzigen Manne herrührten (Eb. S. 109.), da er als Schriftſteller thätig arbeitete, und durfte deswegen der Vicepräſident unmuthig und niedergeſchlagen ſeyn? (Eb. S. 131.) Man ſieht wohl, er denkt ſelbſt in Italien an ſeine kirchliche und politiſche Lage nicht mit Vergnügen (Eb. S. 91.), er wird angezogen vom akademiſchen Leben, die Stimme ſeines Genius iſt bey erhal=

tenem Ruf für Göttingen, und er bereut hinterher, daß er dieſem Rufe nicht folgte (Eb. S. 107.). Schon früher in Bückeburg ſpricht er von der elenden Nichtigkeit des Paſtorlebens und meynt, das Profeſſorleben ſey freyer (Eb. S. 221.). Aber, ſollen wir ihn auf ſich verweiſen? Als er nach Erlangen kömmt, kann er den Eindruck nicht beſchreiben, „ſo kleinlich, armſelig, und was die Univerſität aus einer Stadt an Menſchen und Thieren für ein abſcheuliches Ding macht!“ Er dankt ſeiner Frau, daß ſie ihn ſo lange vom Univerſitätkram zurückgehalten habe, ſie beſitze richtigeren Sinn als er ſelber (Th. 2. S. 35.) Vater Gleim ſagt dem Beſuchenden in Halberſtadt: „kein genialiſcher Menſch könne auf einer Univerſität exiſtiren unter den Cabalen der Gelehrten und des Brodneides!“ (Th. 1. S. 265.) Sollte Herder nun zürnen, daß ſeine Freunde zu Weimar im 44ſten Jahr des Lebens eine Amtveränderung bedenklich fanden, und ihm über das Univerſitätleben manches Nachtheilige ſagten? (Th. 2. S. 107.) Iſt gleich ein Leben in Weimar nicht grade ein Roſenweg dagegen, ſo doch auch kein bloßer Dornenweg. Und ihn ſelber, Herder, hatte ja die

Reiſe nach Italien „klüger gemacht, über Menſchen die Augen geöfnet und ihn den wahren Werth des Lebens finden, beſonders Treue und Liebe ſchätzen gelehrt!“ (Th. 2. S. 67.) In Weimar beſaß er treue Freunde, Liebe und Zutrauen (Eb. S. 107.) Göthe wird ausdrücklich als treuer Freund genannt, freylich aber mochte Göthe nicht ſonderlich dem Univerſitätleben hold ſeyn, weil er oft über ein Verſauren auf Univerſitäten geſprochen haben ſoll.

Meine Meynung nun iſt dieſe: der Menſch könne in allen Lebenslagen verſauren und ſauer ausſehen. Vielleicht kennt niemand beſſer als ich, was Herder zu vergleichen hatte, weil ich in beyderley Lage ſelber gelebt. Wenn Sie mich nun fragen, mein Freund, was ich Herdern gerathen? ſo lautet meine Antwort: gar Nichts. Ich hätte ermahnt, ohne Leidenſchaft zu überlegen, hätte mit Göthe das Alter in Anſchlag gebracht, hätte von den Einladungbriefen nach Göttingen, wie Heyne und Spittler ſie ſchrieben, einige Lesarten verändert, und vor allem empfohlen, ſobald der Entſchluß für oder gegen gefaßt wäre, nicht mehr rückwärts zu ſehen, ſondern bloß vorwärts. Das Rück-

wärtsſehn im Leben iſt ein unglücklich Ding, und Herder hatte Recht, bey wichtigen Lebensveränderungen es auf eine unvorhergeſehene höhere Leitung und Entſcheidung ankommen zu laſſen, was er Weiſſagung nannte, prophetiſche Gabe, die ihm gewöhnlich im rechten Augenblick nicht fehlte (Th. 1. S. 153. 163.). War alſo für Weimar entſchieden, ſo mußte Göttingen vergeſſen ſeyn, wie es bey Herdern nicht eintraf. Ich habe in andrer Art viele wackere Männer gekannt, die mit großen Verheißungen und Hofnungen in eine neue Lage hineintraten, hernach aber wieder mit Reue nach demjenigen zurückblickten was ſie gehabt, und zu raſch aufgegeben. In der Jugend tauſcht man leichter, dennoch blieb Herdern von Riga her immer ein großer Reitz des Wohnens an der See. Selber an einem Seeplatz geboren, kenne ich den Reitz dieſes Bildes, wozu Handelsgeſchäftigkeit, Schiffe mit Segeln und Wimpeln, das Holländiſch Reinliche, Sachvolle des Hausweſens, der große Anblick des Meeres und ſelbſt die Fiſche darin Einzelheiten hergeben; — ſtehe ich aber wirklich vor dem Meer, und ſchaue mit Luſt die Häven und Wimpel, ſo kommt bald ein Gefühl

des Ungewohnten, Fremdartigen, und mich empfängt mit heiterem Gruß meine vom Meer hinreichend entlegene Wohnung und deren Gewohnheit. Indeſſen bin und bleibe ich ein Verehrer ſowohl des Meers als der Gebirge.

Viel Antheil an Herders Misbehagen hatte gewiß jene Ungunſt ſeines Zeitalters für Theologie und den geiſtlichen Stand. Die geſammte Bewegung der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war auf Veränderung oder gar Wegwerfung des Alten gerichtet, namentlich des kirchlich Herkömmlichen, und wer in ſolchem Fall durch ſeine Ueberzeugung und ſein Amt verbunden iſt entgegenzuſtreben, erfährt Kränkendes genug. Ein Gegenſatz der Ueberzeugung iſt noch leichter zu tragen, als ein Gegenſatz des Amtes; Herders Ehrgefühl war für letzteres ſehr empfindlich, und es wird angeführt, daß er einſt bey ſolchem Fall eine Stange Siegellack, die er zufällig in der Hand hatte, ganz weich zu Brey drückte, und im Zimmer heftig auf und nieder ſchreitend, an den Fußſohlen ſich wund gieng (Th. 2. S. 278.). In den neunziger Jahren entſtand zudem ganz in Herders Nähe der Taumel einer neuen Philoſophie mit Geringſchätzung des theo-

logiſchen Wiſſens, was der Generalſuperintendent bey Prüfung junger Theologen am ſtärkſten wahrnehmen mußte, und worüber ein junger Weimarſcher Geiſtlicher ſich ſogar erſchoß (Th. 2. S. 225.). Herder wollte helfen durch ſeine Metakritik und Kalligone, aber umſonſt; die Arzney ward verſchmäht, gegen den Arzt ward geeifert. Wäre auch in Fieberzeiten des menſchlichen Geiſtes die Heilkunſt im Stande, Bedeutſames auszurichten, was ich nicht glaube, ſondern mehr von der natürlichen Kriſis erwarte; ſo möchte doch Herder ſchwerlich der rechte Arzt heißen, oder einen hülfeſuchenden Kranken hergeſtellt haben. Wenigſtens ſchienen mir immer ſeine für dieſen Zweck verfaßten Schriften die ſchwächeren; nicht vergleichbar mit den übrigen, gleichſam unächte Weiſſagungen des Propheten. Er hat den Wendepunkt dieſer philoſophiſchen Taumelzeit nicht erlebt, würde jedoch an der theologiſchen unſrer Tage vielleicht gleichfalls einiges Kreuz finden, aber möglicherweiſe mit beſſerem Glück manche Zurechtſtellung verſuchen oder durch die ſteigende Hochſchätzung des geiſtlichen Amtes und das Wiederſuchen des kirchlich Herkömmlichen weniger beleidigt ſeyn. —

Nehmen Sie das biographiſche Kleeblatt hin, und ich will einen Spruch darüber murmeln. „Schenke mir Gott für die geweihteſten ſchönſten Stunden des Lebens einen Herder, für andre kindlich genügſamere einen Zoega, für Winterabende im Theater einen Schröder auf der Bühne.“

Dritter Brief.

December 1820.

Sie beſtehen darauf, ich ſoll zum drittenmale in meinem Leben von einer Schweitzerreiſe heimkehrend, über das Land und ſeine Bewohner Ihnen Einiges berichten, weil ich doch geſehen und erlebt haben müſſe, weil trotz aller Beſchreibungen immer noch Etwas zu beſchreiben ſey, weil Andre ja ſo reichlich von ihren Reiſen mittheilten, und ihre individuellen Gefühle mannichfaltig zu ſchildern verſtünden? Bedenken Sie doch, ich bin kein Matthiſon, kein Bonſtetten, keine Friederike Brun, kein Klingemann, denen ihre Tagebücher zu den anmuthigſten Berichten

wie von ſelber anſchwellen, während mir die Philoſophie Alles austrocknet und in ein dürres Nichts verwandelt! Sogar den angemeſſenen Stil wüßte ich nicht zu finden, welcher Blumen auf die Heerſtraßen ſtreut und lieblichen Schimmer über alle Gegenſtände verbreitet!

Nichts wollen dieſe Gründe bey Ihnen verfangen: wo man dreymal geweſen ſey, habe man dreymal geſehen, welches ſonach Stoff gebe, und der Stil ſey nach meiner eignen Behauptung Naturgabe, mithin niemandem fehlend oder mühſam zu ſuchen. Das Beſchriebene brauche nicht wieder beſchrieben zu werden, Vollſtändigkeit werde nicht begehrt, Eines und das Andre müſſe doch in beſonderm Licht erſchienen ſeyn, und ein Brief darüber dürfe mir ſchon deswegen der Mühe werth dünken, weil Sie Luſt hätten ihn zu leſen. —

Gut, ich hebe an. Glücklich der Sterbliche, welcher mitten in Geſchäftigkeit auf väterlichem Erbe ſeine Tage verbringt, Aecker beſtellt, Obſtpflanzungen anlegt, von der Welt nichts Anderes ſieht, als was er von dem Kirchthurm ſeines Dorfes überblickt, deſſen größte Reiſe einen halben oder ganzen Tag währte, nach wel-

cher Zeit er mit Sehnſucht wieder zu ſeinem Weibe und ſeinen Kindern kommt, die gewohnten Beſchäftigungen wieder anfängt, Gefahren und Abentheuer der Ein Tagreiſe in Mußeſtunden etwa den Horchenden erzählend. Zwar fühlt er bisweilen nicht geringe Luſt, den ganzen Erdkreis zu durchſchweifen, malt ſich aus im Geiſte, was er dann ſehen könnte und würde, unterſtützt ſeine Phantaſie durch die herrlichen Berichte der Vielgewanderten, und bleibt doch ruhig an ſeiner Stelle, bis zur Reiſe ins unbekannte Land. Wahrlich, er iſt beglückter, als wenn er die gewünſchten Reiſen wirklich gemacht hätte, und in der Erinnerung ſie ſich wiederholte!

Sonderbarer Eingang für Reiſeberichte, werden Sie ſagen, aber darum nicht minder treffend. Der Unzufriedne ſtrebt ins Weite, der Züfriedne bleibt daheim; jener wird überſättigt durch Genuß, dieſem würzt geſunde Eßluſt jede Speiſe. Wer krank iſt, wird in Bäder geſandt, wer das Klima ſeines deutſchen Geburtorts unbehaglich findet, nach Italien. Er kömmt zurück, und hat wahrſcheinlich eine zweyte Badekur und ein zweytes Italien nöthig. Unſer Leib

Bayerische Staatsbibliothek München

geht nicht auf Reiſen, wenn der Seele wohl iſt am eigenen Heerde, und iſt die Seele ſich nicht ſelber genug, ſo hat ſie nirgends Genüge. Yorik ſchon macht in ſeiner Eintheilung von Reiſenden ganz ähnliche Bemerkungen, die grade auf ihn ſelber, den empfindſamen Reiſenden, am wenigſten paſſen, da eine Reiſe wie die ſeinige zufrieden und bequem auf dem Zimmer vollendet werden konnte. Beſtimmte Zwecke geben jeglicher Reiſe eine geſundere Haltung, z. B. Handſchriften abſchreiben, Naturprodukte ſammeln, Hospitäler oder Gefängniſſe beſuchen, u. ſ. w. Der Menſch iſt dann thätig im Geſchäft wie zu Hauſe, aber zugleich förderlicher, als er es zu Hauſe ſeyn könnte. Nicht allemal wird ſelbſt hiedurch der Nachtheil des Ausheimiſchen verhütet, und der berühmte arabiſche Reiſende, Carſten Niebuhr, von ſeinem Sohne ſelber ein phantaſieloſer nur im Beobachten und Auffaſſen lebender Mann genannt, hatte im Vaterlande eine auch von andern Europäern, die unter Morgenländern heimiſch geworden ſind, empfundene Sehnſucht nach ihrer ernſten Stille, brachte ſeiner Gattin durch das Aufgeben einer zweyten Reiſe ein Opfer, ward als

Landſchreiber in Meldorf gedrückt von Leere und Unbehaglichkeit, weil kein Tag eine neue Anſchauung lieferte, und gewann dawider erſt im ſechs und ſechszigſten Jahr bedeutende Hülfe durch den Ankauf von Moorländereyen und deren Urbarmachung, wobey der Erfolg ſeine Hoffnungen täuſchte (Carſten Niebuhr's Leben von B. G. Niebuhr. Kiel 1817.).

Meinen jugendlichen Reiſewünſchen lag ein ganz beſtimmter Zweck zum Grunde, nämlich Kunſtfertigkeit in der Landſchaftmalerey, welche nicht anders zu erreichen ſtand, als durch den Anblick maleriſcher Gegenden. Oft ſchon als Knabe hatte ich Kupferſtiche nach Claude und andern Meiſtern angeſtarrt, in eine Zauberwelt der Gebirge und reichen Gründe mich hineinträumend, wovon die Niederungen der Oſtſee kein Urbild darboten. Kam mir zufällig ein Gemälde von dichteriſchem Werth vor Augen, ſo hielt ich Alles darin, ſamt dem Himmel darüber, für Lüge, preis aber denjenigen ſelig, der ſo zu lügen verſtehe. Ein Beſuch der Dresdner Gemäldegallerie brachte meine Phantaſie vollends in Aufruhr, es ward die Landſchaftmalerey mir entſchiedne Lebensfreundin, und die verkehrte-

ſten Uebungen und mislungenſten Verſuche konnten mich von ihrem Umgange nicht zurückſchrecken (Vergleichen Sie meine Briefe über Landſchaftmalerey in den Vermiſchten Schriften, Hamb. 1806.). Am Rande der Univerſitätjahre ſchwebte mir die Schweitz vor — Italien lag zu weit — als das Land der Gebirgwunder, des Studiums der Natur, der geprieſenſten Ausſichten. Wer einmal dergleichen geſehen, meynte ich, wer auf dem Papiere flüchtig ſolche Eindrücke aufbewahrt, könne ruhig ſpäterhin durch Steppen des bürgerlichen Lebens wandeln und ſeine Freuden durch Erinnerung und Phantaſie vervielfältigen. Hr. Meiners und Andre mit ihren Beſchreibungen der genoſſenen Seligkeit hatten auch Antheil daran, und nimmer gedachte ich damals der Möglichkeit, einſt den größten Theil meiner Lebenstage unweit der Alpen zu wohnen; ich hielt die Vaterſtadt für den Kreis meines ferneren Daſeyns und für den Ort meines Grabes. So kam denn, daß mit einigen Jugendfreunden, welche nach derſelben Gegend wollten, im Sommer 1797. die Schweitzerreiſe angetreten wurde.

Anfangs blieben die Erwartungen unerfüllt.

Baſel, die erſte Schweitzerſtadt, ſchien mir finſter, die Umgebung zu ſanft, zu wenig ausdruckvoll, und ich lehnte ab einen Thurm zu beſteigen, weil dort ja nichts mehr zu ſehen ſey, als vom Gaſthauſe und Walle, keine kühne Linien und Formen; die Proſpekte Aberlis hatten ganz andre Dinge gezeigt, und auch in ihrer Art die Bergſtraße und das Rheinthal. Nicht viel beſſer giengs im Münſterthal, am Neuenburger und Bieler See, der Weg war zu eben, die Witterung zu regneriſch, obwohl ſchon einige Zeichnungen meine Sammlung zu füllen anfiengen. In Nidau zürnten wir auf Hrn. Meiners, der dieſe unbedeutende Stadt mit hinreichend flacher Umgebung als ein irdiſches Paradies beſchrieben, und uns zu einem Wege dahin verleitet. Wahrſcheinlich hatte er beſſeres Wetter oder lebhaftere Phantaſie. Letztere fanden wir ſpäterhin beſtätigt an Orten, die er grauſend beſchreibt, wo er vor Schwindel ſich nicht zu retten wußte, während wir unſern Wanderſchritt kaum unterbrachen.

Bern zuerſt gab rechte Naturgröße. Die Gebirggipfel des ewigen Eiſes, emporragend hinter den grünenden, auf welchen im Hochſommer

der Schnee ſchmilzt, werden von dort aus in einziger Art geſehen, und wenn auch anderwärts eine längere Kette ſich vor den Augen ausdehnt, ſo erſcheinen doch die Formen minder ausgezeichnet, und wirken weniger als Maſſe. Die Jungfrau, die beyden Eiger, das finſtre Aarhorn, das Schreckhorn und Wetterhorn wechſeln in ihren Geſtalten, und jede Geſtaltung hat ein eigenthümlich Kühnes. Bekannt iſt zugleich, wie zu den verſchiednen Stunden des Tages ſich Farbe und Beleuchtung verändern, daher immer Neues darbieten, alſo mit friſcher Ueberraſchung anziehen. Noch im vergangnen Herbſt, als ich die Pracht dieſer Kette vom Gurten, einem Berggipfel neben Bern, überblickte, ſah ich am Abende einen Glanz des Schnees, wie ich ihn zuvor nie wahrgenommen, und auch unſre Berner Freunde nannten ihn ſelten, verkündeten aber für den nächſten Tag Regen und unruhige Luft. Jedesmal, wenn ich die bekannten Standpunkte in und um Bern beſuchte, konnte mein Auge von der Scene ſich kaum wegwenden, ſie lag ausgebreitet mit ewig neuem Reitz. Bern macht durch ſeine feſte Bauart, durch die Sauberkeit, worin es erhalten wird,

welche an ariſtokratiſche Fülle des Reichthums erinnern, einen vornehmen und wohlthätigen Eindruck. Dazu prangt die Umgebung der Stadt mit den lieblichſten Landhäuſern, recht zum Wohnen einladend, und es iſt grade nicht zu verwundern, wenn reiche unabhängige Graſen oder fürſtliche Leute die Sommermonate dort zubringen. Inzwiſchen iſt bey alledem die eigentliche maleriſche Schönheit des Ganzen geringe, es wird hier die Kunſt von der Natur überboten, und wenn die Maler ſich an dieſem Gegenſtande verſuchten, wenn ich ſelbſt einen Aufriß der Stadt und ihrer Gebirge in meiner Sammlung bewahre, ſo dient dieſes mehr zur Erinnerung des Geſehenen, als daß es für ſich ein landſchaftliches Bild darböte.

In Bern wurde bey unſerm Jugendbeſuche der Plan zur weiteren Reiſe entworfen, welcher keine geringe Mühe machte. Man traue doch nicht den Planmachern an Ort und Stelle, jeder rühmt, was er geſehen, bedenkt nicht die Zeit und den Zweck des Reiſenden, welcher ſtets Einiges beyſeite laſſen muß; ſogar Ebel in ſeiner Anweiſung fehlt manchmal in dieſer Beziehung. Wir vereinigten uns endlich über einen

Entwurff, der für die Umſtände am zweckmäßigſten war, und der faſt von allen andern Planen abwich. Den Jura, mit dem Urgebirge verglichen unbedeutend, ließen wir unbeſucht, es gieng ſogleich an den Genferſee, von dort ins Chamouny, Wallis, ins Berner Oberland, über die Grimſel und den Griesberg nach den italieniſchen Vogteyen, über die Borromäiſchen Inſeln nach Mayland, über den Gotthard zurück auf den Rigi, und zuletzt an den Conſtanzer See und zum Rheinfall nach Schafhauſen. Die ſeltenſte Sommerwitterung begleitete uns allenthalben, ſo daß alles Merkwürdige im ſchönſten Lichte prangte. Meine Skizzenſammlung ward täglich reicher, und dennoch konnte trotz unermüdeter Thätigkeit nicht Jedes Dargebotene aufgenommen werden; man mußte wegen der Nachtlager beſtimmte Tagreiſen feſtſetzen. Zu bemerken iſt indeſſen, daß die gewöhnlichen Schweitzerproſpekte topographiſche Rückſichten nehmen, nicht allemal der reinen maleriſchen Beurtheilung folgen, weswegen einige Künſtler, denen ich damals meine Entwürfe zeigte, ſich zu erkundigen pflegten, wo ich die Standpunkte gefunden, und mit Verwunderung hör-

ten, daß Alles am Wege lag. Späterhin hat Guillerat, einer der vorzüglichſten gegenwärtigen Schweitzer Landſchaftmaler, ſeine treffliche Anſicht vom Schreckhorn und Roſenlavigletſcher an derſelben Stelle gezeichnet, von wo aus meine Sammlung ſie aufbewahrt.

Die Nordſeite der Alpen gewährt dem Landſchaftmaler immer nicht ganz was er ſucht, wie ſchön und überraſchend auch die Natur entgegentritt. Der herrliche Genfer See liefert ſelten Bilder, überhaupt iſt mit Seen, wenn ſie in der Nähe liegen, wenig auf dem Papier anzufangen. Chamouny iſt zu rauh und wild, zu ungeheuer, um es in Rahmen zu faſſen, die Gletſcher als ſolche ſind nicht bloß ſchwer darzuſtellen, ſondern auch unmaleriſch. Erſt an dem ſüdlichen Abhange der Alpenkette ward mein Auge befriedigt, und die Wanderung neben der Toſa im Thal Antegoria und Formazza glich einem vollſtändigen Rauſch. Vielleicht hatte die Luftperſpektive hieran keinen geringen Antheil. Ich erinnere mich noch jenes großen Eindrucks, als wir den Griesberg hinabſtiegen und Italiens Himmel über den Gegenden lag. Die Schweitzeratmosphäre iſt durchſichtig, man bemerkt in

den Fernen auch die kleinſten Gegenſtände; die italieniſche Luft ruht als ein Vorhang vor ihnen, alle Entfernungen zeigen ſich als Maſſe, hier erſt findet man Claude Lorrain und ſeine Wahrheit, hier erſt die tiefen Farben und das zauberiſch zitternde Licht. Ein Abendhimmel in Mayland während der erſten Tage des Auguſt zeigte ſo glühenden Dunſt und ſolche Wolkenformen, wie weder vorher noch nachher von mir wahrgenommen wurden, und Graß bemerkt richtig, man ſehe Vieles nur Einmal im Leben, wenn man auch dieſelben Orte wieder beſucht. Als ich eilf Jahre ſpäter im September nach dem obern Italien und Venedig kam, war nichts dergleichen vorhanden. Auf Italiens Alpenſeite nähern ſich zugleich die Gebirgumriſſe mehr der Kegelform, welche dem Maler anziehender dünkt, als das zerriſſene zackigte Geſtein. Erwähnung verdient gleichfalls ein Waſſerfall der Toſa bey Pomat, der durch ſeine Höhe und verhältnißmäßige Waſſerfülle alles Aehnliche in der Schweitz übertrifft, wenigſtens weit ſtärker überraſcht, als der berühmte Rheinfall bey Schafhauſen, und an Tivoli erinnert. Unſre Zeit war kurz, es gelang mir nicht in Schnel=

ligkeit einen Standpunkt für die Größe jenes Gegenſtandes zu wählen, deſſen Darſtellung ohnehin kaum den größten Meiſtern gelingt, und ich bewahrte mir den Eindruck bloß im Gedächtniß. Die zweyte Schweitzerreiſe ließ mich unter den geiſtreichen Skizzen des verſtorbnen Landſchaftmalers Heß — welche im Beſitze ſeiner Wittwe, jetzt verehlichten Stolz *) zu Zürch ſind — dieſen Waſſerfall dargeſtellt finden, den ich ſogleich wiedererkannte. Heß hat ihn als Oelgemälde ausgeführt — gleichfalls im Beſitz der Wittwe — doch iſt darin, ungeachtet ſeiner Meiſterſchaft, manches Lebendige und Natürliche der Skizze verloren gegangen.

Soll ich noch andrer Naturſchönheiten gedenken, deren die italieniſche Schweitz in reichem Maaße darbeut? Sie ſind nicht zu beſchreiben, oder wurden ſchon möglichſt beſchrieben. Herrlich prangen die Seen, der von Lugano, von Luvino und Como, der Lago Maggiore mit ſeinen berühmten Borromäiſchen Inſeln; jedoch dieſer am wenigſten maleriſch. Ich wollte ein Bild

---

*) Stolz ſtarb den 12. März 1821.

davon entwerfen, mußte aber den ganzen Vorder-grund und ſelbſt den Mittelgrund hinzudichten. Wir hatten die Maleriſche Reiſe von J. H. Meyer bey uns, mit einigen trefflichen geäzten Blättern verſehen, ſie lieſt ſich gut und unanſtößig, an den Orten ſelbſt haben wir darüber gelacht, ſo ſehr ſtanden die Kunſtmittel der Beſchreibung hinter der Natur des Wirklichen zurück. Weg alſo mit Beſchreibungen, als charakterloſen oder falſchen Abdrücken der Wirklichkeit. Weil das Eigenthümliche der italieniſchen Schweitz meine Phantaſie hingeriſſen hatte, wollte mich bey der Rückkehr in den deutſchen Theil das Geprieſen-ſenſte nicht mehr in Entzücken ſetzen; es war durch Entzückung das Entzückende verſchwunden. Hart ſagte einmal der alte Franz Kobell in München, ein geiſtvoller Mann und reich an herrlichen Erfindungen, die Schweitz verderbe den Landſchaftmaler, und er ſagte damit ein wahres Wort, weil er den hohen Stil dichtender Darſtellung meynte, welcher die Urbilder Italiens oder Siciliens in der Seele trägt. Inzwiſchen muß, wer das Jenſeits nicht anſchauen kann, ſich mit dem Diſſeits behelfen. Auf der Rückreiſe durch Deutſchland — noch dazu im Spät-

herbſte — wollte mir gar keine Gegend der Aufmerkſamkeit werth dünken, und als ich in die nördliche Vaterſtadt zurückkehrte, ſchien Alles winzig, der Himmel ſamt Färbung entfernter Gegenſtände, aſchgrau. Man bedenkt ſelten auf der Erde, was ein Himmel ausmacht, bis man es erlebte; — während einer Reihe von Jahren in Holſtein erſchien nur ſelten ein Abendroth, was mich an die Schweitz erinnerte; es verdoppelte dann die liebliche Schönheit der Seen mit ihren ſanften Waldhügeln und Gründen.

Meine beyden letzten Schweitzerreiſen hatten Erholung und Stärkung der Geſundheit zum Zweck. Ueberraſchen konnten die Gegenden nicht, theils weil ich ſie ſchon kannte, theils weil ich Tyrol, Salzburg und Oberbaiern zuvor beſuchte. Gleich dem Wiederſehen alter Freunde gewährten ſie dennoch Vergnügen. Das Waadtland, Berner Oberland, der Rigi, bleiben, was ſie ſind, und Freyheit von Geſchäften im Mitgenuß werther Freunde gab mannichfaltige Luſt. Erzählungen davon haben für den Dritten nichts Anziehendes.

Die Bewohner der Schweitz? Sie gleichen andern Menſchenkindern in ihrer Miſchung von

Vorzügen und Fehlern, und danken es den nahen Gebirgen und der beſuchenden Fremdenſchaar, wenn ihrer öfter in Büchern gedacht wird. Nur daß niemand patriarchaliſchen Sinn und unſchuldige Sitteneinfalt unter dieſen Alpenbewohnern zu finden wähne. Die Reiſenden, welche jährlich das Land und ſelbſt die entlegenſten Thäler durchziehen, haben allenthalben Liebe zum Gewinn vorherrſchend gemacht, welche überhaupt als Eigenſchaft ſprichwörtlich den Schweizern beygelegt wird. Sie ſuchen während der Reiſemonate für den einſamen Winter Entſchädigung. Dies erſtreckt ſich von den ſehr theuren Lohnkutſchern zu den Wirthen, Führern, zum Theil bis in die Sennhütten hinauf. Inzwiſchen bietet es auch wieder ſeine angenehme Seite; wer das Geld nicht achtet, hat dafür Bequemlichkeiten, die er ſonſt bey Gebirgreiſen vermißt, gute Nachtlager, allerley Aufwand der Tafel, eingerichtete Bedienung. Als ich vergangenen Herbſt ins Grindelwald hineinging, fragte mich ein alter Mann, wie mir die grauſigte Gegend gefalle? In dieſer furchtbaren Einöde giebt es jetzt zwey Wirthshäuſer, und das dritte wird gebaut. Einer der Wirthe ſoll

im letzten Sommer übertrieben gefodert haben, und iſt von der Regierung in Bern geſtraft worden. Theurer wie anderwärts muß ſchon das Geringſte ſeyn, weil man es weit herſchafft, und bei gutem Sommerwetter dennoch eine Flut von Fremden herbergen ſoll. Im Wallis und in der italieniſchen Schweitz entbehrt man ſchmerzhaft dergleichen Vorſorge. Derbe Rohheit und Natürlichkeit ſind begreiflicher Weiſe allen Gebirgsbewohnern eigen, und dies gefällt meiſtens dem Reiſenden wegen ſeines Gegenſatzes mit ausgebildeter Feinheit, wird auch bey manchem Schweitzervolk verſetzt durch Zuvorkommen gegen Fremde, welche Geld in die Thäler bringen.

Die Städte unterſcheiden ſich nach Größe und Lage. Genf und Lauſanne ſind ihres Umgangtones wegen berühmt, und man ſendet dorthin junge Leute vom Stande, um franzöſiſche Sprache und Sitten zu lernen. Bern genießt gleichfalls den Ruf feiner Geſellſchaft, und iſt halb franzöſiſch und deutſch, doch mehr noch das erſtere, weswegen manche Deutſche, welche dorthin gezogen, ſich nicht ganz heimiſch fühlen. Deutſche Litteratur z. B. wird weniger geliebt

als franzöſiſche, die Mundart des Berndeutſch iſt dem Fremden faſt unverſtändlich, man redet deswegen lieber franzöſiſch, außer mit Bekannten. Auf Landhäuſern herrſcht unter den Familien viel Gaſtfreyheit, und wer in deren Weſen und Treiben eingeht, befindet ſich wohl. Luxus und Sittenverderbniß größerer Städte haben theilweiſe überhand genommen und man erzählt davon böſe Geſchichten. Zürch iſt ungleich deutſcher, trotz der harten Mundart, und zugleich ein Hauptſitz ſchweitzeriſcher Gelehrſamkeit. Bürgerliche Stille und Eingezogenheit beherrſchen das Zürcher Leben, weswegen es dem Fremden todt und öde vorkommt. Auf der erſten Schweitzerreiſe hatten wir Wohnung und Tiſch bey dem bekannten Leonhard Meiſter, einem einfachen, wenig geſprächigen Manne; mit ſeinem Bruder Heinrich, dem Freunde Diderots und der Encyclopädiſten, ward mehr durchgeſprochen und geſtritten. Die Einförmigkeit der Lebensweiſe war ſo groß, daß alle Tage dieſelbe Suppe, daſſelbe Fleiſch und Gemüſe auf den Tiſch kamen, was mir anfangs läſtig däuchte, ſehr bald aber durch Gewohnheit ſein Auffallendes verlor. Von andern Städten, wie Lucern u. ſ. w.

ſchweige ich, indem wir dort nur durchflogen, und ich überhaupt meyne, mit einzelnen Abweichungen ſehe allenthalben das Leben der Menſchen in größern und kleinern Städten ſich gleich.

Vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution konnte manchem Reiſenden das altherkömmliche demokratiſch oder ariſtokratiſch ausgebildete Republikenweſen der Schweitz merkwürdig dünken und iſt daher ausführlich genug beſchrieben worden. Doch ſteht ſchon in meinen damaligen Tagebüchern: „Greiſe ſingen die Litaney ihrer Jugend, die Schweitzer ſingen die Litaney ihrer Freyheit.“ Seitdem die franzöſiſche Revolution uns ihre rauhen Wege geführt, haben wir die Mängel des Alten, mit denjenigen des Neuen ſattſam kennen gelernt, und kümmern uns weniger um einzelne abweichende Formen, zumal in kleinen Staaten. Alle republikaniſche Verfaſſungen nähren Partheyſucht, welche unter despotiſcher Regierung unmöglich iſt, indem jedermann dem Gebieter ſchmeichelt, und ſich ſelbſt allein mit Ausſchluß Anderer in Gnade zu bringen ſtrebt. Kurz vor den franzöſiſchen Mishandlungen ſah ich die Schweitz zuerſt, und

mußte mich wundern über jene Heftigkeit, welche in allen Cantonen die Gemüther trennte, beſonders über eine ſtarke Vorliebe für Franzoſen und deren Einrichtungen, wodurch den letztern bald darauf nicht ſchwer fallen konnte, ſich einzumiſchen und das Beſtehende umzuſtürzen. In Aarau verſammelte ſich damals noch die helvetiſche Geſellſchaft, welche ſpäterhin meines Wiſſens aufgelöſt wurde, und man erkannte dort leicht die Gegenſätze. Grade die verſtändigſten, lebhafteſten und einſichtvollſten Männer waren dem Alten abgeneigt, woran die Ruhigeren, Beſchränkteren und Scheuen mit liebgewordner Gewohnheit hingen. Als ich zum zweytenmale gleich nach der deutſchen Volkbefreyung (1814.) wiederkam, erhob das unterdrückt geweſene Alte ſein Haupt, fand aber Gegner, welche mit der Bonapartiſchen Mediationakte ungleich zufriedner geweſen. Inſonderheit zu Bern herrſchte Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land, dies veranlaßte ſogar kriegeriſche Bewegungen, woraus glücklicherweiſe kein Bürgerkrieg hervorging. Für den fremden Beobachter war die Partheyung und deren Zweck nicht leicht zu enträthſeln; denn Herr von Haller, welcher mit ſeiner Staat=

reſtauration bey allen Freunden der erblichen Ariſtokratie und Legitimität ſo beliebt iſt, ſaß damals wegen Umtriebe unter dem Landvolk in Verhaft, und hatte die Berner Regierung zu dieſem Schritt genöthigt. Im vergangenen Herbſte fand ich ſolche Bewegung verſchwunden; von Seiten der Ariſtokratie waren manche der Gegner zufrieden geſtellt, und weil ſie ſchwiegen, hörte man wenig. Ueberhaupt ſcheint mir, jede Ariſtokratie der Geburt und des Reichthums könne leicht einen Aufruhr der Gemüther dämpfen, ſobald ſie jenen Theil der Bürger, welcher durch ausgezeichnetes Talent oder ausgezeichneten Eigenthumbeſitz den Vorrang Anderer unwillig trägt, in ihren gerechten Anſprüchen befriedigt, ſie in ihre Mitte aufnimmt und den Vorwurf der Kaſtengeſchloſſenheit durch die That widerlegt, wo denn die größere Maſſe, ihren Mangel hinreichender Anſprüche fühlend, ſich den Rang der Geburt und des Reichthums gefallen läßt. Auch in Frankreich wie in England, wird der Kampf politiſcher Partheyen meiſtens darum geführt, wer Miniſter ſeyn ſolle, und wer es wird, erbt von ſeinem Vorgänger ganz miniſterielle Geſinnungen. Wollen die

Ariſtokraten und Erzlegitimen gar Nichts zuge- ſtehn, ſo laufen ſie in unſern Zeiten Gefahr, Alles zu verlieren, dagegen einiges Zugeſtändniß ihnen den Beſitz des Uebrigen vollkommen ſichert. Menſchen ſind ſo ſchwer nicht zu regieren, als man meynt, man muß nur vermeiden, mit baarer roher Gewalt und Hartnäckigkeit ihnen die ſtrengſte Form der Herrſchaft aufzudringen.

Mögen nun dieſe Wahrheit unſre Politiker zu Herzen nehmen oder nicht, meine Reiſebe- ſchreibung iſt am Ende, und Sie werden ein- ſehen, wieviel die Philoſophie davon wegtrock- nete. Ich wünſchte nachgrade, Freunde und Gegenden kämen zu mir, ohne daß ich ihnen nachzureiſen brauchte; und mit den Gegenden, um derentwillen ich zuerſt die Schweitz beſuchte, iſt dieſes am leichteſten zu haben. Wer ſein maleriſches Auge übte, ſieht mit Hülfe weniger flüchtigen Umriſſe ganze Bilder vor ſich, und die Gefälligkeit mancher Künſtler, welche mir Anſicht ihrer Skizzen verſtatteten, hat mich mit dem Charakter Römiſcher und Neapolitaniſcher Umgebungen ziemlich bekannt gemacht. Franz Kobells Federzeichnungen und Landſchafterfin- dungen gaben oft eine viel reichere Anſchauung

der mannichfaltigſten Formen, als halbjährige Schweitzerreiſen. Der alte und jetzt auch kränkliche Künſtler ſah einſt Italien *), und ſeine unerſchöpfliche Phantaſie bringt demjenigen, der ſeine Handſchrift zu leſen weiß, die ſchönſten Gegenden vor das Auge. Ein ungeübter Blick wird gefällige Ausführung daran vermiſſen, der geübte denkt alles Fehlende hinzu, und freut ſich der Mannichfaltigkeit, ſo daß jemand nicht mit Unrecht einſt ſagte: es ſey daraus faſt mehr zu lernen, als aus der Natur ſelbſt, denn dieſe erſcheine hier geiſtig geſteigert und mit geſchmackvoller Auswahl. Dergleichen Beſchauen hat mich zu eignen Erfindungen gebracht, wodurch ich Geſehenes und Nichtgeſehenes mir vorführe, zugleich wirkliche Natureindrücke mit der gedichteten Welt in Verbindung bringe, und dadurch meinen Sinn für landſchaftliche Gegenſtände vergnüge. Möchte dies mit abweſenden Freunden auf ähnliche Weiſe geſchehen können, es wäre dann die Entfernung keine Entfernung,

---

*) Er ſtarb in München den 14ten Januar 1822. Vergl. einen Aufſatz vom Prof. Speth im Kunſtblatt des Morgenblatts 1822. No. 46.

und häusliche Einſamkeit das geſelligſte Leben. Bücher und Briefe thun viel, aber die geiſtige Aufregung der Gegenwart geliebter Menſchen iſt unerſetzlich; ein Bildniß vermag nicht zu reden, und wirklicher Umgang übt ſtets eine neue friſchgeborne Kraft.

Habe ich nun in dieſem Briefe mehr von der Landſchafterey geſprochen, welche mich zuerſt in die Schweitz führte, als von der Schweitz ſelbſt, ſo hören Sie noch meine gegenwärtige Anſicht der Kunſt, und wie ich die verſchiedenen Beſtrebungen derſelben in einige Hauptklaſſen ſtelle.

Proſpektenaufnahme iſt die Grundlage aller landſchaftlichen Darſtellungen, und zugleich, als Kunſt betrachtet, deren engſter Kreis. Man will ſein Haus, ſeinen Garten, oder das Dorf, die Stadt, wo man wohnt, auf dem Papiere ſchauen, und etwa das Zimmer damit ausſchmücken. In der Schweitz werden ſolche Proſpekte in Menge gefertigt, von aller Größe, genau und ungenau, die Fremden kaufen ſie, um des Geſehenen ſich zu erinnern. Begreiflicher Weiſe iſt das Genaueſte das Beſte, der Künſtler ſoll mit ſeinen Kunſtmitteln nur Wirkliches verzeichnen, treu den Gegenſtand

wiedergeben, dieſer ſey nun für die Behandlung günſtig oder ungünſtig; ausgeſchloſſen ſind freye Schöpfung und Verſchönerung, wie bey dem Bildniſſe lebender Perſonen, obgleich die ſchönſten Menſchen und die ſchönſten Weltgegenden alle Urformen liefern, denen die geſammte Malerey dient.

Hieran ſchließt ſich die Charakteriſtik bedeutſamer Einzelnheiten, welche den maleriſchen Werth der Proſpekte erhöht. Baumarten, Felſenformen, Gemäuer, Waſſer, Luft und Wolken ſind mit Geſchick in ihrer Natürlichkeit aufzufaſſen, überhaupt der Geſamteindruck dargeſtellter Gegenden. Die Natur zeigt hiefür eine reiche Verſchiedenheit, Sicilien, Italien, die Schweitz, Deutſchland, die Niederlande, tragen im Einzelnen wie im Ganzen ihren eignen Landſchaftcharakter, deſſen fertige Behandlung keine geringe Kunſt und Uebung erfodert. Unter andern gehört jene Wahrheit und Leichtigkeit des Baumſchlages, womit Anfänger zu kämpfen haben, in dieſe Klaſſe.

Unentbehrlich ſind zugleich für angenehme Wirkung auf das Auge die Farben und Lichteffekte. Beſonders kann eine gute Ver-

theilung des Lichts die Seele aller Landſchaften heißen. In der Natur bedarf man dieſer Dinge weniger zum wohlgefälligen Eindruck, als in der beſchränkten nachbildenden Kunſt. Das Beſte ſolcher Effekte gewahr zu werden, gehört zum Glück des Künſtlers, er ſieht Nichts dergleichen an trüben Tagen, oft das Schönſte nur einmal im Jahre oder im Leben. Meiſtens ſind die Effekte ſchnell vorübergehend, und müſſen im Gedächtniß feſtgehalten werden, wie der Blitz im Gewitter, die wechſelnden Wolkenformen, wirkſame Wolkenſchatten, Sonnenaufgang und Untergang, Mondſchein u. ſ. w. Wer ſie nicht aufſucht, geht vielleicht einer großen Zahl derſelben gleichgültig vorüber; doch überraſchen ſie im Einzelnen und Kleinen faſt immer bey freundlichem Umgange mit der Natur.

Endlich erſcheint dichteriſche Schöpfung oder eigentliche Kompoſition als das Höchſte der freyſchaffenden Kunſt, zu welchem die andern Leiſtungen gleichſam nur als Vorübung dienen. Eine Welt landſchaftlicher Gebilde öfnet ſich der Phantaſie, und man dichtet das Liebſte in anmuthigem Wechſel. Wer durch

die andern Klaſſen wanderte und zu erfinden weiß, wird gerne hiebey ausruhen.

Viele Künſtler wählen für ihre Leiſtungen eine einzige dieſer Klaſſen, und erwerben ſich darin Verdienſt, ſelten war jemand in allen von ihnen auf gleiche Weiſe meiſterhaft. Aberli, Rieter, Heß, hatten ehedem Ruf durch ihre Schweizerproſpekte, gegenwärtig ſcheinen Lafond und Guillerat in dieſem Fache die vorzüglichſten. Das Königliche Zeichnungkabinett zu München bewahrt einige Gebirganſichten von Berchtesgaden und der Umgegend, von einem jungen verſtorbenen Künſtler, Namens Stridt, welche mit wenig Mitteln ſchönen Eindruck machen. Der treue und wahre Canaletto hat ſich an die Canäle und Palläſte Venedigs gehalten. Hackerts Kunſt liefert italieniſche Gegenden, und beſitzt eine ungemein fertige Charakteriſtik der Bäume, obwohl ich mit Fiorillo urtheile, ſeine berühmten Gemälde ſeyen weniger vortrefflich, als ſeine Zeichnungen in Sepia. Aehnliche Zeichnungen hatte Birmann in Baſel mit hoher Vollendung gefertigt, denen ſeine verkäuflichen Farbenproſpekte bey weitem nicht gleichkamen. Sachtleven, Schütz, wählten

Rheingegenden. Ruisdael iſt Meiſter in Charakteriſtik der Bäume, Waſſerfälle, Sandhügel, Meerufer, desgleichen Waterloo im Gezweige und Laube der Wälder. Rembrandt wirkt vorzüglich durch Lichteffekte, es gab ein Bild von ihm in der Sammlung des Herrn von Brabeck, deſſen auch Fiorillo gedenkt, worin ein bloßes Kornfeld, — an ſich gewiß unmaleriſch — vermittelſt der Beleuchtung zu einem anmuthigen Kunſtganzen erhoben war. Schönberger liebt dunſtige Sonnenhimmel, Van der Neer Mondſcheine, ſtille Waſſerſpiegel; Reinhardt in Rom, Klengel in Dresden, Ferdinand Kobell aus Manheim, danken ihren Ruhm den Baumgruppen, Everdingen den norwegiſchen Felſen und Waſſerfällen, Backhuyſen dem Meer und den Sturmeffekten, Vernet malte Seehäfen und deren wechſelnde Erſcheinungen, der junge Quaglio in München hat neuerdings ſich gothiſche Kirchen und Schlöſſer zu ſeinem Fache auserſehen. Jeder folgt darin ſeiner Neigung, und ſucht auf in der Natur, was ihm entſpricht.

Unter dichteriſchen Schöpfern ragt vorzüglich Claude Lorrain hervor mit ſeinen himmliſchen Abenden und Gründen, neben ihm Johann

Both. Beyde folgen in ihrer Charakteriſtik der italieniſchen Natur, und wiſſen die Lichtwirkungen vortrefflich zu gebrauchen. Die Pouſſins ſind an Erfindung eben ſo groß, wenn gleich minder ſanft. Salvator Roſa liebt wilde Schöpfungen und weiß deren Zubehör, namentlich die Felſen, mit entſchiedenem Charakter zu behandeln. Auch Berghem iſt ein angenehmer Erfinder für Darſtellung des ländlichen Menſchenlebens in ſchöner Umgebung, Salomon Geßners Landſchäften können Schweitzeridyllen heißen. Der reichen Erfindungsgabe des alten Franz Kobell in München habe ich ſchon erwähnt. An ſeinen Zeichnungen finden Liebhaber weniger Gefallen als Künſtler, weil er in der Ausführung ängſtlich wird und das Licht ungebührlich zerſtreut, wiewohl große und glückliche Effekte in manchen Erfindungen vorkommen. Hätte dieſer Mann in frühern Jahren entſchiedeneren Farbengebrauch und Fertigkeit des Pinſels gewonnen, er ſtände mit unwiderſprechlichem Ruhm neben den größten Meiſtern der Landſchaftkunſt.

Außer natürlicher Vorliebe, welche den Maler zu irgend einer der genannten Klaſſen hin=

zieht, wirken auch darauf ſeine Umgebungen. Niederländer in ihrer ärmlichen Natur gelangen faſt nie zur großen dichteriſchen Schöpfung, ſie halten ſich an das Wirkliche, ſuchen deſſen Charakteriſtik und Effekt, deren Vortreflichkeit allerdings genügen kann, ſo daß, wer in Holland reiſet, lauter niederländiſche Gallerienbilder vor ſich ſieht. Selbſt wenn dieſe Meiſter Italien beſuchen, verlaſſen ſie nicht den Kreis ihrer früheſten Eindrücke, und die vaterländiſchen Kunſtliebhaber ſind begreiflicherweiſe hiedurch am meiſten erfreut. Manche Maler ſchwanken zwiſchen den Klaſſen, ohne das Vortrefliche einer derſelben ganz inne zu haben, ſie wollen dem Mangel an Charakteriſtik durch ein unbeſtimmtes Idealiſches abhelfen, und dem Mangel an Effekt durch treue Darſtellung der Natur. Ueberhaupt muß dem Idealiſchen irgend eine ſinnliche Urform zum Grunde liegen, ohne welche es ganz charakterlos wird. Ich finde, daß die verdienteſten Maler entweder das Niederländiſche, oder das Deutſche, oder das Schweizeriſche, oder das Italiſche und Siciliſche in ihren Leiſtungen vor Augen haben, und es war oft mein Wunſch, man möge ein gutes Charak-

terbuch aus den vorzüglichſten Proſpekten dieſer Länder zuſammentragen, ein Handbuch für den erfindenden Künſtler. Die Radirnadel würde hiezu hinreichen, Licht und Farbe müßten der Einbildung überlaſſen bleiben.

Noch iſt in neuern Zeiten eine beſondre Art dichteriſcher Schöpfung aufgetreten, nämlich die ſymboliſche. Zum Symbol kann die ganze Natur dienen, folglich auch jede Darſtellung ihrer Gegenſtände, deren ſinnvolles Ganze ſymboliſche Bedeutſamkeit annimt. Schöne Werke der Art liefert Friedrich in Dresden, und verbindet damit Effekte und Charakteriſtik der Gegenſtände, vorzüglich des Meers und des Himmels. Nur ſcheint ein ſtetes Unterlegen des Symboliſchen die freye Erfindung zu beſchränken, und wird bey häufiger Wiederkehr ſelten das Einförmige vermeiden.

So beſchließe ich denn mein landſchaftliches Schweitzergerede. Sie haben mich, mein Freund, mit Ihrem Anſuchen auf meine alte Lieblingbeſchäftigung gebracht, und wiſſen wohl, daß man ſich über dergleichen mancher Ausführlichkeit hingiebt. Wer freylich die Liebe nicht theilt, findet daran wenig Behagen. Strömen aber die

Reiſenden alljährig nach der Schweitz, um Gebirggegenden zu ſchauen und Proſpekte zu kaufen, ſo muß doch ein Allgemeines in der Menſchennatur liegen, wodurch wir auf einer gewiſſen Stufe unſrer Bildung das Eigenthümliche des Eindrucks der Erdgegenden lieben und ſuchen, deren Darſtellung die Landſchaftmaler ihr Leben widmen.

Vierter Brief.

Februar 1821.

„Gebt mir Materie und Bewegung, ſagte Carteſius, „und ich will euch Welten ſchaffen." Er hätte beſſer ſagen können: „Gebt mir Worte und Dialektik, und ich ſchaffe euch philoſophiſche Syſteme." Was ſind unſre Syſteme anders, als ein Zuſammenweben der Worte, ein Definiren derſelben, eine Wechſelwirthſchaft zum Feld- und Hausgebrauch, eine Tonleiter für den Geſang, ein Farbenſatz und deſſen Miſchung für Gemälde? Nur daß die Meiſter des Webens und Definirens überzeugt ſind, nie-

mand webe ſo gut als ſie, oder ſinge und male ſchöner und treffender. Hinterher kommen Andre und wollen neue Meiſterſchaft üben, die Mängel der alten weiß ihr Scharfſinn zu entdecken, auch wählt Mancher eine neue Tonleiter oder einen friſch erſonnenen Farbenauftrag, die Geſchichte der Philoſophie geht fort, und entwickelt ſich, wie Jacobi ſagt, als ein Drama, worin Vernunft und Sprache die Menächmen ſpielen. Vernunft nämlich bezeichnet den dialektiſchen Gebrauch der Worte, die Bewegung, die Geſangweiſe, den Farbenauftrag; Sprache bezeichnet die Worte ſelbſt, die Materie, die Tonſcale, die Erd- und Saftfarben. Und ſo wird aus philoſophiſcher Materie (der Sprache) und philoſophiſcher Bewegung (der dialektiſchen Vernunft) allemal ein Syſtem fertig, durch die verborgne Menächmennatur der Beſtandtheile aber das hiſtoriſche Drama der Syſteme.

Ob dieſes ſonderbare Drama eine Kataſtrophe, einen Ausgang habe, oder ſich mit immer neuen Epiſoden nur fortſpiele? ward ſchon von Jacobi gefragt. Reinhold gewahrte vor zwölf Jahren die Bedeutſamkeit dieſer Frage, und

ſtimmte in ſeiner Zuſchrift an den verſtorbenen Freund dieſem bey, es fehle wohl nur an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft ſeyn würde, um uns Alle über Metaphyſik Eines Sinnes werden zu laſſen. Es entſtand ſeine ſcharfſinnige Grundlegung der Synonymik für den philoſophiſchen Sprachgebrauch (Kiel 1812.), womit er dialektiſchen und metaphyſiſchen Blendwerken begegnen, die Kataſtrophe der philoſophiſchen Menächmen herbeyführen und durch dieſe Enthüllung als dem Reſultat ſeines bisherigen Lernens und Forſchens die irdiſche Laufbahn beſchließen wollte (Vorr. S. XXX.).

Jedoch, mein geliebter Freund, wir können wohl unſre irdiſche Laufbahn beſchließen, das philoſophiſche Drama aber nicht zu Ende bringen, weil es fortgeſpielt ſeyn will, und bekanntlich auch ſeit Erſcheinung der Reinholdiſchen Synonymik ſchon fortgeſpielt wurde. Fragen Sie nach dem Ende deſſelben, ſo antworte ich kühn, es iſt das Ende der Welt, und wird nicht früher kommen, als dieſes. Läßt ſich eine Geſchichte des geiſtigen Lebens der Menſchen anders ſchließen, als mit dem Ende der Zeit? Ich habe we-

der von einem Ende der Zeit, noch von einem Aufhören der Geſchichte in derſelben den mindeſten Begriff.

Ein trauriges Geſtändniß, rufen Sie, für alle Philoſophen und ihre Weisheit! Man ſoll alſo philoſophiren, um zu philoſophiren, etwa im Drama eine Rolle übernehmen, irgend eine neue Epiſode den Zuſchauern vor Augen ſtellen, und dieſe, ungeduldig, auf den Ausgang begierig, laufen endlich davon? Allerdings ſo iſt es, und ſo geſchieht es; wer aber hat Ihnen geſagt, die Philoſophie ſolle in lauter Friede und Freude leben? Vielmehr äußert Fichte, kein geringer Heros im Drama, „die Philoſophie ſey ein ſo widerlicher Gemüthzuſtand, daß der erſte, der ſich dazu erhob, gewiß ſich ſelbſt nicht trauen konnte, bis er in Andern den ähnlichen Aufſchwung bemerkte.“ (Sittenlehre 1798. S. 329.)

Es ſcheint beynah, die Philoſophen würden, gleich den Kindern, mit einem Schrey des Schmerzes geboren, und müßten wohl, gleich dieſen, weinend fortleben. Iſt nun unſre Kindererziehung und Pflege darauf gerichtet, den Weinenden zu helfen und ihren Schmerz zu be-

ſänftigen, ſo müßte unſre philoſophiſche Erziehung und Pflege denſelben Zweck haben, und man könnte weder dem Philoſophirenden noch dem Lebenden etwas Anderes empfehlen, als: „Nicht hinein, oder hindurch.“ Eine tüchtige Pädagogik und ein tüchtiges Syſtem der Philoſophie wären dann die beſten Heilmittel, und könnten ſie gleich aller ſchmerzlichen Empfindung nicht vorbeugen, ſo doch vielleicht dem Weinen darüber, und ein für beyderley Hinſicht Erzogner würde ſich der Thräne ſchämen und mit Ernſt die Widerwärtigkeit tragen oder überwinden. Ich glaube kaum, daß irgend ein philoſophiſches Syſtem in der Seele des Urhebers andern Urſprung genommen, es ſey denn, er habe bloß aus Mode oder Glanzluſt das Spiel mitgemacht, welches ſelten vorauszuſetzen. Die Brauchbarkeit der Syſteme für jenen Zweck leidet an ihrer vorhin angedeuteten dramatiſchen Beſchaffenheit; es hält ſchwer, ſich ganz in eine fremde Individualität hineinzudenken, welches man gemeiniglich Verſtehen nennt, und noch ſchwerer, wenn dieſes gelang, ſich zu überzeugen, es ſey die Kataſtrophe des Menächmendrama herbeygeführt.

Fehlt aber die Letztere, wie kann unſer Schmerz beruhigt ſeyn? Was Fülleborn über Reinhold bemerkt, gilt mit geringer Abweichung als allgemeine Regel: „Reinhold hat, wie alle originelle Denker, ſeine eigne Manier; man verſteht ihn nur ſo lange, als man in ſeine Manier mit hinübergeht; will man ihn herausheben, ſo wird es faſt unmöglich, ihn zu faſſen. Man kann jeden ſeiner Sätze nur auf Eine — auf ſeine — Art denken und ausſagen; man muß die Theorie auswendig lernen, wenn man ſie ſicher haben will: man kann mit den Ideen derſelben nicht nach ſeinem individuellen Bedürfniſſe ſchalten;" (Beyträge zur Geſch. der Philoſophie 1793. St. 3. S. 187.) und Fülleborn glaubt ſogar, man könne dabey um das Selbſtdenken kommen. Mit andern Worten heißt dies: ein Philoſoph iſt verſtändlich, ſobald man ſeine Sprache verſteht, aber er läßt ſich nicht überſetzen. Was thut's, möchte ich fragen, wenn es nur hilft?

Ausland jedoch bleibt Ausland, wir wollen Vaterland und Mutterſprache. Eine und dieſelbe Mutterſprache iſt nicht vorhanden, und kann nach meiner vollkommenſten Ueberzeugung

ſo wenig eintreten für Philoſophen, als für die Völker. Weil ich nun hierin von meinen deutſchen Fachgenoſſen faſt durchgängig abweiche, welche um eine philoſophiſche Paſigraphie und Paſilalie — Gleichſchreiberey und Gleichrednerey — ſich fortwährend abmühen *), ſo will ich Ihnen darüber Einiges mittheilen, und wünſchte, Sie möchten dieſes in Ihre Mutterſprache gehörig übertragen.

Wir denken, wie wir ſehen, nämlich individuell. Darum iſt das Individuelle der Anfang alles Gewahrwerdens, Reflektirens, Abſtrahirens. Aeußere Sinnenempfindung oder inneres tiefes Gefühl das Erſte (Wahrnehmung), Aufmerkſamkeit das Zweyte (Reflexion), Herrſchaft über das Gemerkte und Ordnung deſſelben das Dritte (Abſtraktion); alle drey in dem individuellen Denken ſtets mit und durch einander. Führet das Erſte zum Dritten, ſo auch das Dritte zum Erſten, die Abſtraktion zur Reflexion, und dieſe zur Wahrnehmung. Wirkli-

*) Der ſcharfſinnige Prof. C. J. Kraus in Königsberg macht hievon eine Ausnahme. Vergl. ſeine Vermiſchten Schriften Th. 8. S. 123. 124. 126.

che Wahrnehmungen wiederholen ſich durch Gedächtniß und Einbildungkraft für den Gedankenlauf der Reflexion und Abſtraktion, welcher, ſobald jene ſchwach oder unrichtig ins Bewußtſeyn treten, vom wirklichen Leben in das Traumleben der Schwärmerey und Subtilität — Zwillinggeſchwiſter — ſich verliert. Werden wirkliche Wahrnehmungen von einer ſchwachen Reflexion begleitet, ſo fehlt ihnen Denkſchärfe und wiſſenſchaftlicher Zuſammenhang, oder wie man zu ſagen pflegt, dem Herzen und Sinn fehlt der Kopf. Nur im individuellen Denken — einer Einheit des Wahrnehmens, Reflektirens, Abſtrahirens — liegt W a h r h e i t; w i r m a c h e n Erfahrungen, w i r m a c h e n Merkmale der Dinge, w i r m a c h e n Allgemeinbegriffe, es giebt kein Denken als Denken, nämlich losgetrennt von dem Individuum. Darum ſieht jeder die Welt und ſich, wie er ſie ſieht, und denkt Gedanken, wie er ſie denkt. Nun liegt es in der Endlichkeit unſers Individuums, dem zugleich das Bewußtſeyn eines Unendlichen innewohnt, — ein Funke der Gottheit — daß wir Mängel unſers Gewahrens und Denkens verſpüren, mithin das Wahrnehmen und Nachden=

ken wiederholen, es zu berichtigen ſuchen, und wir werden dadurch geneigt, unſer Erfahren und Denken als ein bloßes wandelbares Subjektive zu betrachten, dem eine höhere Unwandelbarkeit und Gewißheit gebricht. Wo liegt dieſe? Wir ſprechen: in der Objektivität, in demjenigen, worauf unſer Gewahren, Merken, Verallgemeinern ſich richtet, in dem An ſich unſrer ſubjektiven Beziehungen. Daß dieſes An ſich in unſern ſinnlichen Wahrnehmungen — deren Wandelbarkeit leicht auffällt — nie erſcheinen könne, haben die Skeptiker ſamt Kant ins Licht geſtellt, und kein Syſtem noch hat ihre Gründe Lügen geſtraft. Man ſucht es deswegen im Denken des Allgemeinen, vergeſſend, daß dieſes noch weniger ein Objektives heißen kann, weil es durch uns ſelbſt hervorgebracht wurde zur Gleichſtellung und Ungleichſtellung eines im Bewußtſeyn Gegebnen, und ſobald dieſes Individuelle keine Wahrheit hat, unmöglich Wahrheit enthalten kann. Zeigt ſich das Wandelbare menſchlicher Subjektivität im Wahrnehmen und Erfahren, dann noch mehr im Denken, welches ohne Grundlage von jenem ganz haltlos, willkührlich und zufällig wird. Das Nothwendige, deſſen Gegentheil

mir zu denken unmöglich iſt, ein a priori, oder wie es ſonſt heißen mag, iſt ein individuelles Faktum, wie das Faktum des Sehens. Ich denke nothwendig, was ich denke, und ſehe nothwendig, was ich ſehe. Ich verlaſſe ſo wenig den innern Kreis meines Denkens als den äußeren und inneren Kreis meiner Wahrnehmungen.

Aber andre Menſchen ſehen und denken gleich mir Daſſelbe! Vielleicht, vielleicht auch nicht, und wie weiß ich was ſie ſehen und denken, als durch Worte? Hier beginnt nun die Sprachverwirrung, und die Gleichdenkenden ſammeln ſich um ihre Wortfahne, wie Volkſtämme ſich einigen durch ihre Sprache. Auf jeden Fall bleibt dieſe Gleichförmigkeit ſtets ein Faktum, geeignet das Zutrauen zu meinem individuellen Faktum zu erhöhen, aber keineswegs Bewährung abſoluter Nothwendigkeit und Objektivität meines Denkens und Wahrnehmens. Daher die große Freude, welche Jeder empfindet, wenn Andre ſeine Gedanken und Erfahrungen mit ihm theilen, eine Quelle des reichſten Genuſſes im geiſtigen Verkehr, eine Erhöhung der Ueberzeugung, des Zutrauens zu ſich ſelbſt, nur mit nich-

ten eine vollkommene Bewährung unwandelbarer Wahrheit. Gebricht meiner menſchlichen Individualität das Unwandelbare, es kann tauſend und aber tauſend menſchlichen Individualitäten gebrechen; ganze Zeitalter können fehlſehen und fehldenken, ja ſie haben es gethan. Darum iſt die größte Allgemeinheit des Denkens und Gewahrens bey Andern immer nur eine Spiegelſtellung für das individuelle Licht, ein verſtärktes Zeugniß für eigne Gedanken. In dieſer Zeugnißſtärke liegt alle Gewalt der Ueberlieferung, doch kann letztere unterbrochen werden, gänzlich aufhören, und ihre Feſtigkeit iſt dahin. Wie wenn ich ganz anders in vieler Hinſicht wahrnehme und denke, als die meiſten Menſchen, und dennoch die lebendigſte Ueberzeugung von meiner Wahrheit habe und haben muß? Lebendige Ueberzeugung iſt immer eine individuale, ſie werde von dem Zeugniß Andrer begleitet oder nicht begleitet, ſie heißt Glaube. Sagt man, der Glaube ſey ſtärker als die Vernunft, ſo bedeutet dies, er ſey ſtärker als der Inbegrif des Wahrnehmens, Denkens und Wiederdenkens vieler Menſchen, deren Zahlgröße

des Zeugniſſes man unter allgemeiner Menſchen=vernunft zu verſtehen pflegt.

Und hiebey, will ich Ihnen, mein Freund, eine pädagogiſche Bemerkung nicht verſchweigen. Was thut alle Geiſteserziehung von Jugend auf, als den Glauben ſtärken, ſchwächen, berichtigen? Entweder ſucht ſie das fremde Zeugniß voran zu ſtellen, oder das eigene, worauf der Unterſchied von Abrichtung und Erweckung beruht, den ich in meiner Politik nach Platoniſchen Grundſätzen (S. 275. fg.) kenntlich machte. Vernachläßigt ſie das eigene Zeugniß, ſo kann leicht ein Zeit=punkt eintreten, wo ihre ganze Mühe verloren geht, wo der Menſch umſpringt, ſeinen eignen Glauben ſetzt, vielleicht in hartem Widerſpruch mit dem fremden, früheren. Schwerlich giebt es Jemanden, deſſen Wahrnehmung und Den=ken wach iſt, bey welchem nicht mehr oder weni=ger ein ſolcher Umſprung von dem Anerzogenen zu Stande kommt. Wie ſollen wir anders er=ziehen, als daß wir unſre individuale Wahrheit zur Richtſchnur des Unterweiſens machen? Iſt aber dieſe Richtſchnur ganz paſſend für den frem=den Geiſt, ja dürfen wir ſie allemal mit ihrer vollen individuellen Gewalt auf den Lebensan=

fänger wirken laſſen? Ich will nur Eines anführen. Jeder gereifte Mann beurtheilt Menſchen und Welt ganz Anders als der Jüngling, das heißt, er hat einen andern aus Erfahrung gewonnenen Glauben, und meiſtens einen viel ſchlimmeren. Hat er nun, wie er muß, das Beyſpiel des Schlechten aus dem Kreiſe des Zöglings möglichſt entfernt, und ihm Gedanbilder der Tugend vor die Seele geführt, ſo hält dieſer die Menſchen für ungleich beſſer, als ſie ſind. Soll der Erfahrene die Täuſchung des Unerfahrenen zerſtören? Lieber wird er warnen, Winke geben, vorausſetzend, der Jugendglaube werde zu ſeiner Zeit von ſelber umſpringen. Dennoch geſchieht das Umſpringen nicht ohne Gefahr, nicht ohne tiefe Kränkung und bleibende Bitterkeit des Gemüths, und die frühere ſchönfarbige Welt ſtürzt zuſammen in graue Aſchenhaufen. Mit andern Glaubensartikeln könnte Aehnliches eintreten, gleichwie überhaupt der ſorgfältig gepflegte Traditionglaube bey gewiſſen Veranlaſſungen leicht in ſein vollkommenes Gegentheil, den Unglauben, übergeht. Uns werden die traurigen Folgen davon minder offenbar, theils weil der innere Lebenslauf eines Menſchen ſelten vor

Augen liegt, theils weil eignes Wahrnehmen und Denken kein Gemeingut aller Individuen iſt, mithin die Meiſten in einem gewiſſen Geiſtesmechanismus fortleben, ohne zum eigenen Glauben und zur eigenen Wahrheit zu kommen.

Ich behaupte mithin dreiſt: es giebt gar keine ſogenannte allgemeine Vernunftwahrheiten, ſondern nur individuelle Vernunftwahrheiten, durch mehr oder weniger individuelle Fakta beſtätigt. Eine Gemeinſchaft des Glaubens erhöht deſſen Gewißheit, ſchafft ſie nicht; eine Gemeinſchaft des Denkens erhöht die Gewißheit des Gedachten, ſchafft ſie nicht; die Quelle aller Gewißheit liegt im Individuum.

Stellen Sie mir nicht die Logik und Mathematik engegen. Ihre Wahrheiten werden von jedem denkenden Menſchen anerkannt. Warum? Weil ſie Nichts als Geſetze und Regeln des individuellen Machens der Gedanken hervorheben. Ich mache Begriffe (durch Reflexion und Abſtraktion); wenn ſie gemacht ſind, müſſen ſie in einem gewiſſen Verhältniß zu einander ſtehen, identiſch, ähnlich, verſchieden, widerſprechend, gleichwie ein Individuum, welches Saiteninſtrumente ſpielt, ſeine Finger gebrauchen muß. Logik

iſt Fingergebrauch des denkenden Individuums, alles Urtheilen und Schließen iſt mehr oder minder verwickelte Applicatur. Wir machen Zahlgrößen und Figuren, die Mathematik ſtellt die Geſetze dieſes Machens auf, ſamt dem Verhältniß des Gemachten im Denken, und ſetzt darum die Logik ſchon voraus. Zahlen und Figuren haben keine Objektivität, aber ſie ſind das Maaß alles Objektiven, gleichwie Begriffe ein Maaß deſſelben ſind. Nenne Figuren das Maaß des Räumlichen, Zahlen das Maaß jegliches Größeren und Kleineren, Begriffe das Maaß aller äußeren oder inneren Wahrnehmung. Der logiſche Mathematiker braucht in ſeinem Denken Maaß für Maaß, ein individuelles, jedem meſſenden Individuum eigenthümliches, oder mache jemand ein anderes für die äußere Anſchauung, als Raum und Zeit. Setze dieſelben objektiven Bedingungen, dieſelbe Wahrnehmung für daſſelbe Maaß und du haſt logiſch mathematiſche objektive Wahrheit. Das Maaß iſt konſtruirt, das Gemeſſene nicht, es iſt als Faktum dem Bewußtſeyn gegeben. Alles menſchliche Denken ſtimmt mit einander überein, ſobald daſſelbe Faktum in verſchiednen Individuen vorkommt.

Mathematiſches Denken hat deswegen vollkommne Zuſammenſtimmung, weil jeder Zahlen und Figuren individuell hervorbringt, wie der andre, und dieſe individuelle That, als gemeinſchaftliche ſich ſelber identiſch, iſt das Nothwendige dieſer Wiſſenſchaft.

In der Metaphyſik verhält ſich die Sache durchweg verſchieden, und es iſt eine der ſeltſamſten Beſtrebungen geweſen, dieſer Wiſſenſchaft mathematiſche Nothwendigkeit ertheilen zu wollen. Wäre ſie derſelben fähig, ſie hätte ſie längſt. Die individuale That, welche dem philoſophiſchen Denken — deſſen Ziel eben Metaphyſik iſt — zum Grunde liegt, iſt keine hervorbringende, keine mathematiſche Zahlen und Figurenthat, ſondern eine das Höchſte und Erſte alles Seyns und Denkens ſuchende, findende, nehmende. Darum iſt nicht die Mathematik, aber wohl die Metaphyſik eine gläubige oder ungläubige in Bezug auf Gotteserkenntniß und Sinnenerkenntniß, und ein durch individuelle That darüber Entſchiedenes geht allem Denken philoſophiſcher Begriffe voran, beſtimmt zugleich deſſen Geſammtinhalt. Gläubige und ungläubige Philoſophen treffen in ihren Begriffen nicht

zuſammen, weil dieſe durch eine verſchiedene Thathandlung ſich verſchieden individualiſirt haben. Sie verſtehen einander nicht, ſo wenig wie gute und böſe Menſchen, Engel und Teufel, ſelbſt Cyniker und Cyrenaiker in ihren Moralſyſtemen. Ich nenne ſtarke Gegenſätze, um der Anſchaulichkeit willen, aber zwiſchen ihnen liegen eine Menge von Mittelſtufen, weil die meiſten Menſchen weder ganz gläubig noch ungläubig, weder ganz böſe noch gut, weder ganz cyniſch noch ariſtippiſch ſind.

Wollen nun die ſpekulativen Philoſophen das auf ſolche Weiſe in den Gedanken verſchiedener Individuen Nichtidentiſche, durch Allgemeinbegriffe zu einem ſich ſelber Identiſchen, allgemein Nothwendigen, machen; ſo muß dies Beſtreben mislingen, weil die Wahrheit der individualen Denker dann auf Nichtidendität ruht, mithin nicht ihr eignes Gegentheil ſeyn kann. Vergebens arbeitet ihr deshalb an einer allgemein geltenden Philoſophie, ihr könnt Andre nicht überzeugen, ſie misverſtehen euch, ſie müſſen euch misverſtehen, weil das für euer individuales Denken Gültige und Wahre mit dem ihrigen wenig zuſammenſtimmt. Abſtraktionen

helfen nicht aus, denn ſie ſind das Gemächt des Individuums *), je feiner und ſchärfer, deſto weniger tauglich, weil ſie am fernſten von individueller Wahrheit ſtehen, und einem zwar weiten aber völlig leeren Gefäße gleichen. Werde im Beſondern, im Einzelnen, mit Menſchen einig, und über eure Abſtrakta verſteht ihr euch von ſelbſt. Gläubige verſtehen ſich untereinander, die Ungläubigen auch, weil jede Parthey von derſelben individualen That ausgeht; wo aber dieſes nicht geſchieht, ſtreiten die Partheyen ins Unendliche über Begriffe, und eigentlich nur über Worte, weil ihre Gedanken eine ganz verſchiedene Richtung nehmen. Ein ſolcher Streit ſcheint dann natürlich bloßer Wortſtreit, iſt aber eigentlich Gedankenſtreit, und durch keine Synonymik und Wortbeſtimmung zu vermitteln. Jemanden von einer philoſophiſchen Wahrheit zu überzeugen, muß man umgekehrt anfangen, wie ſolches gewöhnlich in der Schule geſchieht, eingehend in ſeine Gedanken, nicht vom Allgemeinen anfangend, ſondern vom

---

*) Schon Reimarus in ſeiner Vernunftlehre 1758. nennt ſie Erdichtungen. S. 49. und 86.

individuellſten Faktum, worauf alle Evidenz und Demonſtration beruht, ſonſt ſpringt der Andre ab und ruft: ich kann das nicht einſehen. Jede logiſche Conſequenz entwickelt aus Allgemeinbegriffen, z. B. der Gottheit, der Tugend, Nichts, als was ſchon drinnen ſteckt, nämlich die individuelle Art ihrer Setzung, ihrer Geneſis im Bewußtſeyn. Hierin liegt das Reale der Allgemeinbegriffe, ihr Wahres, was Plato mit dem Worte Idee bezeichnet, und weswegen geſagt werden darf, Begriffe ſeyen Entwickelung der Ideen. Fertigkeit dieſer Entwickelung iſt ſpekulative Kunſtpraxis (Dialektik) und wer ſie am weiteſten gebracht, heißt der eingeſchulteſte Philoſoph, der wohl von Andern hiezu angeleitet werden kann, aber doch zuvörderſt bey ſich ſelbſt in die Schule gehen muß. Ich läugne, daß alle Menſchen ganz dieſelben Ideen haben — außer Figurenideen und Zahlenideen — obwohl ſie meiſtens mit denſelben Begriffen denken und ſie mit denſelben Worten der Sprache ausdrükken. Daher die Misverſtändniſſe; Begriffe und Sprache ſpielen die Menächmen.

Wozu dies Alles? Etwa zur Untergrabung der Wiſſenſchaft, zur Beſtätigung troſtloſer

Skepſis? Nein, jedes philoſophiſche Syſtem trägt den Individualcharakter ſeines Urhebers und hat hierin ſeine Wahrheit. Kant, Fichte, Schelling, Jacobi, waren verſchiedene Individuen, daher ihre verſchiedne Philoſophie. Keiner wird ſie verſtehen, der ſich nicht in ſie hineindenkt; und thut er dieſes, ſo findet er ihre Wahrheit. In ſich ſelber ſich hineindenkend, findet er die ſeinige. Letzteres iſt das Hauptbeſtreben ſelbſtdenkender Philoſophen, welche dann, das Fremde möglichſt in ſeiner Eigenthümlichkeit faſſend, es doch für ſich nicht immer brauchen können, und ihr eignes Individuelle ſetzend, das Fremde widerlegen; während die meiſten Menſchen es leichter finden, fremde Begriffe und Worte ſich anzueignen; dieſes ſind die Aner, welche ſelten die lebendige Idee des Urhebers faſſen. Man könnte auffallend genug behaupten: philoſophiſche Syſteme würden gemeinhin eben ſo wenig von ihren Anhängern als von ihren Gegnern verſtanden. Jene halten ſich an den Buchſtaben, dieſe werden uneins mit dem Geiſt, weil die Individualidee des Urhebers der ihrigen nicht zuſagt. Aneignung fremder Begriffe und Worte — wie Spracher-

lernung überhaupt — iſt ein Talent der Jugend; Beharrlichkeit im Selbſterworbenen und Gewohnten iſt eine Eigenſchaft des Alters. Jedes neuen Syſtems Jünger ſind daher die Jungen, Gegner ſind die Alten. Letztere ſterben, jene wachſen nach, und ſo wachſen die Syſteme aus dem Leben heraus und ins Leben hinein. Vor dreyßig Jahren gab es in Deutſchland noch Wolfianer, jetzt giebt es wohl keine mehr. Unſre eigentlichen Kantianer ſterben allmählig aus, dagegen ſtehen die Naturphiloſophen in männlichen Jahren, und ziehen einigen Nachwuchs. Für das Glück eines Syſtemes iſt keineswegs gleichgültig, ob es in Jena oder in Kiel vorgetragen wird, für ſeine Wahrheit giebt deſſen allgemeine Ruchtbarkeit keinen Beweis. Zu verwundern iſt gar nicht, wenn Männer von einander verſchieden denken, wohl aber, wenn ſie einſtimmig denken; darum zerfallen die Anhänger derſelben Schule, ſobald ſie Männer werden, unter einander. Weswegen mir mehr auffällt, daß Jacobi mit ſeiner Philoſophie ohne Univerſität und Katheder auf einige Köpfe gewirkt, als daß ihm tauſend Widerſpruch geworden.

Sonach fehlt es der Philoſophie und ihren Syſtemen niemals an individualer Wahrheit und Nothwendigkeit, aber die totale allgemein geltende wird vergebens geſucht. Höchſtens könnten wir die Einſicht, daß es ſo ſeyn müſſe, als ein allgemein Geltendes, durch Geſchichte der Menſchheit und Philoſophie zu allen Zeiten Bewährtes aufſtellen. Aber ihm widerſtrebt die Lebendigkeit, womit jeder ſein Individuelles auffaßt, und als nothwendige, für jedwedes Denken gültige Wahrheit in Begriffen entwickelt. Er begreift ſich ſelber dann hinreichend, nur nicht, warum Andre ihn nicht begreifen. Hoffe darum nicht, die Philoſophen von der Individualität ihrer Wahrheit zu überzeugen, ſie ſchreyen wider dich, und halten dich für einen ketzeriſchen Läugner nothwendiger Wahrheit überhaupt, deren Beſitz ſie ſich zuſchreiben. Aber es wird ja gerne zugegeben, daß ihr für euch eine individuelle Wahrheit, ein für euch Nothwendiges, vortragt, nur iſt es keine Ueberhauptwahrheit, kein Muttergedanke und keine Mutterſprache für alle Menſchenkinder, wovon ja die Geſchichte eurer Wiſſenſchaft bis auf den heutigen Tag das Gegentheil kund giebt.

Beſſer würde der Name von Ueberhaupt⸗wahrheit auf das Reſultat der Geſchichte ſelber bezogen, wenn man die Muttergedanken und Mutterſprachen der Philoſophen in ein logiſches und grammatiſches Ganze brächte, und dann zeigte, wie viel Aehnliches bey aller Verſchiedenheit vorhanden, ungefähr wie man Völkerſprachen mit einander vergleicht, und viele gemeinſchaftliche Wurzelwörter in ihnen nachweiſt. Denn die Begriffentwickelung individualer Wahrheiten iſt keine unendliche, es kehren in ihr gewiſſe Wurzelideen wieder, ſo daß es ſeit der vielfachen Beſtrebungen des Philoſophirens deren keine ganz neuen mehr giebt, mithin der Anthropomorphismus philoſophiſcher Wiſſenſchaft — gleich demjenigen der Religionslehren — eine hiſtoriſche Vollſtändigkeit erreicht hat, und ſich als ein mit Diſſonanz und Harmonie verſehenes Grundſchema aller individuellen Melodien anſehen ließe. Die Melodien haben ſelbſtſtändige Individualität, Ariſtoteliſche, Platoniſche, Spinoziſtiſche, das diſſonirende und harmonirende Grundſchema hat Allgemeinheit ſeines Beſtehens. Wahrheit und Wirklichkeit liegen im Selbſtſtändigen, aber Verſchiednen; Einſicht, warum

dieſes ſo ſeyn müſſe, giebt das im Verſchiednen Bleibende und Wiederkehrende, und ſtellt neben die individuale Nothwendigkeit eine Ueberhaupt-nothwendigkeit und deren Gattung. Werden beyde mit einander im Bewußtſeyn durch Begriffe verdeutlicht, ſo entſteht vollſtändige philoſophiſche Einſicht und Ueberſicht, zugleich auch die für Menſchen mögliche Ueberzeugung, welche nicht durch das Studium Eines Syſtems, ſondern aller, philoſophiſch hiſtoriſch und hiſtoriſch philoſophiſch, gewonnen werden kann, und nicht bloß wiederum durch dieſes, ſondern zugleich durch Studium ſeiner ſelbſt und eine entſchiedne individuale That. Alsdann fallen Individuales und Allgemeines, als wahre Melodie, und wahre mit Diſſonanzen vermiſchte Grundharmonie, in einander.

Ich muß in Gleichniſſen reden, ſie gehören, wie bekannt, zu den Hinkenden; aber iſt denn alle Sprache über Gegenſtände, welche nicht mathematiſch für die Wahrnehmung konſtruirt werden, alſo auch die philoſophiſche, etwas Anders, als ein fortgeſetztes Gleichniß, eine ſymboliſche Schöpfung der Töne und Silben? Könnte jemand in der philoſophiſchen Mutterſprache

für jeden ſchreiben, er würde Allen friſchwandelnd dünken, oder ſie würden wenigſtens wegen der eigenen Gleichförmigkeit den fremden Fehler nicht merken. Nun aber hält ſich jeder in ſeiner eigenen Sprache für ſtark auf den Beinen, und die fremde Sprache ſcheint ihm in der Ueberſetzung ſchwach, weswegen er laut über das Unrecht aufſchreyt, welches ihm mit der Behauptung zugefügt werde, daß alle menſchliche Sprache gleichnißweiſe hinke. Haben Sie indeſſen, liebſter Freund, mein Vorgetragenes ſich gut überſetzt, ſo wird Sie das Aufſchreyen, Gegenreden und Irrereden nicht mehr befremden.

Ich fahre denn fort in meinen Gleichniſſen, das verſchiedne Thun der Philoſophen Ihnen dadurch deutend. Zum Begreifen einer Reihe von Erſcheinungen gehört zuvörderſt das Anſchaulichmachen ihrer eigenthümlichen Merkmale, wo dann Zuſammenhang und Unterſchied von ſelber hervortreten, und es nur einer kurzen Hinweiſung bedarf, um ſich und Andre zu verſtändigen.

Einige Philoſophen gleichen den Schatzgräbern. Jene haben ein Bedürfniß der Weisheit, dieſe ein Bedürfniß des Goldes, und beyde

fühlen ihre Armuth. Sagen ſind verbreitet, daß irgendwo Schätze liegen ſollen, nur kann ſie nicht jeder heben, er muß beſondre Anſtalten treffen, und die Mühe des Suchens nicht ſcheuen. Nun geht es an ein Graben mit allerley Werkzeugen, ganz in der Stille, am beſten im Dunkel der Nacht, etwa nur mit einer Blendlanterne verſehen, neben alten Ruinen und an wüſten Orten. Man muß ſich dazu vorbereiten durch Kenntniſſe, durch Schriften und Urkunden, weil ſchon vorgekommen, daß, wo man am ſicherſten den Schatz vermuthete, gar keiner geweſen. Vielleicht dann ſtößt der Grabende auf eine Truhe und beſchwört die hütenden Geiſter, damit der Fund nicht tiefer ſinke unter ſeinen Händen. Er wird endlich hervorgezogen, wiegt ſchwer, und mit Mühe ſchleppt ihn der Finder ins Haus. Er ruft Verwandte und Freunde zu Zeugen ſeines Reichthums, oder öfnet in der Stille den verſchloſſnen Deckel, und ſiehe, es glänzen ihm alte Münzen von geringem Werth entgegen, oder es liegen gar nur Kieſel darin. Er traut kaum ſeinen Augen, meynt, er habe bey der Hebung etwas verſehen, neidiſche Dämonen hätten ihm die edlen Me-

talle oder das edle Geſtein verwandelt. Doch hat es ein Philoſoph beſſer wie der gewöhnliche Schatzgräber, wenn die gerufenen Freunde lächeln, er behauptet nämlich: niemand verſtehe ſich auf den Schatz als er ſelber, das Unſcheinbare habe großen Werth, er laſſe ſich daran genügen, wolle mit dem gemeinen Menſchenverſtande nichts zu thun haben, wolle die ſchlechten Münzen ſchon zu glänzenden Goldſtücken umprägen, die Kieſel zu Diamanten ſchleifen. Laſſe man ihm dazu Zeit, ſo ſolle der Schatz ſchon allgemeine Geltung gewinnen, denn es könne nicht anders ſeyn, wer gleich ihm bei Nacht gegraben hätte, wäre auf dieſelbe Truhe geſtoßen, und — von dem Daſeyn des Schatzes überzeugt worden.

Geſetzt aber auch, der Findende geſteht, er habe ſich diesmal in ſeinem Funde getäuſcht, ſo kann ihn niemand widerlegen, wenn er ſpricht: man müſſe von neuem entweder tiefer an der alten Stelle oder an ſonſtigen Orten zu graben anfangen; weil möglicher Weiſe die Erde der Schätze Viele enthalte, und ein Durchwühlen derſelben endlich zum Zwecke führen werde. Wenigſtens gebe es keine andre Verfahrungsart,

den Beſitz eines Schatzes zu erbeuten, da ſelbſt Campetti durch zufällige Störungen das verborgne Metall nicht immer aufgefunden, der doch mit einer ganz beſondern Reitzbarkeit für unterirdiſche Schätze begabt geweſen.

Alſo: das fruchtloſe Schatzgraben beweiſt wider das Schatzgraben nichts, ſondern alles dafür, nämlich daß man es um ſo ernſtlicher fortſetze. Mithin iſt aus verunglückten, philoſophiſchen Syſtemen — den durch Graben aufgefundenen Truhen — nichts gegen das friſche Beginnen ſyſtematiſcher Arbeit zu folgern, weil die rechte Weisheit doch nur auf dieſe Art mit Muth und Glück ans Tageslicht gezogen werden muß. Wollen wir eine ſolche Ueberzeugung Aberglaube nennen — die Goldſchatzgräberey des Volks gilt dafür — ſo iſt er es wirklich, verſtattet aber einige Rechtfertigung. Was heißt Aberglaube? Die feſte Annahme eines Möglichen, durch Alltagerfahrung bisher weder Beſtätigten noch Wahrſcheinlichen. Geiſtererſcheinungen, Hexen, wunderthätige Bilder ſind allemal möglich, ja ſie müſſen irgend einmal wirklich werden, ſobald überhaupt Geiſter erſcheinen, Hexereyen vorfallen, Wunder durch Bilder ge-

ſchehen ſollen. Schelte man daher immer den Glauben an philoſophiſche Syſteme Aberglauben, ſie bleiben möglich in ihrer Wunderkraft, die Alltagerfahrung kann dieſer Möglichkeit Nichts anhaben, und wer würde deshalb aufhören an Möglichkeiten zu glauben? Man ſoll darum von vorne wieder anfangen.

Kant wollte offenbar der philoſophiſchen Schatzgräberey entgegenarbeiten, und vor allem Andern die Möglichkeit des vorausgeſetzten Fundes der Schätze unterſuchen. Wie viel er auch in dieſer Beziehung leiſtete, er verfehlte dennoch ſeinen Zweck. Seine Anhänger riefen aus, er ſelber bringe den Schatz; ſeine Gegner ſprachen, er habe die Unmöglichkeit des Möglichen nicht dargethan, und fuhren fort zu graben, ihren Blick und ihre Hofnung der Tiefe zugewendet.

Aeußert etwa der theilnehmende und unbefangene Zuſchauer, er ſehe keine Frucht ſolches Bemühns, ſo erwiedert man ihm, er ſey nicht in die Tiefe des Schachtes hinabgeſtiegen, wozu man gegenwärtig gute Führung brauche; es laſſe ſich über der Erde die Goldader nicht zeigen, wer aber recht unten ſey, könne ſeine Bewunderung nicht verſagen. Steigt jemand mit

einem Führer hinab, und bekennt, er ſehe nichts, von dem heißt es, daß er keine Augen habe, oder daß ſein Grubenlicht ihm ausgegangen ſey, oder daß er zu früh ſchwindlicht geworden und noch tiefer hätte ſteigen müſſen. Dergleichen Reden hört man alle Tage, und mir ſind ſie ſchon ſeit dreißig Jahren bekannt.

In Verwandſchaft mit dieſen Schatzgräbern ſtehen die philoſophiſchen Alchemiſten. Sie behaupten, jeder Schatz ſey ein Produkt gewiſſer Urſtoffe, man könne ihn demnach im Tiegel auskochen, wenn die Beſtandtheile aus der Tiefe hervorgezogen wären. Sie wollen nicht bloß finden, ſondern ſchaffen, die Schöpfung des Schatzes ſoll ihnen den Schatz ſelber beweiſen. Leider nur läßt ſich fürchten, es gehe ihnen wie den Goldmachern auch, welche aus dem Tiegel ſo viel Metall hervorziehen, als ſie in Pulverform hinein geworfen, und es gebe kein Univerſalpulver, welches, ohne Gold zu ſeyn, als Goldmaſſe wieder zum Vorſchein komme. Inzwiſchen läßt ſich die Möglichkeit wunderbarer Naturkräfte und eine mannichfaltige Combination der Stoffe im Tiegel nicht läugnen, und wer daran glaubt, verſucht ſtets ſeine Schmelz-

kunſt aufs Neue, wodurch manchmal ganz gute und lehrreiche Nebenentdeckungen gemacht worden ſind, nur nicht die Schöpfung desjenigen was man vorhatte, — des Goldſchatzes. Vergebens bemüht ihr euch, den Goldmachern ihren Glauben an Univerſalpulver oder Univerſaltinktur als Aberglauben darzuſtellen, ſelbſt wenn wirklicher Reichthum verkocht wurde, und der Metallſchöpfer vor ſeinem Unternehmen weit mehr beſaß, als nach demſelben.

Bloße Spielarten dieſer Philoſophengattung bilden die Eklektiker und die Conſtruirenden. Jene vertrauen mehr einer mechaniſchen Miſchung, dieſe einer dynamiſchen Durchdringung. Was ſich miſchen und durchdringen ſolle, verſtattet die mannichfachſte Verſchiedenheit und eine reiche Wahl feinausgedachter Tiegelverſuche.

Wären die bisher genannten Schatzgräber und Alchemiſten den Producenten und Fabrikanten zu vergleichen, welche ein Neugefundnes oder Neugemachtes in Umlauf bringen und für den Nutzen der Mitwelt darreichen, ſo ſtänden ihnen zunächſt die Großhändler oder Kleinhändler, denen der Vertrieb und das Ausbieten obliegt. Sie können jenes Glaubens oder Aber-

glaubens entrathen, der die Finder und Erfinder belebt, allein ſie müſſen ſich auf den Umlauf der Waare verſtehen, auf das Bedürfniß des Marktes und den guten Verſchleiß. Darum ſind ſie manchmal ſtrenge Richter und Beurtheiler des Ausgebotenen, tadeln an dieſem und jenem, um wohlfeiler einzuhandeln und ſich ein Verdienſt zu erwerben, nehmen aber am Ende die Sache unter einem andern Namen oder gewiſſen veränderten Formen, und ermuntern dann die Käufer. Dieſe erſtehen oft aus der zweyten Hand lieber, als aus der erſten, weil die größere Bequemlichkeit der Aneignung und der Schein des Gebrauchwerthes ihnen gefallen. Daraus entſpringt, wie bey allem Waarenumſatz, ein gewiſſer Cours, der manchen philoſophiſchen Syſtemen zu Zeiten günſtig, andern entſchieden ungünſtig iſt, aber demjenigen, der ihn kennt, bisweilen vortheilhafte Renten gewährt.

Kommen dann dazu die Markthelfer, welche das Zutrauen des Volks durch Redekünſte zu gewinnen ſuchen, und mit eignem Glauben oder ohne denſelben lebhaft die Waare anpreiſen, ſo macht manches Syſtem eine gute Jubilatemeſſe, und

hält ſich vielleicht noch auf der nächſten. Auch lehrt die Erfahrung, wenn manchmal auf dem erſten Markt der Beyfall ſinkt, daß entferntere Märkte noch Abſatz verſchaffen, und mir ſelber iſt vorgekommen, daß zu einer Zeit, wo in Jena und Leipzig gewiſſe philoſophiſche Lehren veraltet waren, die Schweitz Kundſchaft gewährte. Kathederbedürfniß und Kathedergewohnheit erhalten fortwährend einige Nachfrage, obgleich ſie gegenwärtig durch allerley Umſtände in Deutſchland unbedeutender iſt als einſt.

Begreiflicher Weiſe können — was ich nicht zu vergeſſen bitte — die Schatzgräber und Alchemiſten ſelber ihre Waare verhandeln und auf dem Markte anpreiſen. Wenn ſie dergleichen Geſchäft gründlich verſtehen, und ſophiſtiſche Keckheit etwa mit lockenden Fangworten verbinden, ſo wird wahrſcheinlich mancher Erfolg ihre Bemühung krönen. Auf jeden Fall leuchtet ein, daß niemand dieſe Leute durch Widerſpruch aufſtören muß; denn die Fabrikanten glauben feſt an die Güte ihrer Waare, die Handelsleute und Markthelfer ärgern ſich über verminderten Abſatz, und Alle fangen an zu wüthen, zu toben und zu ſchimpfen über den läſterlichen Feind.

Kaum bleibt jemand unangetaſtet, wenn er auch nur ſchweigend auf dem Markte wandelt, und ohne einzukaufen, an der ſtillen Beſchauung dargebotner Reichthümer ſich genügen läßt.

Inzwiſchen fehlt es dennoch nicht an philoſophiſchen Spöttern, die mit der Maſſe des gleichgültigen, empiriſchen, unphiloſophiſchen Volkes nicht zu verwechſeln ſind, ſondern Syſtemkenntniß zur Würze ihres Spottes erworben haben. Sie ſprechen: Ihr ſuchtet Schätze, und fandet keine, ihr kochtet im Tiegel, und das Gold blieb aus, euer Handel und Wandel ſamt dem Anpreiſen der Waare iſt voll von allerley Schlichen, mithin erſcheint euer Treiben in ſich ſelber nichtig, gut genug um Thoren zu fangen, aber hinreichend den Weiſen abzuſchrecken, der ſich lieber um Nichts dergleichen kümmert, und das lärmende Marktgewühl als einen Maskentanz der ſeltſamſten Charaktere und eine Neckerey mit Scheinwaaren verachtet.

Nicht mit den Spöttern zu Rathe ſitzend, jedoch ihrem Verſtande ſein Recht einräumend, ruft der philoſophiſche Seher: Ihr grabet in die Erde, ihr miſchet im Tiegel; ihr ergrabet und erſchmelzet keine Weisheit! Dieſe iſt ein

Licht der zweyten Welt, und darum auf der Erde nicht zu finden oder zu verkörpern. Laſſet euch leuchten von dem Sternenſchimmer und durchwandelt mit ſeiner Hellung die Nacht. Ihn könnt ihr weder hervorbringen noch im Menſchenverkehr einhandeln, aber wohl das Auge ihm zuwenden und die Richtung eures Lebens dadurch beſtimmen. Wähnt ihr den Geiſt davon loszuſagen, ſo kommt ihr auf die Straße und den Markt des weltlichen Irrthums, euch erſcheinen vielleicht Sumpflichter und das Geſchrey verwirrter Stimmen zieht euch hiehin und dorthin. Alle Wahrheit offenbart ſich dem Menſchen in prophetiſchen Geſichten einer zweyten Welt, die nicht in der dunkeln Tiefe, nicht in irdiſchen Stoffen, nicht im Gewühl des Lebens anzutreffen, und wovon ſelbſt euer fortgeſetztes Bemühen und Ringen ungeachtet ſeiner Verkehrtheit zeuget, weil ohne dergleichen Vorgeſichte kein Suchen der Weisheitſchätze denkbar wäre. Haltet darum feſt an dieſen Geſichten, als einer Offenbarung aus der Höhe, ſtärket euren Glauben daran, denn er iſt der rechte, und ſuchet euch von dem Aberglauben der Grüb=

ler und Scheinredner, der Täuſchenden und Getäuſchten, frey zu machen!

Wollen wir unter Geſtalt dieſes Gleichniſſes die Bemühungen der Philoſophen anſchauen, ſo werden uns die Irrſale der Wiſſenſchaft und der Zank darüber erklärlich genug. Schatzgräber und Alchemiſten ſind unter ſich im Streit und ſtreiten gegen alle Andern, Handelsleute und Markthelfer richten ſich nach dem wechſelnden Geſchmack ihrer Zeitgenoſſen, Spötter wollen von gar Nichts wiſſen, Propheten und Seher ſind Allen fremd, und werden in ihrer eigenthümlichen Art am wenigſten verſtanden. Ihre Zahl wird immer die geringſte bleiben, und ſie ſchicken ſich am wenigſten für die Welt, weil ſie von der zweyten Welt reden.

Ueber ſie zürnen denn die Schatzgräber, behauptend, ſie ſeyen nicht tief, wollten nicht in den Schacht, ſcheuten ſich vor der Arbeit des Grabens.

Alchemiſten ſprechen: das Prophezeyen gebe keine Wiſſenſchaft und ſey loſes Gerede; vor dem Tiegel zeige ſich der Meiſter.

Markthelfer und Krämer murren empfind-

lich, weil für ihr Bedürfniß die Stimmen aus der Höhe unbrauchbar ſind.

Von den Spöttern ohnehin wird der Glaube an eine zweyte Welt unter die Gegenſtände des Spottes mit aufgenommen.

So bleiben dann die Seher allein, verlaſſen von den Uebrigen, wegen ihrer Geſichte den Philoſophen unverſtändlich, nur wenigen Gemüthvollen und dichteriſchen Seelen etwa Laute der Mutterſprache mittheilend, den meiſten Menſchen fremd und ausländiſch. Einige unter ihnen, wie Plato in Griechenland, haben ihre große Verneinung gegen anderweitige philoſophiſche Betriebſamkeit zu rechtfertigen geſucht, und man durfte dergleichen wohl von ihnen fodern; jedoch iſt zu bemerken, daß Alles, was der Menſch verneinet, eigentlich von einer urſprünglichen Bejahung abhängt, mithin, wo die letztere fehlet, auch die Rechtfertigung der erſteren unvollkommen bleiben muß. Wie aber läßt ſich ein Geiſt der Weiſſagung — das urſprünglich Bejahende der Seher — wiederholen und lernen? Prophetenſchulen ſoll es in Iſrael gegeben haben, und die Ausleger meynen daraus die Propheten zu erklären, aber ſicherer folgt

daraus, daß in dieſem Fall die jüdiſchen Propheten keine Propheten waren.

Die Geſichte der zweyten Welt laſſen manchmal unſre erſte Welt, in der wir leben und athmen, geringe ſchätzen, und das Auge des Sehers, nach einer himmliſchen Ferne gerichtet, erblindet für die irdiſche Nähe, es verliert ſich die Schärfe des Merkens, des Ordnens der Gedanken, es fehlt der Mutterſprache aller Erdengebrauch, und Seher dieſer Art verſtehen ſich ſelbſt eben ſo wenig, als ſie von Andern verſtanden werden. Dergleichen Ausartung ſoll kein Beſonnener in Schutz nehmen, ungeachtet ſie von manchen Schatzgräbern und Alchemiſten gut geheißen und ſogar ſich angeeignet wurde, um ihrem Thun einen höhern Glanz zu verſchaffen.

Vielmehr muß das Geſicht der zweyten Welt die Dinge der Erde nach ihrem wahren Werth erkennen lehren, da ſie keinen abſoluten Unwerth haben können, indem ſie ſind, und ihre rechte Beherrſchung und Würdigung den Zweck des menſchlichen Lebens ausmacht. Auch die jüdiſchen Propheten haben den Königen Nützliches geweiſſagt, ſie kannten das Weſen des Volks

und der Regierungen. Ein Seher darf nicht heraustreten aus der Geſchichte ſeines Geſchlechts, ein Philoſoph nicht aus der Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft. Ja wenn ihm das Bewußtſeyn der zweyten Welt beywohnt, wird er den Sinn aller Erdengeſchichte am beſten enthüllen, ſie demnach verſtehen, und ihr lebendiges Prinzip ſich denkend entwickeln. Jede Höhe macht eine Tiefe möglich, und überblickt, was unter ihr geſchieht.

Verſtatten Sie mir, mein Freund, von dieſen Bildern noch weitere Anwendung. Mit Vorgeſichten beginnt alle Wiſſenſchaft. Es iſt das Vorgeſicht einer höheren Wahrheit, als derjenigen des ſinnlichen Auffaſſens, ein Vorgeſicht des Schwindens der Täuſchungen, denen man ſich hingegeben fühlt, welches Forſchungen und Unterſuchungen einleitet. Wir ſtehen draußen im Vorhofe, aber wiſſen von einem Inwendigen des Tempels, verlangen Einweihung daſſelbe zu ſchauen, wollen Lehrlinge ſeyn, um den Meiſtergrad zu verdienen und als Epopten aus dem Heiligthume treten. Kein Wunder, wenn ſich die früheſte Wiſſenſchaft der Erde als eine geheimnißvolle ankündigte, und in ihrer geheim-

nißvollen Geſtalt grade das Streben der Menſchen am meiſten anregte. Iſt auch die Geheimthuerey gegenwärtig unſrer Wiſſenſchaft nicht mehr eigen, ſo wendet ſich doch niemand zu ihr mit ernſtem Beſtreben, ohne jenes Vorgeſicht und ohne die Erwartung eines ſonſt ihm verborgen gebliebenen Aufſchluſſes.

Nun aber gleicht Fortſchreiten und Gedeihen unſrer wiſſenſchaftlichen Cultur einer Reiſe um die Welt, wo man ſtets vorrückend nach Oſten oder Weſten, grade auf demſelben Punkt wieder anlangt, von welchem man ausgieng. Die Sinnenerfahrung wird auf der Reiſe viel reicher, neue Welttheile zeigen ihre fremden Pflanzen, Thiere, Bewohner, die Vorgeſichte höherer Wahrheit bleiben was ſie ſind. Haben dieſe demnach den Philoſophen beſonders angezogen, ſo helfen ihm nicht die Fortſchritte der Erfahrungwiſſenſchaften, welche außerdem ſo mannichfachen Reitz darbieten, er lernt etwa leichtere Verfahrungarten des Meſſens und Zählens, erhält größere Uebung des Reflektirens und Abſtrahirens; aber was er ſuchte, hatte er eigentlich ſchon, nämlich als Vorgeſicht.

Ein Ringen und Streben nach umfaſſender

Erfahrung und nach Erhellung der Vorgeſichte höherer Wahrheit iſt das Lebensprinzip aller wiſſenſchaftlichen Thätigkeit. Beyderley Richtung kommt nicht ans Ende, die reichſte Erfahrung gewinnt immer mehr Einſicht, wie viel noch zu erfahren übrig, und die anhaltendſte Beſchäftigung mit den Vorgeſichten eines Ueberſinnlichen wird eingeſtehen, man habe das Dunkel derſelben nicht zerſtreut. Könnte dieſer Zuſtand aufhören, wir Menſchen hätten auf der Erde Nichts mehr zu thun; denn an dieſen Aufgaben hat jedes Geſchlecht ſeine Kraft zu erproben. So wendet ſich die ganze Geſchichte der Philoſophie um wenige Vorgeſichte einer zweyten Welt, welche von dem letzten Seher ſchwerlich deutlicher geſehen werden als vom erſten.

Wenn dieſes iſt, was ſoll geſchehen? Der Menſch ſoll ſeinen Glauben an die Vorgeſichte ſtärken, er ſoll ſie mit dem wirklichen Leben in immer engere Verbindung ſetzen, er ſoll das Abergläubige, welches ſich leicht daran ſchließt, davon entfernen, ſie rein und bedeutſam in ſeine Gedanken eintreten laſſen, ſeine Handlungen aus dem Irdiſchen ins Himmliſche erheben, ſeinem Geſchlechte durch Hinweiſung nützen, den

Werth einer Geiſtesgemeinſchaft dadurch erhöhen, und dem Gebrauch der Sinnendinge dadurch einen Werth ertheilen. Kirche und Staat ſind hervorgegangen aus dieſer Richtung der Menſchheit, und nun beyde vorhanden, ſuchen ſie an ihrem Theil dem Zweck durch verſchiedene Mittel zu dienen.

Die Beſtrebung ſelbſt, durch Dichten und Trachten, in ſich erſtarkend, zugleich dargeſtellt für die Gedanken als Seele des geſamten menſchlichen Daſeyns, iſt lebendige Philoſophie, Weltweisheit und Weltwahrheit, und die Aufmerkſamkeit, in dieſer Richtung zu verharren, nicht zu verzagen ob der Schwierigkeit, nicht aufzugeben das Menſchengeſchlecht und ſich, iſt die wahre philoſophiſche Schule, welche jeder zu machen hat.

Darum erſcheint ihre Aufgabe als eine ſtets fortgehende, durch den Wandel der Zeiten ungelöſte. Geſchichte der Philoſophie hat kein Ende für uns, ſo wenig als die Menſchengeſchichte, und wenn keine Zukunft dem Denken und Thun des Menſchen etwas bis dahin Unerrichtes vorhielte, ſo fände der Geiſt ſein Grab.

Fehlerhaft ein ſolches Ende vorausſetzend,

das Einbrechen eines jüngſten Tages der Wiſſenſchaft, täuſchen ſich jene Philoſophen, welche wir als Schatzgräber, Alchemiſten, Marktverſtändige, Spötter, kenntlich machten, nur thun ſie es nicht auf einerley Art, und können ihre Täuſchung, obgleich die Wirklichkeit täglich darüber Aufſchluß giebt, dennoch nicht begreifen. Auch ihnen, weil ſie zum Geſchlechte gehören, wird ein Seher, welcher den Grund der Täuſchung kennt, zu nützen ſuchen, wiewohl ihm unverborgen bleibt, ſeine Rede müſſe viel Gegenrede finden, ſeine Wahrheit müſſe verkannt werden, ſein Sieg ſey keine Gabe dieſer Welt, und ein Prophetenwort niemals entſchiedene Richtſchnur der Gegenwart.

Wollen wir unſern Gedanken kürzer und theologiſcher ausdrücken, ſo lautet er: „aller Anfang und alles Leben der Philoſophie beruhen auf Offenbarung.“ Mit ihrer Exegeſe beſchäftigen ſich Philoſophen wie Theologen, und bringen Erbauliches oder Unerbauliches zum Vorſchein, ja man könnte ihnen die Dichter noch zugeſellen, nämlich die ernſthaften, erhabnen, welche als Seher mit jenen in guter Verwandtſchaft leben. Hätten ſie ſelber ſamt ihren Hö-

rern und Verehrern einerley Mutterſprache, dann gäbe es unter ihnen zwar eigenthümliche Auslegungen, dem individuellen Denken und Sprechen angehörig und Thätigkeit der Geiſteskraft bewährend, aber keine unheilbaren Misverſtändniſſe, keine babyloniſche Verwirrung der Zungen, und die ganze Welt würde erbaut. Jetzt finden wir das Alles anders, des Unerbaulichen viel, des feindſeligen Haders genug, und der Schaden erbt fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, kommt unter neuen Formen ſtets wieder zum Vorſchein, und ſoll durch die verkehrteſten Mittel geheilt werden. J. G. Hamann ſchrieb im Jahr 1762: „Ein Jahrhundert, wo man an Worten drechſelt, kleine und große Verſuche macht, Gedanken zu empfinden, und Empfindungen mit Händen zu greifen, wo man Kupferſtiche baut, Holzſchnitte ſchreibt, nach Noten ficht, wird das philoſophiſche genannt. Will man unſere Zeit oder die Philoſophie an den Pranger ſtellen?“ Ich glaube, der Sinn dieſes Spruches findet heute noch ſeine Anwendung, ſo wie folgende Bemerkung deſſelben Schriftſtellers: „Die große und kleine Maſora der Weltweisheit hat den Text der Natur gleich einer Sündflut über-

ſchwemmt. Mußten nicht alle ihre Schönheiten und Reichthümer zu Waſſer werden?" — (Kreuzzüge des Philologen S. 69. und 194.)

In dieſem Sinn trachtet jeder Leſer von Büchern nach dem Erbaulichen, und es ſollten deshalb die Schriftſteller — philoſophiſche ſo gut wie Andre — zu Erbauungſchriftſtellern werden. Was iſt dieſe Erbauung? Der Einklang eines Aeußerlich offenbar Gewordenen mit der innern Weiſſagung. Schriftſteller erbauen darum zuvörderſt ſich ſelbſt mit ihren Werken, und wenn ſie in der Mutterſprache eines fremden Gemüths reden, auch den Leſer. Sie wiſſen indeß, mein Freund, aus einem früheren Schreiben, daß ich ſchwer zu erbauen ſey, am wenigſten durch ſogenannte Erbauungſchriften. Dieſe haben nämlich meiſtens die große Offenbarung, welche im Chriſtenthum gegeben iſt, zerbröckelt und zum Alltäglichen herabgebracht, Allgemeinheiten darreichend, denen die individuelle Seele fehlt; und Philoſophen machen es nicht beſſer, wenn ſie mit ihren herkömmlichen Allgemeinbegriffen prunken, und dieſe in ein wiſſenſchaftliches Kauderwelſch einkleiden. Geſunde Sehkraft, ſittlicher Ernſt, Religion und Philoſophie, müſſen

Hand in Hand uns durch das Leben führen, und die Wahrheit der innern Vorgeſichte durch Begrif und Wort äußerlich hinzuſtellen ſuchen. Ich ſende Ihnen beygehend eine Handſchrift, *) welche für mich des Erbaulichen viel enthält. Schon die innige Verbindung, worin der Verfaſſer das poſitiv Chriſtliche mit dem natürlich Menſchlichen und Sittlichen erblickt, däucht mir bemerkenswerth und wohlthätig, ja im Grunde philoſophiſch.

Denn was ſind die Streitigkeiten unſrer Tage über Offenbarung und Vernunft, als ein Zank über das Sehen und über die Geſichte? Jene Weiſen im Morgenlande, welche den Stern Chriſti ſahen und ihm nachzogen gen Bethlehem, kannten ſchon längſt den Sternenſchimmer, und erfreuten ſich darum des neuen leuchtenden Geſtirns. Dieſes mit dem alten Sternenhimmel erhellte ihren Weg, und als ſie zur Wohnung des Kindes kamen, fielen ſie nieder und beteten an. Konnten ſie Anderes thun? Sollten ſie wegen der übrigen Sterne vor dem Glanz des neuen

*) Siehe den Anhang: Aus den Papieren eines Geiſtlichen.

Lichtes die Augen verſchließen, oder wegen dieſes neuen Glanzes der alten Sterne nicht mehr gedenken? Alle ſtanden ja am Himmel, und ſendeten ihre Stralen von der Höhe!

Es werde Licht! ſprach der Schöpfer am Anfange; der Menſch kann es nicht nachſprechen. Aber daß der Menſch ſieht, und aufrecht ſeinen Blick umherwendet, Endliches gewahrend, das Bewußtſeyn des Unendlichen im Buſen tragend, dies iſt das Siegel ſeiner göttlichen Natur. Sprachverwirrung iſt ſein menſchliches Erbtheil, aber nicht ganz verſtummen dadurch die Mutterlaute ſeines vernünftigen Daſeyns, und ſie ſind der Geiſt aller Philoſophie und Religion. Die ſchönen Mutterlaute des Chriſtenthums zu vernehmen und zu deuten, das iſt Anfang und Fortgang chriſtlicher Erkenntniß; die Mutterlaute des eignen Beſinnens und Nachdenkens zu vernehmen und zu deuten, das iſt Anfang und Fortgang philoſophiſcher Wiſſenſchaft.

Fünfter Brief.

May 1821.

Wohl habe ich mir vorgeſtellt, daß meine jüngſt mitgetheilten Bemerkungen Ihnen Anſtoß geben würden, indem ſie der gewöhnlichen Richtung des menſchlichen Thuns und Denkens entgegen ſtehen, und daher für dieſe Richtung ein Unverſtändliches und Auffallendes haben. Während Andre die nothwendige Uebereinſtimmung und Einheit als Grundcharakter des Wahren anerkennen, und dafür ihren Scharfſinn nebſt ſyſtematiſcher Geſchloſſenheit der Lehre aufwenden, ſuchte ich im Gegentheil eine nothwendige Nichtübereinſtimmung und Vielförmigkeit im Charakter des Wahren darzuthun, wider deren Gewalt aller Scharfſinn und jede ſyſtematiſche Geſchloſſenheit nichts ausrichten. Wahrheit ſey ſonach keineswegs Eine, ſondern vielgeſtaltet, noch dazu durch die Sehkraft jedes Individuums bedingt, und daraus ſtamme die Sprachverwirrung, welche weniger dieſen Namen verdiene, als den des Wahrheitunterſchiedes und Sehunterſchiedes.

Was wollen wir anfangen, wenn jeder Schritt im Leben uns dergleichen vorführt? Nicht einmal über die gewöhnlichſten Dinge, über Rechts und Links, über Rechtsum und Linksum können ſich die Menſchen vereinigen. Sie ſtaunen? Machen Sie in beliebiger Geſellſchaft den Verſuch. Unſre Regierung gab einſt Befehl, es ſolle wegen Gleichförmigkeit amtlicher Eingaben die linke Seite eines gebrochenen Bogens beſchrieben, und die rechte frey gelaſſen werden. Dennoch bemerkte man bald, daß die Behörden ihre Berichte bald auf dieſe, bald auf jene Spalte des Bogens ſchrieben, und ließ dann ein Formular zur Nachachtung abdrucken. War dies nicht nur möglich, ſondern wirklich, wie ſollten andre Ueberzeugungen des Erfahrens und Glaubens der Menſchen Gleichförmigkeit aufweiſen?

Hervor darum mit der wahren Wirklichkeit, welche lehrt, was wir ſind, nicht was wir zu ſeyn träumen, und niemand jammere über das Verſchwinden des Traumes. Jedes Lehrbuch der Philoſophie beut Einheit des Wiſſens, jeder Katechismus Einheit der Glaubensartikel, aber die lebendige Wiſſenſchaft richtet ſich nicht nach

dem Lehrbuch, der lebendige Glaube nicht nach dem Katechismus; Einförmigkeit iſt Menſchenzweck und Menſchenwerk, in Erziehung, in Sitte, in Wort und Schrift, in Staat und Kirche; Vielförmigkeit iſt Gottes Zweck und Gotteswerk, gleichwie Leibnitz einſt zeigte, kein Blatt deſſelben Baumes gleiche vollkommen dem andern, ſondern ſey ein Individuum. Wie vielmehr iſt der Geiſt ein ſolches, und deſſen grünender Gedanke!

Trachten deswegen die Menſchen, Einförmigkeit unter ſich hervorzubringen, ſo giebt es dafür kein anderes Mittel, als poſitiven Befehl. Entſcheidet eine Regierung, welche Spalte des Bogens beſchrieben werden ſolle, ſo wiſſen fortan die Beamten gleichförmig, was Rechts und Links ſey. Poſitive Schulgeſetze regeln die Erziehung nach einerley Maaß, poſitives Herkommen beſtimmt die Sitte, poſitive Geſetze geben gleichförmiges Recht, poſitive Glaubenslehren bewirken gleichförmige Ueberzeugung der Kirchenglieder. In der Philoſophie hat man bis dahin dieſes Mittel poſitiver Vorſchrift weder angewandt, noch anwenden können, und darum gehen in ihr die Gedanken

der Menſchen auseinander, bewirken auch des Streitens und der Vielgeſtaltigkeit genug.

Ganz richtig vergleichen daher die poſitiven Theologen das Thun der Philoſophie dem wechſelnden Winde menſchlicher Lehre, wobey es zu keiner feſten Einförmigkeit komme, ja ſie müſſen, der letztern zu Liebe, den Geiſt des Philoſophirens von ihrem Kirchenthume abhalten, oder ihn demſelben unterordnen. Wo dieſes am vollſtändigſten geſchieht, beſteht die kirchliche Lehre am reinſten, und es iſt damit zu verſchiedenen Zeiten verſchieden geglückt, weniger dem Chriſtenthum — außer etwa in einigen Zeiten des Mittelalters — als dem Judenthum, weniger dieſem, als dem Koran.

Sobald die poſitive Autorität anerkannt iſt, gilt es für ihren Zweck ganz gleich, ob man das Anbefohlene auf Ueberlieferung, auf friſches Machtgebot, oder auf vorhandene Urkunden ſtütze, nur muß im letzten Fall eine gleichförmige Erklärung hinzukommen, weil ſonſt individuelle Auslegungen ſogleich den Samen des Verſchiedenen aufkeimen laſſen. Haben Geſetze keine authentiſche Interpretation, ſo beſtimmen ſie kein feſtes Recht, haben heilige Schriften und

kirchliche Symbole keine fortlaufende poſitiv entſchiedene Ergänzung ihres Sinnes, ſo gewähren ſie keinen einförmigen unwandelbaren Kirchenglauben.

Es erhellt zugleich, daß allenthalben, wo Ueberlieferung, friſches Machtgebot, authentiſche Auslegung von Urkunden vorkommt, dieſes Alles Menſchenwerk ſey, weil Gotteswerk die reichſte Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit zeigt, ſowohl in der äußeren Natur, als in den Thaten und innern Gedanken der Menſchen. Jene rein poſitiven Theologen müſſen daher, ihrer Einförmigkeit des Glaubens zu Liebe, auf Menſchenwerk ihr Vertrauen ſetzen, und ſehen ihr eignes Beginnen im umkehrenden Hohlſpiegel, wenn ſie Gotteswerk gegen Menſchenwerk zu ſchützen wähnen, da ſie im Gegentheil das Menſchliche voranſtellen, ohne deſſen ſiegende Autorität ihr Zweck durchaus nicht erreicht werden könnte.

Um ſolchem Thun gegen Angriffe der individuellen Vernunft und Einſicht, welche nach göttlicher Einſetzung nie ausbleiben, eine beſſere Haltung zu ertheilen, beruft man ſich auf äußere göttliche Offenbarung, deren Entſchiedenheit

und Anſehn vom menſchlichen Denken Unterwerfung fodre. Die Berufung gelte, es ſey vorhanden die ächte Offenbarung, ſie verdiene Glauben und Zutrauen — aber ihr Zweck wird durchaus nicht ſeyn, Gleichförmigkeit der Gedanken hervorzubringen, ſonſt wären ja Menſchen nicht mehr Menſchen, nicht mehr Individuen von Gottes Gnaden, nicht mehr freye Weſen, des eigenen Sinnes mächtig. Sie bleiben, was ſie ſind, obgleich der Offenbarung gewürdigt. Oder hätte Gott ſie bey der Schöpfung mit mancherley Gaben ausgerüſtet und Jeglichem ſein Herz und ſeinen Verſtand ſo wie ſein eigenes Antlitz verliehen, um hinterher durch Offenbarung die Gaben zur Erkenntniß einerley, Herz und Verſtand Aller, ſamt Empfindungen und Begriffen, einander gleich zu machen, damit am Ende Blick und Geberde des Einen ganz übereinſtimme mit denen des Zweyten, wie Schritt und Tritt, wie Sang und Klang, wie das vorgeſchriebene Gebet der Mönche und unſerer Heerſchaaren eingelernte Bewegung? Hätte Gott durch ſeine Offenbarung dergleichen wollen, die geſuchte Einförmigkeit wäre längſt in größter Vollkommenheit da, beſonders wenn

wir erwägen, was Menſchen ſchon mit ihren ſchwachen Kräften dafür geleiſtet, indem ja Geſichtzüge, Geberden, Gedanken und Empfindungen der Jeſuiten, Dominikaner, ja ſelbſt der Herrnhuter, eine große Gleichheit durch gleichförmige Erziehung aufweiſen.

Statt deſſen enthält die Bibel — denn nur von unſrer chriſtlichen Offenbarung ſey die Rede — ſo vielſeitige Anregung, als kein andres Buch, und kann auf die verſchiedenſte Weiſe hochgeſchätzt, ausgelegt, für Leben und Ueberzeugung gebraucht werden, welches geſchehen, und wodurch die abweichendſten Gedanken, ja ſelbſt ſehr wunderliche und verkehrte, in die Chriſtenheit gekommen. Als Mittel zur Einförmigkeit der Lehre, was ſie auch nie geworden iſt, muß ich die Bibel untauglich nennen. Entſchieden genug durchdringt ein hoher Geiſt das Ganze, zeigt einen Zuſammenhang der Zeiten, ein gemeinſchaftliches Band der mannichfaltigſten in ihnen vorkommenden Dinge, wohin ſich der Menſch zu wenden habe, um mit der höchſten ihm verliehenen, auf Gott gerichteten Kraft, dem Glauben, die Welt zu überwinden. Dieſer aber iſt Etwas Anderes, als

Gleichförmigkeit der Lehre, des Bekenntniſſes, ſelbſt der Glaube iſt nicht bey allen Menſchen gleich, bey manchen geringer als ein Senfkorn (Matth. 17, 20.), und die Worte der Gläubigen werden bey der reichen Gedankenanregung noch weniger gleich tönen, es muß, wie ein Kirchenvater ſagt, Ketzereyen, das heißt, Bibelſtreitigkeiten geben. Will man, wie das Kirchenthum, die Hauptſtärke der chriſtlichen Offenbarung und ihrer Hülfe, in äußerer Einförmigkeit des Worts ſuchen, ſo muß man mit dem römiſchen Papſt den Gebrauch der Bibel auf eine geringe Zahl geweihter Männer beſchränken, und ihn der Geſamtmaſſe von Chriſten unterſagen, damit alsdann die Tradition und eine von ihr unterſtützte Autorität jenes Poſitive hinſtelle, was die Gläubigen worteinig macht. Inzwiſchen wird auch dieſes Mittel das verkehrte Suchen eines verkehrten Zweckes nicht befriedigen, den Papſt ſelber ſamt Biſchöfen und Concilien verwirrt die Vieldeutigkeit der Worte und die Bewegung menſchlicher Gedanken, es kehren Ketzereyen wieder ohne Aufhören, wenn nicht die geſamte Chriſtenheit etwa verſtummt, das heißt, Geiſt und Freyheit ins Grab

ſenkt. Wahrlich, im Grabe iſt Alles Eins und Daſſelbe, die Todten führen weder Geſpräch noch Streit.

Wer ſonach Lebendigkeit retten will, hätte auch wohl Uneinigkeit zu retten, und wer jene ſucht in Religion und Glauben, müßte mit dem Daſeyn der letzteren unter den Menſchen ſich befreunden, weil die göttliche Offenbarung ſie weder aufheben ſoll noch wird, ſondern ihr nur andere Richtungen und Gegenſtände ertheilt. Namentlich dann die Philoſophie, als Unruhſtifterin, Wechſelbringerin der Ueberzeugungen, dürfte nicht vom lebendigen Glauben der Theologen entfernt gehalten werden, ſondern dieſe müßten bey aufkommender Meynungverſchiedenheit an der Bewegung menſchlicher Lehre theilnehmen, was ſchon von den Kirchenvätern in Beziehung auf heidniſche Philoſophie geſchah, obwohl wegen großer Liebe zur Einförmigkeit meiſtens nothgedrungen, und ſeufzend, daß dieſes weltliche, ja nach Tertullian ſogar teufliſche Weſen, fortwährendes Ungemach bringe.

Ich habe Ihnen vor einigen Jahren (Brief 3 und 5 der gedruckten Sammlung) den Gegenſatz der poſitiven Theologen und der Philoſo-

phen als einen Gegenſatz zwiſchen menſchlicher Schwäche und menſchlicher Stärke für alle Wahrheitforſchung kenntlich gemacht, welcher mit dem Streit über den Vorrang äußerer und innerer Offenbarung zuſammenfällt, deſſen Ausgleichung vielleicht durch Verſtändigung über das Verhältniß bibliſcher Offenbarung zur Vernunft, als zweyer Stammbegriffe, einigermaßen herbeizuführen wäre. (S. 46. u. 139.) Aus öffentlichen Aeußerungen erhellt, wie unrichtig manche Leſer dies auffaßten, und es dahin auslegten, daß der Menſch, ſobald er ſtark genug geworden, die Stütze der Schwäche nicht mehr brauche, ſondern ſie verſchmähe; dem herkömmlichen Gedanken der Weltmänner gemäß, es ſey jede poſitive Religion, das heißt eine auf äußere Offenbarung geſtützte Ueberzeugung, bloß für das Volk und dem ſtarken Geiſte nichts nütze. Darin haben nun dieſe Ausleger Recht, daß der Menſch, wenn er vollkommen ſtark wäre, keine göttliche Hülfe brauchte, denn er ſelber wäre dann wie Gott; und darin haben die Weltmänner Recht, daß eine äußere Prieſterautorität die Schwachen und Unmündigen zur Einförmigkeit des Glaubens bringe, welche von

dem Mündigen, ſich ſelbſt Vertrauenden, abgelehnt werde. Aber ſagte ich dieſes? Sagte ich nicht vielmehr: der Menſch ſey ſowohl ſtark als ſchwach, weder ganz das Eine noch ganz das Andre, und dies ſey ſeine Doppelbeſchaffenheit? In Beziehung auf meinen jüngſten Brief lautet derſelbe Gedanke: Wir wandeln weder in vollkommenem Licht, noch in vollkommener Finſterniß, unſer Lebensgang iſt erhellt von Sternenſchimmer.

Zum Sternenſchimmer gehören die äußere und die innere Offenbarung. Sie ſtammen beyde von Gott, wie alles Licht, denn woher ſtammen ſie ſonſt? Wir führen das Werden der Naturdinge, das heißt ein durch äußere Einflüſſe bedingtes Hervorbilden innerer Kräfte, auf eine Grundkraft zurück, von welcher Jegliches ausgieng, und ſchon die älteſten Naturphiloſophen nannten ſie eine göttliche. Gleichergeſtalt iſt das Werden alles menſchlich Geiſtigen, das heißt die durch äußere Einflüſſe bedingte Hervorbildung einer innern Perſönlichkeit, zurückzuführen auf Gott, als Urſache alles Daſeyns. Unterricht iſt das äußerlich Einwirkende, perſönliche Aneignung deſſelben das innerlich Hervorbil-

dende, beyde ſind die Wurzel jedes in die Zeit eintretenden Gedankens, jeglicher Empfindung und Ueberzeugung. Hinaufſteigend in der Geſchichte des geiſtigen Werdens unſers Geſchlechts, können wir ſo wenig finden, wo der erſte Unterricht angefangen habe, als wo das erſte perſönliche Wirken eingetreten ſey, denn ſie zeigen ſich immer in unauflöslichem Wechſelverhältniß, grade wie in der Geſchichte des leiblichen Werdens kein Zeitpunkt anzugeben iſt, wo zuerſt die innere Kraft thätig geweſen, oder zuerſt die äußere Bedingung auf jene ihren Einfluß geäußert. Will man dieſes rein auffaſſen, ſo erhellt von ſelber die Unmöglichkeit, darüber eine Erklärung zu geben, weil man es grade zur Erklärung jegliches Gewordenen allemal vorausſetzt und vorausſetzen muß. Alſo haben Erklärungen der Erklärung gar keinen Sinn, wenn etwa jemand ſpricht: aus der inneren Offenbarung, der anhebenden geiſtig perſönlichen Thätigkeit ſey die äußere Offenbarung entſtanden, oder umgekehrt, aus der äußeren Offenbarung des Unterrichts ſey die innere Offenbarung mit dem Gebrauch geiſtiger Kräfte hervorgegangen; eben ſo wenig, als wenn jemand ſpräche: aus

der innern Kraft des Saamenkorns ſeyen Erde, Luft und Regen, als äußere Bedingungen des Wachsthums der Pflanze geworden, oder umgekehrt, aus Erde, Luft und Regen die innere Triebkraft des Keimes. Nie können ſich deshalb die Menſchen vereinigen, wenn ſie bloß die äußere Offenbarung ohne die innere, oder überhaupt die eine als ausſchließlichen Grund der andern annehmen wollen; denn ſie behaupten eigentlich alsdann eine Ungereimtheit. Zeigen läßt ſich, ohne vorausgeſetzte innere Offenbarung irgend einer Art, ſey ſie auch nur verborgen im Ahnden einer zweyten Welt und einer Gottheit hervortretend, hätte jede äußere Offenbarung Gottes keinen Gedankenzuſammenhang mit der Perſönlichkeit des Menſchen. Wiederum ohne äußere Offenbarung irgend einer Art hätte jede innerliche Ahndung keinen Gegenſtand, gelangte nicht zum vernünftigen Bewußtſeyn, zur lebendigen Offenbarungwirklichkeit. Treffen beyde zuſammen, dann iſt Leben da. Die reinſte Freundſchaft und Liebe des Gemüthes fodern ihren Gegenſtand, an welchem ſie ſich befriedigen, wahres Daſeyn gewinnen, der Gegenſtand aber für ſich ſelber erzeugt keine

Freundſchaft und Liebe des Gemüths. So auch mit der Liebe zu Gott. Dir kommt, unterrichtend, ein äußerlich Offenbarendes entgegen, und du findeſt in ihm, wegen deines innern Trachtens, Befriedigung, Geburt eines neuen Daſeyns, und mit dem Gegenſtande dich ſelbſt. Auf die Nothwendigkeit des Aeußerlichen zur religiöſen Ueberzeugung ſtützen ſich die Anhänger des Poſitiven und halten das Innerliche für unzulänglich, oder für gar Nichts; auf die Nothwendigkeit des Innerlichen ſtützen ſich die Rationaliſten, weil zum Ende ein Anfang gehöre. Beyde Theile haben Recht, aber nur ſich ergänzend, beyde mit einander. Der Gedanke in dir macht das Wort außer dir lebendig, das Wort außer dir iſt die Hebamme deines Gedankens. Oder lernen wir irgend Etwas, wovon wir nicht in gewiſſer Art ſchon wußten; wiſſen wir irgend Etwas, ohne es ſo oder anders gelernt zu haben?

Mir ſcheint deshalb entſchieden: Aller Unterricht, als äußere Offenbarung, mithin auch der in Religion, iſt bey der Schöpfung des Menſchen eingeſetzt. Gott redete manchmal und in mancherley Weiſe zu den Vätern, Gott ſpricht

auch zu den Kindern. (Hebr. 1, 1.) Bedeutend iſt der Ausdruck manchmal und in mancherley Weiſe, er ſtreitet gegen die continuirliche Gleichförmigkeit im Zeitverlauf. Setzen wir nun dieſes voraus, ſo hat der Menſch ſeine Gotteserkenntniß nicht erfunden oder bloß aus ſich herausgebildet, ſondern er hat ſie gefunden, konnte aber nicht anders finden, als daß er ſie ſuchte. Hierin liegt das Geheimniß aller religiöſen Bildung in der Welt, zugleich auch das Geheimniß des Lernens, Begreifens, Fortſchreitens endlicher Geiſter überhaupt. Weder Erſtes noch Letztes der Erkenntniß ſind in ihnen; und ſie kommen doch zu einer Wirklichkeit und Richtung zwiſchen Erſtem und Letztem, ſowohl durch Unterricht als durch ſich ſelbſt.

Das angedeutete Geheimnißvolle tritt uns allemal vor Augen, ſobald wir auf Entſtehung irgend einer Sache unſre Aufmerkſamkeit richten, denn grade dieſer Begrif des Entſtehens bringt uns in Verlegenheit. Die alten Eleaten trafen es, wenn ſie den Begrif des Entſtehens oder Werdens nicht zu begreifen geſtanden. Aus Nichts wird Nichts, aber aus Etwas wird auch Nichts Anderes, als was es ſchon geweſen,

ſonſt wäre die Geburt dieſes Neuen doch immer wieder eine Entſtehung aus Nichts, weil es ja vor der Entſtehung nicht vorhanden. In unſerm Falle iſt das wirklich Gegebene die Religioſität der Menſchen, wir fragen nach ihrem Urſprunge, alſo nach ihrer Entſtehung, wir nennen die Quelle äußere und innere Offenbarung, und haben eigentlich die Frage nur zurückgeſchoben, denn beyde konnten nicht entſtehen, ohne ſchon da zu ſeyn, und zwar von Ewigkeit her. Mit dieſem ewigen Seyn des Seyenden will aber die Sinnenerfahrung des Werdens nicht zuſammenſtimmen, und es geht uns dann wie den Eleaten auch, die entweder gradezu das Ungefügige beyder unaufgelöſt ließen, oder um ſich zu helfen, das Werden und Entſtehen der Dinge für bloßen Schein erklärten.

Wir helfen uns wohl auf andere Weiſe, und ſprechen von einer Anlage des Menſchen zur Religioſität, welche dann durch Einwirkungen und Bedingungen ſich hervorbilde zur Sache, daß alſo durch Unterricht werde, was nicht war, ſich mithin eine Schule der Erziehung des Menſchengeſchlechts nach jenem Gedanken Leſſings einleite. Das Nichterklärende dieſer Erklärung

auffaſſend, habe ich manchmal als Paradoxon behauptet: es gebe gar keine Anlagen im Menſchen, weder religiöſe, moraliſche, noch andre, ſondern nur ein urſprüngliches Seyn; die Anlage ſey das nicht, wonach man ſie nenne, nämlich nicht Religion, Moralität, die letzteren würden alſo, man wiſſe nicht woraus noch wodurch, aus einem völlig Unbeſtimmten, das heißt, aus Nichts, und ich müßte hier, wie Xenophanes und Parmenides in ihrer Weiſe, am Begrif des Werdens Anſtoß nehmen. Wirklich iſt dieſer Begrif des Werdens ein Abſtraktum aus der Sinnenerfahrung, Nichts anders bezeichnend, als die erfüllte Zeit, eine Reihenfolge von Veränderungen, woraus ich dieſe ſelbſt nicht zu erklären im Stande bin, ſondern nur dem Erfahrenen, wiewohl Unerklärten, einen Namen gebe. Anlage bezeichnet ein unbeſtimmtes Prinzip des Werdens, und wenn letzteres eine Null für unſre Erkenntniß iſt, eigentlich die Null einer Null, von welcher auf ähnliche Weiſe die Naturphiloſophen Gebrauch machen, wenn ſie der Natur eine Sehnſucht (unbeſtimmte Anlage) beylegen, ſich zu offenbaren, welche Sehnſucht dann das Werden gebären ſoll, dieſes aber die

Dinge, als ob man hiedurch die wahre Eins vor die Null geſtellt hätte, und irgend Etwas verſtünde. Sprechen die Pädagogen von Geiſtesanlagen, als Prinzip deſſen, was der Geiſt wirken und offenbaren wird, verſtehen wir dies beſſer? Alſo moraliſche Anlagen, religiöſe Anlagen, ſie wären die Grundurſache deſſen, was bewirkt wird, der Thaten, des Glaubens, in und mit ihnen wäre noch nicht die That oder deren Geſinnung, nicht der Glaube oder deſſen Kraft, ſondern bloß eine Möglichkeit der ſpäter eintretenden Wirklichkeit! Aber die Möglichkeit iſt eine bloße Abſtraktion von der Erfahrung, eine Verneinung der Wirklichkeit, deren Bejahung durch unbeſtimmte Zeitſucceſſion herbeygeführt werden kann, die Bejahung entſtände ſonach aus der Verneinung, das heißt aus Nichts; das in der Zeit erſcheinende Wirkliche entſtände aus der Zeit, welche ſich ſelber aus ihrer urſprünglichen Leerheit einen vollen Leib hervorbrächte!

Für den gewöhnlichen Hausgebrauch, mein Freund, will ich Ihnen das Reden von Anlagen, bey Ihren Kindern, bey andrer Jugend, nicht verkümmern, nur ſoll man keine Erklärung des

Wirklichen darin ſuchen. Selbſt mit dem Begrif Vermögen, welcher im Gebiet des Geiſtigen auf dieſelbe Weiſe gebraucht wird, als im Gebiet des Körperlichen der Begrif Kraft, kommen wir nicht weiter. Ein Vermögen beſtimmt Plato als etwas Seyendes, wodurch wir können, was wir können; dasjenige, welches auf dasſelbe geht und daſſelbe wirkt, iſt auch daſſelbe, was aber auf ein Anderes geht und ein Anderes wirkt, iſt auch ein Anderes. Alſo in unſerm Fall geht das moraliſche Vermögen auf Moralität und wirkt Moralität, das religiöſe Vermögen geht auf Religion und wirkt Religion, in ſeiner Wirkſamkeit heißt jenes Tugend, dieſes Glaube. Wie nun, iſt die Tugend nicht ſchon Moralität, und der Glaube nicht Religion? Freylich wohl, heißt es, aber das Vermögen iſt nur die Anlage dazu, die Richtung zu demjenigen, was werden kann, nicht wirklich iſt. Kennt ſie denn ihr Ziel? Kennt ſie es nicht, ſo iſt die Anlage ein Vermögen zum Unbeſtimmten, kennt ſie es, ſo ſind ja ſchon Tugend und Religion geſetzt. Wir ſtehen wieder bey derſelben Schwierigkeit, wie aus einer Anlage etwas werden kann, was

in ihr und für ſie noch nicht iſt, wie das Vermögen etwas können wird, was es nicht kann, wie das Ende durch einen Anfang wirklich werde, dem das Ende nicht geſetzt iſt und ſeine Richtung beſtimmt.

Nach meinem Dafürhalten hat der Menſch in ſeinem Kreiſe des Bewußtſeyns allemal Anfang und Ende, und ſind dieſe auch nicht überhaupt das Allererſte und Allerletzte, ſo ſind ſie doch Anfang und Ende, worauf eben Freyheit und Perſönlichkeit ruht. Der Charakter der Menſchheit iſt freye, durch ſich ſelbſt beſtimmte Zweckſetzung, der Zweck das Ende, die Setzung der Anfang. Dieſes freye perſönliche Seyn wird nicht, ſondern iſt ſchlechthin. Unterſcheide moraliſche Zweckſetzung, religiöſe Zweckſetzung; beyde dürfen nicht Anlage heißen, ſondern ſie ſind ſeyend gegeben in der Perſönlichkeit. Ein Vermögen zur beſtimmten That, ein Vermögen zu beſtimmter Erkenntniß, wenn man will, aber nur unter Bedingung, daß der Zweck im Bewußtſeyn vorliege. Nach der Sinnenerfahrung menſchliche Handlungen und menſchliche Erkenntniß in der Zeit auffaſſend, ſpricht man von einem Werden der Moralität,

von einem Werden der Religion, deren Seyn eigentlich nie wird, ſondern nur in einer Reihenfolge dem Beobachter vor die Augen tritt. Der Menſch beginnt Alles, was er thut und erkennt, mit dem Bewußtſeyn des Endes ſeines Thuns und ſeiner Erkenntniß, das Ende wird alſo nicht, ſondern das Ende iſt der Anfang. Wie ſeltſam dies auch unſerer Abſtraktion und Reflexion erſcheinen möge, und wie unbegreiflich dazu, es iſt das Weſen der Sache. Niemand kann daher ganz fremde Zwecke in den Menſchen hineinbringen, die dieſer nicht ſchon hat, nur die Mittelglieder der zeitlichen Erſcheinung und Ausfüllung unſers endlichen Daſeyns ſtellen ſich im Leben in eine Reihe. Für dieſe Mittelglieder kann Mancherley auf den Menſchen einwirken, Unterricht, Lebenserfahrung, Schickſal; aber dadurch entwickelte ſich nicht eine unbeſtimmte Anlage, ſondern das in Anfang und Zweck beſtimmte Seyn, welches der Zuſchauer erſt in der Zeit gewahrt, worin wir Menſchen alles gewahren. Demnach entſteht kein moraliſcher Charakter, kein religiöſer Charakter, er wird nicht aus dem Unbeſtimmten, ſondern er iſt, nur daß ihn nicht allemal der dritte ſieht.

Nennen wir — um auf das Frühere zurückzukommen — jede Zweckſetzung eine Offenbarung. Iſt die äußere mit der inneren von Anbeginn der Schöpfung vorhanden, ſo heißt dies: Gott hat dem Menſchen als Zweck ſeines Lebens offenbart, ihn ſelber zu erkennen, durch Unterricht und durch ſein eignes Herz. Die ſichtbare Natur offenbart, Wort und Schrift offenbart, der Gedanke offenbart. Fortgehende Zweckſetzung in der Zeit, wodurch die Zeit ſelber beherrſcht wird, giebt eine Geſchichte der Offenbarungen, in welcher jene drey immer wiederkehren, nämlich offenbarend ihr urſprüngliches Seyn. Es kommt zu keiner Offenbarung durch Gedanken ohne Seyn der Gedanken, zu keiner Offenbarung durch Wort und Schrift ohne Seyn der Sprache, zu keiner Naturoffenbarung ohne Seyn der ſichtbaren Natur. Alle geiſtige Wirkſamkeit greift über das Endliche hinaus — jeder Zweck iſt ein ſolches Hinausgreifen — ſey ſie auf Erkenntniß gerichtet, oder auf Aneignung eines Guten, oder auf Darſtellung eines Schönen. Wie weit ſie in dieſem Uebergreifen gediehen, und wie viel Fertigkeit ſie darin erlangt durch Wiederholung, beſtimmt den Grad geiſti-

ger Cultur. Wir mögen daher von Wiedererinnerung mit Plato, oder von Vorahndung mit Jacobi ſprechen, die Sache bleibt unverändert, denn ſogar Vergangenheit und Zukunft nehmen aus dieſem Uebergreifen ihren Urſprung, wie überhaupt das ganze Bild der Zeit, wenn es als ein zuſammenhängendes gegliedertes Ganze mehr bedeutet als ein bloßes Nacheinander; der phyſiſche Sinn kennt nur dieſes, nur eine ſucceſſive Gegenwart*), weswegen das Thierleben der Peſteröhs weder Vergangenheit noch Zukunft ſich vorhält. Menſchliches Leben ſamt der Geſchichte unſers Geſchlechts ſcheint kein anderes Ziel zu haben, als die Erhöhung der Geiſteskraft in endlichem Zeitverlauf; aller Unterricht iſt Ueberlieferung desjenigen, was dafür geſchehen, alles Denken ein Beleg desjenigen, was geſchieht. Die äußere Offenbarung wird zur Ueberlieferung, ſtärkt den Geiſt in ſeiner Kraft zur Feſthaltung und Fortbildung der innern Offen-

*) Vergl. Reimarus über die Kunſttriebe der Thiere. 2te Aufl. S. 29. „In den Vorſtellungen der Thiere (und Thiermenſchen) iſt lauter Heute; Geſtern und Ehegeſtern iſt nicht davon abgeſondert, ob es gleich in ihr Heute noch einen Einfluß hat.“

barung; Gott hat jene eingeſetzt, wie dieſe. Das Seyn beyder hat angefangen mit dem Menſchengeſchlecht, und wir wiſſen Nichts über dieſen Anfang, über ihr Vor und Nach iſt nicht zu ſtreiten. Beyde ſtellen die zweyte Welt mit ihrem vollen Lichte nicht ins irdiſche Daſeyn, ſie werden nur davon weiſſagen. Wer dieſer Weiſſagung nicht vertraut, verliert das geiſtige Leben, ſtatt es zu gewinnen. Alſo Glaube die Grundlage aller geiſtigen Kraft, Glaube an den Fortſchritt der Erkenntniß, Glaube an die Offenbarung Gottes als Religion, Glaube an die Offenbarung des Guten als Tugend, nicht an eine unbeſtimmte Anlage zu denſelben, ſondern an ihr entſchiednes Seyn. Und wie nun, wenn das Chriſtenthum dieſen Glauben an Gott und Tugend in einer Stärke und Reinheit hinſtellte, wie keine Lehre und Ueberlieferung ſonſt, wenn darum chriſtliche Ueberzeugung und chriſtlicher Wille die höchſte auf Erden bekannte Geiſteskultur genannt werden darf? Sagt Auguſtin, die menſchliche Seele ſey von Geburt eine Chriſtin, ſo heißt dies, in ihr war von jeher das Seyn des Chriſtenthums geſetzt; ſagen die poſitiven Theologen, Gott habe ſich durch Chriſtum dem

Menſchengeſchlechte offenbart, ſo iſt die Bedeutung, daß kein Erhabneres und mehr Prophetiſches auf Erden erſchienen. Mit der angebornen und durch äußere Tradition und Uebung verſtärkten Kraft ſoll die Seele, nach Platoniſchem Bilde, ihre Flügel gewinnen, nach chriſtlichem Bilde, die Welt überwinden.

Wären dieſer Vorſtellung gemäß die Anhänger des Poſitiven und die Vertheidiger der Vernunft einander näher gerückt, ſich beyde berufend auf ein Urſprüngliches, und einen gewinnloſen Kampf um die Erſtgeburt führend, ſo entſteht aus Erwägung der Geſchichte unſers Geſchlechts die Frage über Prüfung des Religionglaubens und ſeine Veredlung. Denn wir finden im geſamten Zeitenverlaufe eine wiederkehrende Abweichung vom Urſprünglichen, Abweichung vom äußeren Wort, Abweichung vom Vernünftigen, gleichwie Abweichung von reiner Tugend, reinen Sitten, reinem Vorbilde der Schönheit. Oft hatten die Väter, was den Kindern mangelt, und dieſe ſuchen das Verlorne mit verſchiednem Erfolg, ſtreben auch manchmal nicht ohne Grund nach einem Beſſeren, als die nächſte Vergangenheit vorhält. Poſitive Theologen weiſen dann

hin zum Gegenſtande, der in ſeiner hohen Vollkommenheit den innern Menſchen emporzieht und ihn heiligt, wie der trefliche Freund das Innere des liebenden Freundes verwandelt und beſſert. Die Sachwalter der Vernunft behaupten dagegen, die innere Liebe müſſe ſich an ſich ſelber emporheben, weil das Aeußere doch mangelhaft ſey oder ſeyn könne, gleichwie ein geliebter Freund nicht ohne Fehler. Beyde Theile haben ihr Recht, und das Zeugniß der Geſchichte zeugt für beyde, weil immer das Innere am Aeußeren hervorgewachſen, z. B. Vaterlandliebe an Staatverfaſſung, aber auch das Aeußere durch das Innere umgeſtaltet und erneuert worden, z.B. Staatverfaſſung durch Vaterlandliebe. So ſcheint es dem Dualismus unſers Lebens und Bewußtſeyns, einer ſteten Wechſelwirkung des Aeußern und Innern, angemeſſen, deshalb auch vernünftig und philoſophiſch, alſo ſoll das Chriſtenthum durch die innere Offenbarung, und dieſe durch das Chriſtenthum geheiligt, geprüft und gereinigt werden, gleichwie Propheten das ächte Judenthum hervorriefen, und dieſes die Propheten erweckte. Ohne dergleichen Wechſelbeziehung iſt kaum eine Prüfung denkbar, wes-

wegen das vereinzelte Innre oder das vereinzelte Aeußre gern auf Abwege führt. Aus jenem entſpringt vielleicht innre Beſchaulichkeit, Harren auf Eingebung, phantaſtiſche Schwärmerey, ein Fehler mancher chriſtlichen Sekten, und wenn auch hievor die geſunde Philoſophie bewahret, ſo ſcheint ihr doch manchmal die volle Stärke des Glaubens und der Liebe zu fehlen, wodurch denn eigentlich nur ihr Mangel ſie vor dem Seltſamen ſchützt. Aus dem bloßen Nehmen eines Aeußerlichen dagegen erwächſt leichtlich blinder Aberglaube, Gefangennehmung des Geiſtes unter fremden Zwang, ein hohenprieſterliches Judenthum, ein ſtarres Pabſtthum. Auf Wechſelbeziehung der innern und äußern Offenbarung ruht das Weſen des evangeliſchen Chriſtenthums und chriſtlicher Philoſophie, welche für alle Zeiten die Heilmittel des Aberglaubens, Unglaubens und der Schwärmerey waren. Luther und die Reformatoren begannen ihre Heilung der Kirche mit der Berufung auf innere Offenbarung, als Auslegerin der Aeußern, und weil ihre Auslegung ſpäterhin zum äußern Wort gedieh, verſtatteten ſie dann wohl dieſem wieder ein Uebergewicht. Das achtzehnte Jahrhundert

legte auf das Innere den meiſten Werth, und wollte das Aeußere darnach beherrſchen, während Viele neuerdings wieder das Aeußere ſehr bedeutſam achten, und in ihm ein Geſetz für das Innere erkennen wollen. Was einem Zeitalter beſonders Noth thue, iſt nicht raſch zu entſcheiden, nur giebt es für das rationaliſtiſche und ſupernaturaliſtiſche Streben allemal eine Grenze. Soll Autorität die Auslegung des äußern Worts regeln, wodurch allein der gleichförmige Glaube zu gewinnen, ſo ſtehen wir vor dem Pabſtthum. Soll bloß das Innerliche gelten, und das Aeußerliche als eine ziemlich entbehrliche Zugabe ſich daran ſchließen, ſo kommen wir Gott weiß wohin, vielleicht zur ſeltſamſten Schwärmerey, vielleicht in die Steinbrüche der Encyclopädiſten. Am beſten fährt der Menſch, wenn ſeine Philoſophie chriſtlich und ſein Chriſtenthum philoſophiſch wird. Was iſt Religionphiloſophie Anders als Auslegung des inneren Wortes, und Chriſtenthum Anders als Auslegung des äußern? Alle Auslegung des äußern Wortes bedarf der innern Offenbarung, aber auch die gute Auslegung des innern Wortes einer ſichern Haltung durch äußere Offenbarung. Sobald die

Menſchen dieſes verkennen, weichen ſie ab von der Einſetzung des Schöpfers, und gerathen in ihre babyloniſche Sprachverwirrung. Sind ſie einmal darin, dann hilft ihnen kein Graben und Grübeln der Philoſophie, kein Nehmen und Gebrauchen der Bibel, ihnen ſind in beyden die ächten Mutterlaute ihres Daſeyns und Friedens verloren gegangen.

Ob Ihnen nun durch dieſe Mittheilungen, mein Freund, die aufgeſtellten Grundſätze des letzten Briefes einleuchtender geworden, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, und es liegt in dieſen Grundſätzen ſelber ſchon die Erwartung, daß man fortwährend in der Welt ſich über ſolche Angelegenheiten beſprechen werde und müſſe. Sehen Sie nur der Wahrheit feſt ins Auge, Einförmigkeit der Gedanken werde vergebens von den Menſchen geſucht, und wo ſie in einem beſtimmten Kreiſe zum Vorſchein komme, ſey ſie Menſchenwerk, dem Schöpfungzweck Gottes unangemeſſen, daher in ſich ſelber vergänglich. Ja ſogar die babyloniſche Sprachverwirrung, welche mir ſo wenig als Andern erfreulich dünkt, wird in die Zwecke der Vorſehung mit aufgenommen ſeyn. Sollten Sie mir ſagen, ich hätte

die Paradoxie meiner Behauptungen durch eine zweyte unterſtützt, ſo frage ich, wie es denn anders ſeyn könne? Das Abweichen vom Gewöhnlichen gebiert allemal eine zweyte und dritte Abweichung, weswegen mir begegnet, daß im Fortgange des Nachdenkens und Anwendens gewiſſer Grundſätze ein Neues, wunderlich Lautendes zum Vorſchein kommt; und mit zunehmenden Jahren, denen gemeinhin eine Kraft zur Verminderung auffallender Meynungen zugeſchrieben wird, dieſe ſich mir zu häufen anfangen, und ihre Statthaftigkeit niemandem ſo deutlich einleuchten will, als mir ſelber.

Denken Sie nur an meine Behauptung über Seyn und Werden, und daß geiſtige Anlage ein nichts ſagender Begrif ſey. Daraus folgt ohne Zwang, kein Menſch ändere ſich, keiner werde, was er nicht ſey, und alle Reden von Sinnesänderung hätten wenig Sinn. Wir ſprechen von Charakter, und meynen dadurch das beſtimmte innre Seyn des Menſchen, was ſich in Gedanken und Handlungen offenbaret. Dieſes kann mithin nicht entſtehen im zeitlichen Leben, ſondern Alles, was der Menſch wird, iſt er eigentlich ſchon am Anfange, alſo

wird kein Charakter, ſondern er iſt, und es macht keinen Unterſchied, daß ihn nicht allemal der dritte ſieht. Kein Menſch ändert ſich in der Zeit, ſondern er iſt und wirkt in der Zeit. Sprechen wir von Aenderungen, ſo bedeutet dies, daß wir früherhin das Seyn unrichtig auffaßten, und wegen des Krebsganges unſrer Beobachtung manchmal ſtaunen, wie der Menſch irgend Etwas geworden, da wir nicht wußten, daß er es immer geweſen. Wer die rechten Augen dazu mitbrächte, müßte im Kinde ſchon den vollſtändigen Mann wahrnehmen, und weil wir dieſes weder halb noch in Sechzehntheilen können, ſprechen wir von Anlagen, Aenderungen, Umwandlungen des Charakters, dadurch unſrer Unwiſſenheit einen Namen gebend, und unſre Ueberraſchung beſchönigend oder beſchwichtigend. Göthe ſagt irgendwo: „Kein Menſch kann eine Faſer ſeines Weſens ändern, ob er gleich Vieles an ſich bilden kann.“ Bilden iſt ein Herausbilden des Seyns in die Zeit.

Darum werden wir ohne Scharfblick und eine auf das Seyn des innern Menſchen gerichtete Divination ganz und gar keine Kenntniß von fremder Individualität gewinnen, ſondern

ſtets nur lauter Aenderungen und Wechſel im Umgange mit unſers Gleichen zu nicht erfreulicher Selbſtbeſchämung und zum Selbſtverdruß erfahren. Menſchenkenntniß beruht auf dieſer Divination, welche beſtändig dem Irrthum unterworfen ſeyn kann, aber auch oft das Rechte trifft, und vorkommende Erſcheinungen ganz gut erklärt. Nennen wir einen Wandel der Geſinnung unerklärbar, ſo iſt er es nur deswegen, weil unſer Bild des Menſchen falſch geweſen, und dann mit dem Wirklichen, was uns zur Erkenntniß gelangt, nicht übereinſtimmen will. Oft jedoch können wir ſehr wohl Spuren im früher Wahrgenommenen entdecken, welche, wenn wir aufmerkſamer ſie beachtet hätten, unſer falſches Bild berichtigt haben würden. Aus Eitelkeit meiſtens, um ſich nicht ſelber in ſeiner Beobachtungſchärfe zu ſtrafen, hält man das falſch entworfne Bild dennoch für wahr und entſprechend, und behauptet dann, dieſer oder jener Menſch habe ſich geändert. Ich meinestheils, lieber Freund, muß Ihnen bekennen, daß mir in meinem Leben kein beweiſendes Faktum eigentlicher Sinnesänderung vorgekommen iſt, und daß ich manche auffallende Erſcheinungen

entweder nach dem ſchon gefaßten oder nach dem berichtigten Bilde des Charakterſeyns hinreichend zu erklären wußte, oder wenn ſelbſt dieſes nicht gelang, den Mangel in meinen eigenen Augen ſuchte, nicht in einer Umwandlung des Seyns und im Werden desjenigen, was gar nicht geweſen.

Läugne ich etwa mit dieſer Behauptung den Einfluß der Erziehung, die Möglichkeit einer Beſſerung und Verſchlimmerung des Menſchen, oder gar dasjenige, was Quäker und andre fromme Sekten Durchbruch nennen? Keinesweges, nur müſſen dieſe Erſcheinungen anders aufgefaßt werden, als wir gemeinhin thun. Nichts entſteht durch ſie, aber das wahre Seyn tritt mehr in unſre Nähe. Was Erziehung vermag, wirkt ſie verneinend durch Abhaltung und bejahend durch Ermunterung, Lehre, Rath, Beyſpiel. Nehmen wir zuerſt den Einfluß des Verneinenden.

Das innere Seyn des Kindes iſt geſetzt, mithin der individuelle Charakter deſſelben, nur fehlt die Gewohnheit und Vollendung des äußeren Daſeyns in der Zeit, nämlich von Geburt bis zum Grabe. Das Kind greift nach Schatten

wie nach Dingen, bis es beyde unterſcheiden lernt. Seine Erkenntniß der Welt und des Verhältniſſes zu ihr muß wachſen, ſo lange es lebt, ohne das innere Seyn erſt werden zu laſſen, welches ja aller Erkenntniß vorangeht. Aeltere Menſchen erleichtern dieſen Wachsthum, halten ab von dem Schädlichen, ſuchen die Gewohnheit des äußeren Daſeyns zweckmäßig einzuleiten, vor Täuſchungen zu ſichern. Nicht ohne Grund heißt Gewohnheit die zweyte Natur, wobey wohl zu merken, daß ſie nicht die erſte ſey, und auf dieſe zweyte Natur wirkt Erziehung. Die zweyte Natur, ſobald ſie mit der erſten im Einklange ſteht, gewinnt ein feſtes Seyn, im Fall aber beyde ſich widerſtreiten, muß die zweyte der erſten weichen, wenn dieſe dazu ſtark genug, das heißt: ſchädlich erkannte Gewohnheiten können abgelegt werden. Vor dieſem ſtets mit Unannehmlichkeit verbundnen Ablegen will Erziehung ſichern, ſie will das Seyn des Charakters vor einer Disharmonie mit ſeinem Zeitleben bewahren. Darum dann Abwehrung des Unanſtändigen im Benehmen, Krieg gegen moraliſche Fehler, gegen ſinnliche Ausſchweifungen, gegen Lüge, Heucheley, und Foderung

des Gehorſams gegen den im Eigenſinn ſich ankündigenden Egoismus, bis zur Züchtigung fortſchreitend, wo nicht anders zu helfen. Die Sache geht gut, ſo lange ſich das innere Seyn mit dieſen Abwehrungen befreundet; am beſten, wenn ein bloßer äußerlicher Mechanismus verlangt wird, zum Beyſpiel Vermeiden unſchicklicher Körperhaltung und Bewegung. Wo jedoch die Erziehung feindlich mit dem Seyn zuſammentrifft, wirkt ſie wenig oder Nichts. Warum ſieht man gut erzogne Leute ausſchweifend, lügneriſch, falſch, egoiſtiſch? Das innere Seyn hat die Außenwerke der Erziehung niedergeworfen. In Flegeljahren wird keine Aufmerkſamkeit und Sorge die Flegeley abhalten.

Ganz in derſelben Art wirkt der bejahende Einfluß, am ſichtbarſten im bloß Mechaniſchen, in Gewöhnung zu dieſem und jenem. Soll er mehr leiſten, ſo muß ſeine Richtung mit dem innern Charakter zuſammentreffen, der Zögling muß ſich ſelber das Gebotene zum Zweck ſetzen. Ermunterung iſt fruchtlos ohne vorhandene Kraft, jede Lehre ein bloßer Wortſchall ohne vorhandene Erkenntniß, jeder Rath, jedes Beyſpiel vergeblich ohne Verwandtſchaft zum Cha-

rakterſeyn. Wir müſſen deshalb auf die Frage, ob ſchwache oder ſtarke Charaktere leichter zu ziehen ſeyen, die Antwort geben: ſcheinbar jene, in Wahrheit dieſe. Bey jenen tritt durch den Mangel an Stärke der Widerſpruch des innern Seyns mit dem äußern Einfluß weniger ans Tageslicht, bey dieſen kommt es manchmal dazu, aber bey jenen wird auch wenig aus der Erziehung, weil wenig oder Nichts in ihnen iſt, bey dieſen kann durch das wirkliche Seyn auch irgend Etwas äußerlich hervortreten, was wir alsdann ein Werden zu nennen belieben. Ich habe oft bemerkt, daß aus Kindern, welche der beſten Erziehung genoſſen, am folgſamſten ihrem Einfluß ſich hingaben, dadurch auch als Muſterzöglinge galten, Nichts wurde, was nur den mäßigſten Erwartungen entſprach, während die Widerſtrebenden, von Erziehung und Zucht Angefeindeten, läßig und verkehrt Behandelten, ganz Anders auftraten, und nach gewöhnlichem Ausdruck Etwas geworden waren. Die Erklärung iſt folgende: Aus Nichts wird Nichts, aus dem Seyn ſtammt das Daſeyn.

Darum ſehen wir ſo manche Erziehung-

maßregeln wenig fruchten, und überhaupt außer einiger Sitte und Wiſſenſchaft dem heranwach-ſenden Geſchlecht viel weniger Gewinn geben, als man nach den dafür getroffenen Anſtalten ſchließen ſollte. Alle Jugend lernt ihren Kate-chismus, wird mit moraliſchen Ermahnungen heimgeſucht, aber die männlichen Jahre zeigen demungeachtet nicht lauter Frömmigkeit und Tu-gend. Am meiſten Gewalt übt die Erziehung durch eine ausgezeichnete Perſönlichkeit des Er-ziehers, welche unmittelbar dem innern Seyn des Zöglings Achtung und Liebe gebietet, und in ſeiner Warnung oder Aufmunterung eine Macht offenbart, der die Schwäche ſich unter-wirft, die Stärke ſich anſchließt. Man ſollte deswegen gar keine allgemeine Erziehungregeln geben; denn wie können dieſe das Seyn und Verhältniß zweyer Charaktere vorausbeſtimmen, des Erziehers und des Zöglings? Lieber möchte ich der ganzen Pädagogik entgegnen, wie Zie-then dem Könige Friedrich II. in einem Luſtlager: Von Paradetaktik und Schaumanövern verſtehe ich Nichts, iſt aber der Feind vor mir, ſo weiß ich ihn anzugreifen.

Das ganze Leben des Geiſtes iſt eine Her-

ausbildung des innern Seyns in die äußre Gewohnheit des Daseyns, ſtete Zweckſetzung und ſtetes Eingreifen der Freyheit in die Umſtände, oder auch Offenbarung des Charakters in der Welt. Anders geſchieht dies in männlichen Jahren, als in jugendlichen, iſt aber nicht geworden, ſondern war und iſt. Du kannſt nicht Trauben leſen von den Dornen, nicht Feigen von den Diſteln. Geſetzt auch, es gelänge durch mächtige Zucht und Strenge einen ſchwachen Charakter zu überwältigen, ihm etwas ſeinem urſprünglichen Seyn Unangemeſſenes aufzudringen, dann wäre nur Verſchrobenheit die Folge und Manches dieſer Art im Leben iſt in ſolchem verkehrten Bemühn zu ſuchen. Von dieſer Seite kann Erziehung viel verderben, grade wenn ſie des beſten Gelingens ſich rühmt, und mit ihrem Treibhausſyſteme und Preßſyſteme von Wunderwirkungen redet. Selten nur und unter beſondern Bedingungen geſchehen die nicht löblichen Wunder, ihnen widerſtrebt die Individualität, ja ſelbſt nach allgemeinerem Maaßſtabe bleiben Familienzüge, Familiencharaktere, Völkercharaktere. Kannſt du den Fran-

zoſen nicht zum Deutſchen erziehen, dann noch viel weniger den Hinz zum Kunz.

Stellen Sie jetzt meinem Satze: Kein Menſch ändre ſich, die von Beſſerung und Verſchlimmerung hergenommenen Gründe entgegen. Man ſagt: Es gebe ein Umſpringen vom Guten zum Böſen und umgekehrt, beyde ſeyen nicht einerley, beyde gehörten nicht zum Aeußerlichen, ſondern zum Innerſten des Charakters, und wer nicht menſchliche Freyheit läugnen wolle, könne jeden Augenblick vom Böſen zum Guten ſich wenden, vom Laſter zur Tugend, und er ſey dann gewiß ein Anderer als vorher. Alle Vorderſätze werden von mir eingeräumt, und ich füge noch hinzu: Sobald nicht ein urſprüngliches Seyn des Guten und Böſen in ſeinem Unterſchiede geſetzt iſt, müſſen wir mit den Indifferentiſten alle Tugend und alles Laſter auf ein bloßes Wechſelverhältniß zufälliger Begierden und Umſtände, auf Herkommen, äußre Gewohnheiten und Umgebungen zurückführen. Dennoch muß ich die Schlußfolge auf eine volle Aenderung des inneren Charakters läugnen.

Möglichkeit und Wirklichkeit der Tugend ruhen auf dem inneren Bewußtſeyn der Idee des

Guten, deren freye Zweckſetzung grade in jeder tugendhaften Handlung hervortritt. Von ihr unterſcheidet ſich das Böſe als Widerſpiel, und Gott hat die Erkenntniß des Unterſchiedes in das Seyn des Menſchen gelegt, ſonſt wäre er nicht da. Den Zweiflern an Menſchentugend läßt ſich entgegnen: ſie wäre nicht, wenn ſie nicht wäre. Auch beweiſt dies gegen alle Einwendungen die unvertilgbare Stimme des Gewiſſens, in welcher das urſprüngliche Seyn des Guten hervorbricht. Ich behaupte mit Hippel in ſeinen Lebensläufen: „Es giebt ſo gut ein Verſtandesgewiſſen als ein Willensgewiſſen, welches Ja oder Nein zu allen Dingen ſagt."

Gutes Gewiſſen iſt die Einheit des freyen Seyns mit dem Denken und Thun; böſes Gewiſſen iſt das Zeichen vorhandner Uneinigkeit. Wodurch dieſe Uneinigkeit in das zeitliche Leben der Menſchen getreten, da die Einheit des freyen perſönlichen Seyns mit ſich ſelber als Menſchencharakter ſich ſonſt durch alle Zeiten offenbaren müßte, weiß ich nicht beſſer zu erklären, als jene Geſchichte des Sündenfalls, welche den Grund des Geſchehenden in einem Geſchehenen ſucht, alſo eigentlich nur die Begebenheit als

Begebenheit hinſtellt, für deren Wiederkehr in der Zeit der theologiſche Begrif von Erbſchaft zwar ein Sinnenbild des gewöhnlichen Erdenlebens, aber keine erklärende Auskunft giebt. Wie laſſen ſich Begebenheiten erben? Der neuere philoſophiſche Ausdruck des radikalen Böſen bezeichnet gleichfalls Nichts mehr, als die Thatſache.

Iſt die Thatſache anerkannt, ſo heißt ein böſer Charakter derjenige, welchem die Macht fehlt das Gute zu thun, von welchem er allerdings weiß, und deſſen Angemeſſenheit zum freyen Seyn ihn das Bewußtſeyn und Gefühl der Schuld kennen lehrt. Wo Macht zur Tugend hervortritt, vertraue ich unmittelbar dieſem Seyn, wo ſie nicht iſt, muß mein Vertrauen ſchwankend werden. Guten Menſchen läßt ſich vertrauen, Böſen nicht, jene ſind einig in ihrem Seyn, dieſe uneinig. Man hüte ſich vor der Täuſchung, die Böſen zeigten gleichwohl Kraft, darum ſey dieſe kein ausſchließlicher Charakter des Tugendhaften, man gewahrt nur einen vorläufigen Waffenſtillſtand der innern Uneinigkeit, was die Bibel Verſtocktheit nennt, ſonſt iſt allemal Feigheit das Erbtheil des Böſen, und würde

ein freudiger Muth das Böſe begleiten, ſo wäre alles Laſter nur eine umgeſtellte Tugend.

Sage ich nun mit herkömmlichem Ausdruck, ein Menſch habe ſich gebeſſert; ſo bedeutet dies: ich entdecke bey ihm eine Macht zum Guten, die ich früher nicht wahrgenommen, und daraus folgt, ſein Charakter ſey bey weitem nicht ſo ſchlimm geweſen, als ich gemuthmaßt. Sage ich, ein Menſch ſey verſchlimmert, ſo offenbart ſich mir ſeine Schwäche, welche ich früher nicht kannte, und der Menſch war weniger gut, als wofür ich ihn gehalten. Das Urtheil über den Charakter kann mehrfach wechſeln, während der Charakter ſelbſt ganz unverändert blieb.

Und hiernach, mein Freund, erwägen Sie das gewöhnliche Urtheil der Welt, welches wegen ſeiner innern Veränderlichkeit mit lauter Veränderungen ſich zu ſchaffen macht. Mir iſt von Jugend auf Nichts befremdender geweſen, als die in kurzer Zeit wechſelnde Meynung über Menſchen, welche mir geblieben zu ſeyn ſchienen, wie ſie waren, und welche dennoch ſich geändert haben ſollten. Meiſtens fallen dieſe Aenderungsurtheile ins Schlimme, weil gewöhnlich bey dem erſten Entwurf vom Charakterbilde eines

Andern die Phantaſie verſchönernd wirkt, deren Farben dann hinterher die nähere Beobachtung zerſtreut. Manche Menſchen ſchätzen ſich unendlich, ſo lange ſie ſelten einander ſehen, und kommen zu einem recht endlichen winzigen Maaß, wenn ſie alle Tage mit einander leben. Dieſe Einmiſchung der Phantaſie hat auf der einen Seite viel Freudenreiches, denn ſie ſtellt das Gebrechliche des Menſchenſeyns in wohlthätige Schatten, ſie wird aber auf der andern Seite die Quelle mancherley Unglücks, denn wir empfinden tief die Zerſtörung unſrer Phantaſiebilder, und werden dadurch geneigt, an kein Beſtändiges mehr zu glauben, und bey unſrer guten Meynung von Menſchen ſchon vorauszuſetzen, es werde eine Zeit kommen, wo dieſe ſich ändern und unſrer Meynung nicht weiter entſprechen. Mir ward es in dieſer Beziehung zur ernſtlichen Angelegenheit, die Phantaſie des Anfangs zu mäßigen wegen der Wahrheitbetrübniß am Ende, und gewiß erſcheinen dann die Menſchen viel weniger veränderlich, als man gemeinhin glaubt. Ja man gelangt ohne dieſe Vorſicht durch wiederkehrende Täuſchungen oft zu der traurigen Annahme, es gebe gar keinen Verlaß auf Men-

ſchen, ſie ſeyen alle wandelbar, abſpringend vom Guten, voll Undank, Neid, Schadenfreude und vielleicht noch ärgerer Laſter. Ein ſehr von mir verehrter Freund, dazu älter an Erfahrung, äußerte einſt dergleichen, und wer darin keine Nachſicht übe, dürfe mit Niemanden Freundſchaftverbindungen anknüpfen. Meine Antwort lautete: Ehre der Nachſicht, aber wenn ich von dem Satze überzeugt wäre, würde ich auch mit Niemandem in Freundſchaftverhältniſſen leben.

Ein anderer Rath ſtammt aus derſelben Wahrheit des Nichtänderns der Charaktere. Hüte dich, wenn auffallend lebhafte Werthſchäzzung, Anhänglichkeit und Theilnahme dir begegnen, daß du ſie nach ihrer vollſten Bedeutung auslegeſt. Auch ohne Scheinſucht, Schmeicheley und Heucheley kann dieſes aus Phantaſiebildern ſeinen Urſprung nehmen, welche man ſich von deinem Charakter entwirft, und die mit dem wahren Seyn deſſelben nicht übereinſtimmen. Das Phantaſiebild weicht einmal bey dem Andern, ſeine lebhafte Werthſchätzung und Anhänglichkeit ſind damit verſchwunden, und du meynſt, er habe ſich geändert, während er dir wohl

daſſelbe zur Laſt legt, und ihr doch beyde ganz geblieben ſeyd, wie ihr waret.

Bey allen Menſchen findet ſich ein Gemiſch von Schwäche und Kraft. Wer die wahre Miſchung entdeckt, kennt den Charakter und das Maaß ſeines Thuns. Bleibt dieſes unbekannt, ſo überraſcht oft die Schwäche, oft die Kraft, und es kommen die Reden vom Geändertſeyn. Weil die Schwäche gar keine Berechnung verträgt, indem ſie bloß als eine unbeſtimmte Verneinung des wirklichen Seyns auftritt, täuſcht man ſich in ihr am leichteſten und kann kaum über ſie eine beſtimmte Meynung faſſen. Mit ſchwachen Menſchen iſt auf keinen Abſchluß zu kommen, über Nichts fertig zu werden, und die Rechnung der Mathematiker bleibt unanwendbar, daß die Vermehrung zweyer negativen Größen eine poſitive Größe bilde. Da läßt ſich wieder reden von Aenderung über Aenderung, doch Charakter iſt Charakter.

Seyende Kraft ſtärkt ſich durch Uebung im Zeitleben und wird dann immer ſichtbarer, alſo beſſert ſich möglicher Weiſe das Kind, ſchwerlich der Mann. Umgekehrt kommt die Schwäche im Fortgang des Lebens ſtets mehr zum Vor-

ſchein, dies pflegt Verſchlimmerung zu heißen, richtiger ſpräche man: Sichtbarwerdung des Guten oder Schlimmen, nicht Entſtehung derſelben. Ich weiß nicht, wie das in vollkommne Gewohnheit des Daseyns geſetzte Seyn des Erwachſenen ſich umwandeln könne, und glaube deshalb an keine eigentliche Beſſerung und Verſchlimmerung — Entſtehen und Vergehen des Seyns — bey dem Charakter männlicher Jahre.

Du kannteſt Jünglinge voll lebhaften Eifers für Wahrheit und Recht, ſiehſt ſie wieder als Männer lau und flau, ohne Entſchiedenheit gegen die Schlechtigkeiten des Lebens. Ihr Eifer war Schein, Strohfeuer eines Phantaſiebildes, mußte verſchwinden, weil er kein wirkliches Seyn hatte. Andre Jünglinge waren ſorglos, ſinnlichen Dingen und Zerſtreuungen zugewendet, du ſiehſt ſie wieder als Männer, und ſie ſtehen wacker an ihrem Platze, ſtreben nach dem Wahren und Rechten, ſie hatten ſonach einſt ihrem Seyn unähnlich geſchienen. Ich ſage nicht, daß im jugendlichen Eifer die Folge des Gegentheils liegt, ſo wenig wie in jugendlicher Zerſtreuung die Wurzel männlicher Tüchtigkeit, aber in beyden Fällen würde doch das

gewöhnliche Welturtheil von Aenderungen des Charakters geſprochen haben, welche ich keinesweges zugeben könnte. Wir hoffen und fürchten zu raſch nach einzelnen Erſcheinungen und ſetzen aus ihnen unſer Phantaſiebild zuſammen, wähnend, es ſey mit der Wirklichkeit daſſelbe, hinterher zeigt ſich dieſe ganz anders, und ſoll darum Aenderungen unterworfen geweſen ſeyn. Aenderten ſich etwa die Neapolitaner, als ſie gegen ihr Strohfeuer der Conſtitution dem Löſchungsheer ohne Widerſtand die feſten Gränzen des Reichs überließen? Mit nichten, ſondern die Zeitgenoſſen wurden nur inne, was die Neapolitaner mit ihren Neuerungen waren.

In dieſem Sinne ließe ſich annehmen, die Geſchichte der Menſchheit wie des einzelnen Menſchen zeige einen fortgehenden Durchbruch des Seyns unter dem Wechſel von allerley Erſcheinungen, und dadurch eben werde die Geſchichte lehrreich. Quäker und andre fromme Sekten beziehen dieſen Ausdruck auf Religioſität, auf Erkenntniß wahrer Gottesverehrung, woraus die Wiedergeburt, eine innre Umwandlung des Menſchen folge. Ich muß nun wohl die Umwandlung, im ſtrengſten Verſtande, als

Entſtehung eines Neuen, nie da Geweſenen, läugnen, jedoch einräumend, wenn man von einer Aenderung des Menſchen reden wolle, ſey dieſe Anſicht bey dem Durchbruch am meiſten gerechtfertiget.

Religion nämlich, als lebendige Geſinnung, hat ihr urſprüngliches Seyn und Weſen in der menſchlichen Perſönlichkeit durch innre und äußre Offenbarung. Ihre Stärke iſt der Glaube, ihre Schwäche der Zweifel. Warum glauben nicht Alle, die doch chriſtlich und religiös erzogen? Es mangelt ihrem Charakter an Kraft, und Starkgeiſter ſollte man nicht die Zweifelnden nennen, ſondern die Gläubigen. Geſetzt nun, wegen der Schwäche und einer ſie begünſtigenden Umgebung würden die Offenbarungen verkannt, verſchmäht, und es gelänge durch Anregung, Gemütherſchütterung, freundliches Wort, die Kraft zu ſtärken, im Glauben die beyden Offenbarungen zum mächtigen Einklange zu bringen, ſo iſt der Durchbruch da, nämlich das wahre Seyn des Menſchen iſt ins Daſeyn geſetzt. Obwohl die Quäker hauptſächlich vom innerlichen Lichte reden, ſo wird doch dieſes von ihnen als eine unmittelbare Gabe Gottes ange-

ſehen, alſo zugleich auf äußere Offenbarung bezogen, und hievon behauptet Barklay, einer der ſcharfſinnigſten Bearbeiter der Quäkerlehre, es habe eine innere Evidenz und zwinge das Gemüth durch ſich ſelbſt zum Beyfall. Darin liegt gewiß nichts Schwärmeriſches, ſondern vielmehr eine treue Auffaſſung des Menſchenſeyns, und man hat von ihr das Schwärmeriſche und Uebertriebene, welches ſich bey Einzelnen angeſchloſſen, ſehr wohl zu unterſcheiden. Ich erkläre mir aus dieſer treuen Auffaſſung des innern Weſens der Menſchheit, verbunden mit einem unermüdeten Eifer für Erweckung der Glaubensſtärke, warum Quäker in Philadelphia und anderswo bey verſunkenen rohen Verbrechern Erſtaunliches leiſteten, und ſie gebeſſert der menſchlichen Geſellſchaft wiedergaben. Mit dem Durchbruch konnte eigentliche Bekehrung nicht ausbleiben, ſie war, verglichen mit der früheren Rohheit und Verirrung des Gemüthes, eine Umkehrung zu dem urſprünglichen Seyn, eine Wiedergeburt zu deſſen Stärke, darum auch bleibend, fortan äußerlich hervortretend. Sollen wir dieſes nun Aenderung des Charakters nennen? Freylich iſt das Bild des neuen Lebens in

der Zeit gegen das alte frühere geändert, aber das Seyn des früheren Charakters hat nicht gewechſelt und iſt noch weniger erſt geworden, es iſt nur auf ſich ſelbſt zurückgeführt, und mit ſeiner angeſtammten Macht ins äußere Daſeyn getreten. Der Wind bläſet wo er will, und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt und wohin er fähret. Das iſt Geiſtesgeburt, und wir Zuſchauer von draußen ſtehen wie Wetterkundige, rathen und rathen, unſere Windroſe in der Hand, aber durch ſie nicht über das Seyn der Gewalt belehrt.

Anmerken will ich noch, daß jede moraliſche Beſſerung des Menſchen nur auf dem Grunde der religiöſen denkbar iſt, als eine durch Glauben wiedergewonnene Kraft zum Guten, von der die Sündenzeichen der Schwäche niedergekämpft werden. Was die chriſtliche Kirche der erſten Jahrhunderte darin geleiſtet, muß der kühle Gibbon einräumen, und ſie könnte unter günſtigen Umſtänden heut zu Tage wohl Aehnliches leiſten, ja es ſtände vielleicht mit der Welt am beſten, wenn alle Welt zum Durchbruch käme.

Da fallen mir unſrer Zeit Bekehrungen ein, und daß die Weltleute fromm werden und Papiſten, ein Stollberg, Schlegel, Werner, Haller, und die übrige Schaar. — Das ſind doch Wechſel der Ueberzeugung, Abſchwörungen, Sinnesänderungen! — Wirklich? — Wären denn Liebe zur Freyheit und Liebe der Knechtſchaft Eins im Gemüthe? Ich werde dies trotz aller paradoxen Neigung nicht behaupten, auch zeigte Voß von dem erſtgenannten Manne, wie er ein Unfreyer geworden, dadurch alſo ein anderer Stollberg, als einſt! — Still, er war ja immer geweſen, was die Freunde ſpäter mit Ueberraſchung entdeckten! Dies lernen wir aus der Darſtellung des ſogenannten Werdens, und hätten wir von den übrigen Bekehrten ähnliche pragmatiſche Nachrichten, dann würde auch aus ihnen hervorgehen, es handle ſich hier von gar keinem eigentlichen Durchbruch — nur die Kraft kann durchbrechen — ſondern von einem Bruch, dem man durch Pabſtleim und römiſchen Bindekitt zu Hülfe kommen mußte. Es giebt allerdings Charakterbrüche, welche nie zu einem Ganzen werden, ein Stückwerk und Flickwerk,

welches in ſeiner unſichern und ſchwankenden Haltung das Reden von Sinnesänderung vermehrt und ihm eine ſcheinbare Wahrheit ertheilt. Habe ich doch ſelbſt geſagt, die Schwäche vertrage keine Berechnung, denn ſie iſt keine Zahl, ſie iſt das Platoniſche Nichtſeyende, das Unbeſtimmte.

Oder ſollen wir uns wundern, wenn Mangel an Glauben, angeflogne Verſtandeszweifel, nebſt ſinnlicher Leidenſchaftlichkeit, Angſt werden vor ſich ſelber, und dann einer menſchlichen Autorität ſich in die Arme werfen? Die eitelſten, genußluſtigſten Weiber ſind im Alter Betſchweſtern, die ungläubigſten Freydenker kommen am leichteſten zur ſtrengen Orthodoxie; weswegen manche Pfaffen die Sünden der Welt geſegnet haben, weil aus ihnen ihre Herrſchaft hervorblüht. Alles Unſelbſtſtändige im Reiche der Geiſter iſt an Fremdes verwieſen, ſoll ihm dienen und ſich im zeitlichen Daſeyn formen laſſen, das Nichtſeyende ſoll dem Seyn gehorchen, Menſchen ſind Gott unterthan, Bruchmenſchen den Menſchen.

Ich las neulich in Moſers patriotiſchem Archiv (Band 8.) die Abfallgeſchichte des Tü-

bingiſchen Rechtsgelehrten Chriſtoph Beſold zum Pabſtthum, worüber ſich im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts Valentin Andreae und andere ſeiner proteſtantiſchen Freunde ſo ſehr betrübten. Spittler hat ſie mit Meiſterhand entworfen und ſagt am Eingange: „Der redlichſte Mann, an deſſen Redlichkeit die vertrauteſten Freunde und Kenner ſeines Lebens vorher zwanzig Jahre lang nie gezweifelt hatten, ſchien wie verwandelt zum hingeworfenſten tückiſchen Verräther, der gewiſſenhafteſte Mann ſchien urplötzlich zum Schurken geworden zu ſeyn, und doch wird kein Menſch plötzlich, was er iſt. Gott, was denn alle Menſchentugend wäre, was alles Zutrauen in der Geſellſchaft, was alles kraftgebende Zutrauen auf uns ſelbſt ſeyn müßte, wenn es uns nicht einmal vor der ſchwerſten Apoſtaſie, ſchon jenſeits des erſten halben Jahrhunderts unſers Lebens noch ſichern ſolle, funfzig Jahre lang redlich und vor Gott gewandelt zu haben! Welch ein gebrechlich Ding auch der geübteſte tugendhafte Mann ſeyn müßte, wenn der Greis noch ſo ſchwer fallen kann; wenn ein Mann, der auf funfzig wohl zurückgelegte Jahre ſeines Lebens ruhig zurückſchauen

konnte, noch am Abend mit einemmal allen Em- pfindungen untreu wird, die man von jedem halb ehrlichen Mann erwartet; wenn nicht ein- mal Reitzungen großer irdiſcher Vortheile noth- wendig ſind, um den durchgeübten alt biedern Mann zu verführen; wenn nicht einmal ſchein- bare äußere Noth eintritt, wie dann Beſold weder durch irdiſche Vortheile gelockt, noch durch einbrechende äußere Noth ſcheinbar gezwungen wurde.“ — Spittler entwickelt hierauf, wie der fromme, ſchüchterne, zart empfindende Jüngling heranwuchs zur juriſtiſchen Gelehrſamkeit, auch nebenbey in hiſtoriſche und theologiſche Speku- lationen gerieth, Kirchenväter und Scholaſtiker las, ängſtlich ſeinen ſchwankenden Zuſtand ver- barg, den römiſch katholiſchen Gottesdienſt lieb- gewann, mit Carmelitern und Kapuzinern ver- kehrte, Vermuthungen über ſeine Aenderung abzulenken wußte, dann endlich in der Stille abſchwur, und vier Jahre hindurch, den Pro- teſtantismus heuchelnd, im Dienſte ſeines pro- teſtantiſchen Fürſten ein geheimer Verräther blieb, aber nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht öffentlich auftrat, um ſeinem Vaterlande zu ſchaden, was er nur ſchaden konnte.

Unſer Hiſtoriker legt beſonderes Gewicht auf den Satz: Kein Menſch wird plötzlich, was er iſt; und ſcheint ihn mit dem zweyten gleichbedeutend zu nehmen: kein Menſch wird plötzlich, was er wird. Obwohl nun beyde Sätze keineswegs daſſelbe bezeichnen, ſo muß ich doch die Richtigkeit beyder auf gleiche Weiſe in Anſpruch nehmen. Kein Menſch wird — weder plötzlich noch überhaupt — was er iſt, denn er kann es gar nicht werden; und kein Menſch wird, was er wird — weder plötzlich noch allmählig — denn er wird nie Etwas. Vom äußeren Daſeyn und Erſcheinen iſt natürlich nicht die Rede, ſondern vom inneren Seyn. Aber Beſold? Er iſt von jeher ſchüchtern, ängſtlich, geheim, der Theoſophie ergeben; zu klug, um gänzlich getäuſcht zu werden, zu ſchwach, um aufzuhören mit Verſuchen (S. 447.); Kapuziner und Pabſtthum beherrſchen ſeine Schwäche, Aengſtlichkeit und Heimlichkeit bleiben, die Nördlinger Schlacht beſiegt letztere, und Beſold ſteht nun vor Anderen da, wie er iſt. War er es denn geworden, und nicht von jeher? Stellen wir die Spittleriſche Behauptung um, damit ſie wahr laute: Kein Menſch

zeigt mit einemmale ganz, was er iſt; nämlich im Laufe der Zeit, im abfließenden Leben und in deſſen Verhältniſſen.

Mir ſind ſogar Menſchen bekannt geweſen, von denen es hieß: ſie ſeyen albern oder blödſinnig geworden. Ach ſie waren es längſt, hatten es nur minder auffallend an den Tag gelegt, hatten für Etwas Anderes gegolten, und ihr Seyn nicht zum vollen äußeren Daſeyn gebracht!

In dieſem Verſtande giebt die Lehre von der Prädeſtination einen richtigen Sinn: Das urſprüngliche Seyn nämlich beſtimmt den ganzen Verlauf des zeitlichen Lebens, der Charakter beſtimmt die Thaten des Menſchen, ſeine Sünden, ſeine Tugenden, und wer dieſes urſprüngliche Seyn erkennt, der überſieht das Kommende, wird es lieben oder haſſen, nach Werth oder Unwerth. Gott kennt alſo von Ewigkeit her die Seligkeit und das Verderben der Menſchen, mithin ſind ſie kein Unbeſtimmtes. Calvin ſagt freylich, das Vorherwiſſen Gottes ſolle nicht als Urſache ſeiner Vorherbeſtimmung gedacht werden, ſondern vielmehr Gottes Wohlgefallen; der Gedanke bleibt aber dadurch unverändert,

weil Gott ja als Schöpfer vorherweiß, als Schöpfer nach ſeinem Rathſchluſſe ſchuf, alſo ſein Werk wollte, und nach ſeinem Wohlgefallen — der göttlichen Zweckſetzung — es hervorbrachte. Der Zuſammenhang ſolcher Prädeſtination mit der menſchlichen Freyheit hat Theologen und Philoſophen oft genug beſchäftigt, er iſt das Geheimniß der Schöpfung, das Geheimniß der Herausbildung des ewigen Seyns ins zeitliche Werden, wobey wir die Freyheit als Selbſtbeſtimmendes ewig, das Werden als Beſtimmtes zeitlich nennen müſſen, und durchaus nicht die Sache umkehren können, ſo daß die Kette des Zeitlichen — was wir unter Nothwendigkeit begreifen — das Ewige beſtimme, in welchem Falle es keine Freyheit gäbe, ſondern nur blindes Schickſal, einen Unbegrif ohne Anfang und Ende, wovor alle Erkenntniß verſtummt, und alle Tugend und Religion zu Schanden werden.

Vielmehr durchbrechen große Charaktere das Schickſal der Geſchichte, die Sünden und Verirrungen des einzelnen Lebens, die Kette des Nothwendigen, was wir im Bilde der Zeit zu gewahren meynten. Dann kommen die Reden von Umgeſtaltung, Veränderung der Dinge und

Menſchen, und verglichen mit unſerm Zeiten-bilde, lauten ſie nicht unſchicklich, nur daß in dieſem das wahre Seyn und Bleiben nicht zu ſuchen geweſen. Sternenſchimmer iſts, worin uns letztre ſich offenbaren, kein helles Tageslicht. Sieh und forſche, ſinne und vernimm, dies iſt die Arbeit deines Lebens, erhält deinen Gang aufrecht, ſichert hinreichend deine Schritte.

Ich breche ab, mein Freund, und wäre zufrieden, wenn ſich manches Auffallende meiner Behauptungen durch ein zweytes Auffallendes gemildert hätte. Am Ende der Ihnen jüngſt geſandten Handſchrift ſtehen die Worte: „Vertrauen zu Menſchen, Vertrauen zu ſich ſelbſt, Vertrauen zu Gott — das ſind die Grundfeſten aller Freude.“ Eine große Wahrheit, die ſchwerlich dafür gilt, wenn wir Alles für veränderlich halten, andre Menſchen, uns ſelbſt, und Gottes Vorſehung etwa auch. Sie haben den Verfaſſer der Handſchrift errathen, ihr Inhalt iſt aus dem Nachlaß meines Vaters zuſammengeſtellt. Dachte und ſchrieb er in ſeiner Weiſe, nicht gleichförmig mit der meinigen, ſo ſcheint doch, ſelbſt in Beziehung deſſen, was in meinem letzten Schreiben und dem Jetzigen Ihnen

befremdend dünken möchte, zwiſchen ihm und mir keine babyloniſche Sprachverwirrung vorhanden.

Sechſter Brief.

Junius 1821.

Vor einigen Tagen, als mir der fünfte Band der Werke F. H. Jacobi's zugekommen war, las ich zum erſtenmal nach langer Zeit den Woldemar wieder, welcher bey ſeiner früheſten Erſcheinung viel geneigte Leſer gefunden und ſpäterhin manchem Tadel ausgeſetzt geweſen. Sicher machen alle Bücher, wenn man ſie nach einem Dutzend Jahren zum zweytenmale vor die Augen bringt, ganz anderen Eindruck, als anfangs, und man ſollte ſich durchweg dieſe Verſchiedenheit lebhaft vergegenwärtigen und ihre Urſachen entwickeln. Indem man von ſich ſelbſt, wie von dem unveränderten Gegenſtande, weiß, kann die Erklärung wenig Schwierigkeiten haben.

Hier in meinem Fall mußte ich mir geſtehen, der Begebenheiten im Woldemar ſeyen wenige, und dieſe dazu noch unbedeutend, ſo daß die Wichtigkeit, womit ſie von den theilnehmenden Perſonen behandelt werden, Verwunderung erregt. Mir fiel das achtzehnte Jahrhundert ein, und was ich über ſeinen Charakter Ihnen früher geſchrieben. Inzwiſchen ſind jene Begebenheiten nur eine Hülle für eigenthümliche Anſichten des innern und äußern Lebens ſamt deſſen philoſophiſcher Würdigung, deren Wahrheit und Schönheit leicht für den mangelnden Wechſel des Geſchichtlichen entſchädigt. Dazu mußte dann meine perſönliche Bekanntſchaft mit dem Autor mir Allerley ins Gedächtniß zurückrufen, während eigne Erfahrung Farben in das Gemälde hineintrug, und das Ganze in wirkſame Beleuchtung ſtellte.

Als Henriette Woldemarn zuerſt kennen lernt, fragt ſie: „Woher dies Aeußerliche eines abgeglätteten Weltmannes, alle dieſe zur größten Fertigkeit gediehenen Künſte des Scheins, die man nicht ohne anhaltenden Fleiß, mühſame Aufmerkſamkeit, vielen Zeitverluſt, lange Anſtrengung und Uebung erwirbt; zumal wenn

man nicht von Kindheit an dazu gewöhnt, darin erzogen wurde — woher dies Alles an dem Haſſer des Nichtigen, an dem Hochgeſinnten? Wie konnte er in kleinen Dingen ſo groß werden? — Iſt ſein Herz getheilt? — Welche Theilung wäre dies? Es ſchauderte Henrietten bey dieſem Gedanken." (Werke Th. V. S. 30.)

Die Freunde Woldemars erwähnen nun ſeines natürlichen Triebes, das Gefällige nachzuahmen, den er ſchon als Kind gezeigt, und wodurch er ſich beliebt gemacht, zugleich auch wohl etwas eitel geworden, ſpäterhin aber die Mühſeligkeiten und Prüfungen auszuſtehen, welche man ſich gefallen laſſen muß, wenn man im Umgange mit der großen Welt vollkommen werden wolle, ſey der Verdruß geweſen, auf ſolche Dinge ſo außerordentlichen Werth gelegt zu ſehen. Er habe demnach ſie beſitzen wollen, habe geſiegt, und freylich am Ende gefunden: es lohne der Mühe nicht.

Henriette wird durch dieſe Erklärungen, von ihr ein grünes Glas gegen die Blendung genannt, nicht ganz befriedigt, und meynt doch, etwas heimliche Eitelkeit und Anmaßung liege dabey zum Grunde, was der Beſchuldigte, dem

es zu Ohren kommt, lange nicht vergeſſen kann. Statt alſo einen günſtigen Eindruck zu machen, bewirkt die durch Aufopferung und Mühe erworbene Geſchicklichkeit Woldemars das Gegentheil, und wenn wir Uebrigen nicht grade wie Henriette davor ſchaudern, haben wir doch etwas zu vergeben, eine gewiſſe Duldung hervorzurufen, wenn uns dergleichen bey ausgezeichneten Menſchen im wirklichen Leben begegnet.

Woher dieſes? Der Weltton bedeutet ja ein Angenehmes, was nicht zu ſeinem eignen Gegentheile werden kann, und was darum jeder am Andern mit Dank erkennen ſollte! Lieben wir denn das Eckigte, Scharfe der Sonderlinge? Iſt nicht ein nothwendiger Theil der guten Erziehung, ſowohl des Hauſes als der Welt, Ecken abzuſchleifen, das Ungehobelte zu ebnen, fein und glatt zu machen? Und wird es nicht jeder durch den Umgang mit Menſchen mehr oder weniger, ſobald die Flegeljahre durchlebt ſind?

Aber kaum glaublich iſt, was die Leute vom Umgange, von Geſellſchaft, vom Benehmen verlangen, und ſo voll von Widerſpruch, Seltſamkeit und Wandel! Nichts gefällt allgemein, Nichts bringt durch ohne Anſtoß, und was

vielleicht Tauſenden liebenswürdig dünkt, mis=fällt den Henrietten. Mir ſagte einmal ein geiſtreiches Frauenzimmer in Berlin, man müſſe die gewöhnliche Erziehung der Jugend umſtellen, und ihr ſtatt der Höflichkeit, worauf alles aus=gehe, die gehörige Grobheit beybringen, denn es ſey viel beſſer. Ganz erſtaunt gab ich zur Antwort: wie ich nicht hoffe, durch meine Ge=genwart dieſe Bemerkung veranlaßt zu haben, indem dann das Schmeichelhafte derſelben mir zum Tadel gereiche, und das Tadelnde zum ver=drießlichen Lobe, daß ich aber mit Verwunderung einen Grundſatz aus weiblichem Munde höre, der unter meinen Paradoxen vorkäme, worüber Männer ſich zu ärgern pflegten. —

Ton des Umganges, guter Ton, ſchlechter Ton, Hofton, Weltton, feiner Ton, Rohheit, das ſind Worte, welche man tauſendmal ge=braucht, ohne genau zu wiſſen, was man damit will, obwohl man doch weiß, was man will, und darnach Menſchen und Lebenskreiſe, Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, ganze Städte und Länder beurtheilt. Kant, wenn ich nicht irre, ſchrieb über den vornehmen Ton in der Philo=ſophie, welche Wiſſenſchaft ſelber alſo nach die=

ſem Begrif beurtheilt wurde, der in ihren Lehrbüchern nicht zu finden, und deſſen nähere Beſtimmung ihr dennoch wohl anzumuthen.

Iſt Ihnen nicht oft unter gewiſſen Menſchen ſogleich wohl geworden, haben Sie nicht Behaglichkeit und heitere Anregung gefunden, während bey Anderen das Gegentheil eintrat, und eine verdrießliche Stimmung die Folge des Umgangs war? Ob dies lediglich durch Aeußerlichkeiten und Künſte des Scheins bewirkt worden, ſteht dahin, indeſſen hatten dieſe doch Antheil daran, und weil der Ton einer Geſellſchaft das Erſte iſt, was man wahrnimmt, wird er auch das erſte günſtige oder ungünſtige Vorurtheil erwecken. Hätte freylich Dúclos Recht, daß genau verbundne Leute und welche ſich in vielen Beziehungen achten, Todfeinde würden, ſobald ſie vollſtändig ihre gegenſeitigen Geſinnungen kennten: dann bliebe die Außenſeite der Höflichkeit das einzig Werthvolle, und die innere Wahrheit aller Lebensverhältniſſe wäre ein Pfuhl von Misgunſt, Tadel, Neid, überdeckt mit einigem gefälligen Scheine des Gegentheils, den man ſorgfältig bewahren dürfte, um nur in Geſellſchaft zu bleiben, und nicht in die Wüſte zu

fliehen. Aber ich halte die Sache für weniger arg, und glaube, daß eben die Unbehaglichkeit manches Umgangs, wovon man ſich keine Rechenſchaft zu geben weiß, in jenem Verdeckten liegt, was ungeachtet der beſſeren Außenſeite die Seele ahndet, gleichwie umgekehrt die Behaglichkeit mancher Verhältniſſe aus einer entgegengeſetzten Ahndung natürlichen Wohlwollens ihren Urſprung nimmt. Das angenehme Aeußerliche bliebe dann immer das zuerſt Wahrgenommene unter Menſchen, aber ob unſre Phantaſie etwas innerlich Entſprechendes vorausſetze oder nicht, darauf beruhte das Behagliche und Unbehagliche.

Im Grunde lieben alle Menſchen die Wahrheit, haſſen die Lüge, und wollen ſich auch im gewöhnlichſten Verkehr nicht durch Vexirkünſte hintergehen laſſen. Darum wird die Höflichkeit ſo leicht läſtig, eine ausgezeichnete Weltglätte ſo leicht verdächtig, man mistraut dem gleißenden Scheine, weil er zu angenehm iſt, um wahr zu ſeyn, und mehr einem Feenlande als reiner Wirklichkeit angehört. Wer kein Kind iſt, läßt ſich lieber etwas Derbheit gefallen, und ſelbſt an Kindern, die gewöhnlich gute Pſychologen ſind, habe ich dies öfter bemerkt. Doch gilt

es nur vom Umgange mit unſers Gleichen; ſobald Verhältniſſe zwiſchen Höhern und Niedern eintreten, begnügt man ſich mit dem bloßen Scheine. Der Unterthan klagt nie, ein Fürſt ſey zu herablaſſend und höflich, vielmehr nimmt er die Artigkeit gern in ihrer höchſten Bedeutung, legt in die gleichgültigſte Frage den tiefſten Sinn, geräth in Entzückung über die herkömmlichſte Geberde der Huld, weiß ſeines Dankes darüber kein Ende. Unſtreitig ſtammt dieſe leichte Befriedigung aus dem Gefühl, daß der Höhere ja nicht einmal zu ſolchem Scheine verbunden geweſen, und indem er ihn annehme, ſchon dadurch eine wohlwollende Geſinnung offenbare. Vielleicht verſchmäht kaum jemand den erfreulichen Eindruck der Herablaſſung bey Perſonen von Rang, ſelbſt wenn er den Schein vollkommen begreift. Umgekehrt fodern die Höheren von Untergeordneten eine ſchmeichelnde Hingebung, deren Unwahrheit ſie ſelber kennen, welche ſie aber als den geringſten ihrem Stande ſchuldigen Tribut mit Wohlgefallen aufnehmen.

Ueberhaupt iſt zu erwägen, welchen Einfluß auf alle Freuden des Umgangs die Eitelkeit habe. Nimm ſie ganz weg, und dir bleibt kaum Etwas

übrig. Wer gefällig iſt, will gefallen, wer herablaſſend iſt, will Untergebene für ſich einnehmen, wer ſchmeichelt, will ſich einſchmeicheln. Darum haben Frauenzimmer auf das artige Betragen männlicher Jugend entſchiedenen Einfluß, denn letztere ſtrebt jenen naturgemäß zu gefallen; darum bildet zu feinen Sitten am beſten der Umgang mit Höheren, denn ihr Urtheil iſt jedwedem am wenigſten gleichgültig, darum drängen ſich die Menſchen zu ſolchem Umgange, oder zur Bekanntſchaft mit Leuten von Ruf, weil auf ſie ſelbſt ein Stral der Umgebung zurückfällt. Mit grüner Brille gegen die Eitelkeitblendung, um wie Henriette zu reden, erblickt man die Sache Anders; kein Umgang mit Höheren erhebt und erquickt, denn das Uebergeordnete verlangt Entäußerung ſeiner ſelbſt, viel in gleichen Verhältniſſen durchaus Läſtiges, viel Befriedigung durch bloßen Schein, wo man außerdem Wahrheit verlangen würde. Im Durchſchnitt ließe ſich ſagen: etwas Kriecherey wird unter ſolchen Umſtänden allemal nothwendig, ſie gehört zum Weſen des Verhältniſſes, und wo ſie mangelt, werden Leute höheren Standes ſprechen, es fehle an Welt. Will der Menſch

jeglichem Zwange entfliehen und gleichſam im Nachtkleide ſich bequem machen, ſo ſucht er Umgang mit Untergeordneten, läßt an ſich jene Kriecherey verüben, freut ſich der bewieſenen Huldigung, redet zuerſt oder allein, genießt eines Ehrenplatzes oder ſonſtiger Auszeichnungen. Jedoch möchte dem gebildeten geiſtreichen Manne ſelten genügen, unter Leuten geringerer Bildung und Faſſungkraft angeſtaunt zu werden, er ſucht einen gleichen Geiſt und gleiche Bildung gegenüber, und eben ſo wenig möchte der reitzbare und für geſelligen Umgang Empfängliche befriedigt ſeyn durch Höflichkeiten der Geringeren, der Diener gegen den Herrn, der Bauern gegen den Landpfarrer, der Verwalter gegen den Gutsbeſitzer. Nur eine zweyte Eitelkeit, der Gedanke, wie viel man gelte, erſetzt den Mangel der erſten, nämlich einer Bedeutſamkeit der Umgebungen; und ſelbſtgefällige Eigenliebe pflegt gern ihr Bild in jedem Spiegel zu erblicken, ſey er noch ſo winzig und trübe. Inzwiſchen hat mir oft das Loos der Fürſten vorgeſchwebt, welche des höchſten Genuſſes der Geſellſchaftfreuden entbehren, indem ſie alles unter ſich ſehen, Nichts neben oder über ſich, und durch mannichfalti-

ges ihrer Hoheit unentbehrliches Ceremonienweſen die Dürftigkeit ihres Umganges zu vermehren gezwungen ſind. Auffallend zeigt dieſes die Lebensart Friedrichs II. von Preußen, deſſen Geiſt das Geiſtvolle, alſo ihm Gleiche, ſuchte, aber dennoch den Perſönlichkeiten ſeiner täglichen Umgebung keine ſonderliche Achtung gewährte oder gewähren konnte, dadurch dann jenen Reitz des Lebens verlor, und mit einer gewiſſen unbeſiegbaren Traurigkeit ſeine Tage vollbrachte.

Der beſte Ton iſt vermuthlich das Fallenlaſſen aller äußern Unterſchiede, das Hervorheben des rein Menſchlichen, Perſönlichen, Anſtändigen, Natürlichen, Schicklichen. Je weniger Künſte des Scheins, deſto vollendeter und herrlicher das Ganze. Geiſtreiche Lebendigkeit, gegenſeitige Hochachtung, Wahrheit und Schönheit ſind unverſiegbare Quellen der Freude und des Behagens. Fielen auch kleine Streiflichter wirklicher Standesunterſchiede in unſer Gemälde, ſie könnten nur die Mannichfaltigkeit und den Eindruck deſſelben vermehren. Gleichheit und Freyheit — jene bedenklichen Irrlichter des Staatenverbandes — bleiben eine nothwendige Bedingung erfreulicher Geſellſchaftverhält-

niſſe und der Vorzüge des in ihnen herrſchenden Tones. Die gute Geſellſchaft des alten Paris hatte dergleichen, und von ihr ſagt Dûclos, der ſie kannte, ſie ſey unabhängig von Stand und Rang, finde ſich nur unter Menſchen von Verſtand und Gefühl, deren Gedanken hell und deren Empfindungen edel wären. (Sur les Moeurs Ch. VIII.) Zwar blieb jener Pariſer Ton nicht ganz vom Einfluß des Hofes frey, und Dûclos weiß dieſen Umſtand zu würdigen; er geſteht, ein Hofmann beſitze Vortheile, wiſſe ſich beſſer und angenehmer auszudrücken, ſelbſt ſeine Abgeſchmacktheiten gefällig einzukleiden, es ſey ihm dieſes eine Gewohnheit, weil er am Hofe ſprechen und doch Nichts ſagen müſſe, wodurch er bey ſonſtigen Eigenſchaften des Kopfs und Herzens unſtreitig liebenswürdiger ſcheine. Allein derſelbe Schriftſteller lobt auch gewiſſe bürgerliche Cirkel, in denen man, wo nicht große Feinheit, doch anſteckende Freude finde, oft auch etwas Derbheit, wobey aber zum Glück keine halbe Weltkenntniß eintrete, die nur Lächerliches zum Vorſchein bringe, ſondern wo man bloß dasjenige als lächerlich betrachte, was Vernunft und Sitten beleidigt. Er ſchließt mit

der Bemerkung, die Weltleute und die wohlhabenden Bürger glichen ſich im Grunde ſehr, man finde häufig dieſelben Hetzereyen, dieſelbe Leere, dieſelbe Erbärmlichkeit.

Frau von Stael, welche unter Pariſer Umgebungen aufgewachſen, rühmt irgendwo das geiſtige Ballſchlagen, indem ein guter Gedanke von Hand zu Hand aufgefangen und zurückgeworfen werde, niemand aber ihn fallen laſſen wolle. Wenn eine Geſellſchaft das Spiel nicht verſtehe, entbehre ſie des größten Reitzes. Das Spiel erfodert Kenntniß des Neueſten, ſowohl des Kleiderſchnitts, als der Wiſſenſchaft, Litteratur, Politik, Geſchichte, ja ſelbſt des Witzes. Wie oft wird Abgeſtandnes in allen dieſen Dingen vorgebracht? Nichts unangenehmer unter andern, als eine veraltete Witzform, die gleichſam in Stereotypedruck zu haben. Eben darum muß die geiſtreiche Schriftſtellerin, deren Neueſtes das große Paris hervorbringt, anderwärts ſich außer ihrem Elemente fühlen, nirgendwo den Ton finden, welchen ſie liebt, und die Verbannung aus der Hauptſtadt für ein großes Unglück halten.

Jeder durch Geſelligkeit ausgezeichnete Menſch

hat eigentlich ſeinen Kreis, welchem er ſich an=gebildet, in welchem er vom Ton iſt, mithin von Welt. Schwerlich taugt Einer für Alle. Müßte nicht ein Zögling des Hofes, oder auch jener guten Geſellſchaft von Paris unter ein=fachen ſchlichten, wenn gleich gebildeten Reichs=bürgern zu Schanden werden? Jede Geſellſchaft, größere oder kleinere, hat ihren Gedankenum=fang, über den ſie nicht hinauskann; wer ihr einen größeren anmuthet, kommt nicht hinein, wer auf einen kleineren beſchränkt iſt, kommt nicht hindurch.

Ich habe mir die Foderung des geſchickteſten und allgemeinſten Welttones oft dahin ausge=legt: man müſſe mit allen Hunden gehetzt ſeyn. Am Hofe, unter Bürgern, in der Stadt, auf dem Lande, in Frankreich, in Deutſchland. Aber die Foderung iſt eine unmögliche, jeder wird Einiges lieben, Anderes fliehen, Fertigkeit und Geſchmack für Einiges beſitzen, Ungeſchick und Ekel für Anderes, ſelbſt wenn wir das Gemeine, Niedrige, gebildeten Menſchen durchweg Mis=fällige und Unangemeſſene ausſchließen. In=zwiſchen iſt das von einigen Hunden Gehetzt=ſeyn ſehr nützlich, um durch verſchiedene Töne zu

kommen, und von der Tonleiter mehr als die Octave zu kennen. Virtuoſen muß das Spiel in jeder Tonart gelingen, während die Meiſten ſich mit der Kenntniß eines Dur oder Molltones begnügen. Wir hielten einſt Sonntagklubs unter Freunden in Göttingen, deſſen ganze Beſchäftigung in Witz und Wortſpielen beſtand; die Tonart war nicht die beſte, fand auch wenig Theilnahme, doch konnte Vieles im ſpäteren Leben daran erinnern, wenn zufälliger Weiſe die Melodie der Geſelligkeit in dieſe Tonart übergieng, ohne grade lange darin zu verweilen, oder ſie mit jener Strenge und Kühnheit durchzuführen. Abentheurer ſind manchmal angenehm im Umgange, oft ſogar an Höfen beliebt, ſie wiſſen ſchnell den Ton der Umgebungen zu finden, ſie bewegen ſich darin mit Leichtigkeit und erwecken Andern die Empfindung des Gewohnten, Behaglichen, Vertrauten.

Ein Virtuoſe in dieſem Sinne war Woldemar keineswegs, als er Henrietten in ſeiner Künſtlergröße auffiel, aber er war es in einer beſondern, von feinen Cirkeln geliebten Tonart, und zwar keiner leichten oder unmittelbar gelingenden. Den beſtimmten Charakter dieſer Ton-

art anzugeben, hält ſchwerer, als zu ſagen, was er nicht iſt. Zuvörderſt wohl wird das Pedantiſche ausgeſchloſſen; faßt man aber dieſes näher ins Auge, ſo will einem dünken, der Pedantismus ſtecke allenthalben, und man wiſſe ſich vor ihm nicht zu retten. Weder die Gelehrten allein mit gründlich wiſſenſchaftlicher Redeweiſe, mit ihrem Lehrton, ihren Büchertiteln, noch die Erzieher allein, welche gern die Welt in ihre Schule nehmen, und von den Schulentwöhnten des Pedantismus bezüchtigt werden, ſondern alle Menſchen ſind Pedanten, welche an Vorurtheilen ihres Standes, ihrer Lebensart, ihres eigenthümlichen Gedankenkreiſes hängen, und ſich damit breit machen, Edelleute, Bürger, Bauren, Künſtler, Schauſpieler, Gewerbleute, Schreiber und Kammerdiener, ja ſelbſt die von Modevorurtheilen beherrſchte leichtſinnige und genießende Jugend. Frage nun jeder ſich ſelbſt, ob er ohne dergleichen Vorurtheile ſey, ſie ſcheinen faſt eine nothwendige Zugabe des Lebens. Das Breitmachen damit iſt jedoch ein ander Ding, und darauf müßte es wohl ankommen. Wer mit beſondrer Werthgebung ſich ſelbſt, ſeine Kenntniſſe, ſeinen Rang, ſein Geld, ſein Geſchäft, ja

ſein Pferd und ſeinen Hund betrachtet, verfällt ſchon in pedantiſche Fehler. Iſt damit verbunden, viel von ſolchen Dingen zu reden, als ob dieſes der Welt und jedem Dritten ſehr bedeutſam ſey; geſchieht es zur Unzeit, ohne Rückſicht auf Umſtände und deren Erfoderniß, vielleicht ganz im Gegenſatze mit ihnen, dann erſcheint der Pedantismus vollendet und zugleich lächerlich. So finden wir in älteren und neueren Luſtſpielen nicht eben zur Beförderung guter Sitten die polternden Väter als Pedanten dargeſtellt, welche von ihrem eignen Anſehn und ihren moraliſchen Ermahnungen die größte Meynung haben, während ſich die ausgelaſſenen Söhne darum nicht kümmern. So ward die alte Diplomatik und Unterhandlungform pedantiſch durch Napoleons ſchneidende Schärfe und Machtſprüche, auch eben nicht zum Glück der Welt. So war Napoleon ſelber in St. Helena ein Pedant durch Beybehaltung der Regentenformen, wo Nichts zu regieren. Zugleich erhellt, daß der Pedantismus immer weniger ſeinen Namen verdiene, je wichtiger die Sache iſt, worauf er ſich bezieht, und je dringender er von den Umſtänden gefodert wird. Ein regierender Fürſt

kann durch den Werth, welchen er ſich und ſeinen Geſchäften beylegt, nicht in das Pedantiſche fallen, es ſey denn, daß er mit Nebenſachen und Kleinigkeiten ſich abgebe; daſſelbe gilt von einem Miniſter, überhaupt von Staatmännern, welche das Wohl des Ganzen beſorgen, wenn ſie wirklich dafür etwas thun. Geſchieht das letztere nicht, ſo werden unbegründete Anſprüche auf Thätigkeit und Verdienſt pedantiſch, ſie ſinken herab zu eiteln Vorurtheilen, denen keine Sache entſpricht.

Doch, ich wollte nicht vom Weltpedantismus reden, ſondern vom Pedantiſchen des geſelligen Umgangs. Man verſteht darunter gemeinhin eine Steifigkeit und Unbeholfenheit des Benehmens und Mittheilens, zuſammenfallend mit dem eben Bemerkten. Leichtes Eingehen in fremde Gedanken und Gebräuche, Aufmerkſamkeit gegen Andre, Vermeiden ſolcher Dinge, die bloß das eigenſte Individuelle betreffen, Nichtberührung des Verdrießlichen, angenehmer Wechſel des Geſprächs, überhaupt ungezwungene Haltung des Geiſtes und Körpers ſind das Gegentheil. Kant ſagt in ſeinen Kleinen Schriften (Bd. 2, S. 304.): „der in deſſen Munter=

keit die Dazumiſchung des Verſtandes unmerklich iſt, faſelt. Der beſtändig faſelt, iſt albern.") Pedantiſch iſt er nicht, wie manchmal der Verſtand, wenn gleich das Faſeln kein lobenswerthes Widerſpiel ausmacht. Kant ſetzt hinzu: „Man merkt leicht, daß auch kluge Leute bisweilen faſeln, und daß nicht wenig Geiſt dazu gehöre, den Verſtand eine kurze Zeit von ſeinem Poſten abzurufen, ohne daß dabey etwas verſehen wird." Ich meyne, dieſes Abrufen von ſeinem Poſten, wenn es mit Geiſt geſchieht, und Nichts dabey verſehen wird, könne als einzelner Zug in das Gegentheil des Pedantiſchen mit aufgenommen werden, und manchmal ſogar dem Verſtändigen zur Erholung dienen. Am beſten heilt der Umgang mit Frauenzimmern von pedantiſchen Fehlern, weil das ſchöne Geſchlecht, wie La Bruyere bemerkt, mit unnachahmlicher Verkettung des Geſprächs dem natürlichen Sinne folgt. Wir Männer ſuchen Syſteme und Abhandlungen, und werden dadurch pedantiſch; die Weiber, welche von Geſchäften, Gelehrſamkeit und Logik weniger eingeſchient und zugeſteift ſind, behalten ihre natürliche Leichtigkeit, und wundern ſich über unſre ſchwerfälligen Reden. Das Zerrbild

dieſes hiedurch angedeuteten Tones iſt die fortgehende Faſeley, nach Kant Albernheit, oder auch die reine Langeweile ſogenannter wohlgeſitteter Kreiſe, in der weder Faſeley, noch Gedanken auftauchen, ſondern nichtige Alltagwendungen des Begrüßens, Befragens, Antwortens, wie man ſie in franzöſiſchen Grammatiken findet, unendlich vervielfältigt wiederkehren. Manche halten dies für geſchickt und fein, und ich hörte es einigemale Weltton nennen.

Wenn Swift zur Unterhaltung in Kneipen zwiſchen Bettlergeſindel gieng, ſo ſcheint der Geſchmack ſeltſam, aber im Gegenſatz mit der feinen Societätlangeweile doch begreiflich. Wenigſtens fand er Natur, wenigſtens Gegenſtände der Beobachtung, gleich den holländiſchen Dorfmalern, ein lumpigtes aber friſches Leben. Woldemar würde ſich allerdings davor entſetzen und die feine Langeweile vorziehen, deren Ende er ſelbſt herbeyführte, ſobald er ſeines Gleichen anträfe. Allein die Langweiligen, um der Langenweile zu entfliehen, ſuchen nur ihres Gleichen, und unterhalten ſich bloß durch langweilige Unterhaltung, gleichwie man einen Teufel durch

den andern austreibt, wenn die höhere Kraſt fehlt, vor welcher Teufel fliehen.

Schäumen wir nun ab vom Leben das Pedantiſche, das Alberne, das Langweilige, zugleich das Gemeine und Niedrige, ſo bleibt dem Weltton oder vornehmen Ton ein helles Verneinen in Bezug gegen die genannten Dinge, und je vornehmer ein Mann, deſto mehr verneinend iſt er. Sorgen des Mittelſtandes, häusliche Beſchränkung dürfen ihn nicht drücken, lieber macht er Schulden; über den Verluſt der Seinigen iſt ſeine Klage gemäßigt, ſeine Theilnahme an dem Schickſal Andrer erſcheint als gütige Herablaſſung, nicht als ſtarke Bewegung des Gemüths. Schon im Aeußern zeigen ſich Ruhe und Bewegunglosigkeit vornehm, während Unruhe und ſtete Beweglichkeit das Niedrige ausdrücken. Der Regenſchirmmacher Staberl, ein wunderlicher Kautz, welcher von der Wiener Schaubühne nach München gekommen, iſt nie ſtille, ſondern immer ſprechend, lärmend, wackelnd, rennend, eifrig, beſtürzt u. ſ. w., er iſt nicht einmal unter Regenſchirmen ein vornehmes Weſen. Noch ſchärfer gefaßt, vermeidet das weltlich Vornehme ſogar eine dreiſte Entſchiedenheit des Urtheils,

ſtrenge Wahrhaftigkeit, Enthuſiasmus für irgend eine Sache, oder eine lebhafte Freude; der Menſch muß für ſein eignes Daſeyn zu vornehm werden. Ueber Allem ruhe ein Schleyer von Gleichgültigkeit, man nenne ihn Faſſung, Beſonnenheit, Anſtand, Haltung, oder wie ſonſt. Manchmal vertilgt dieſe Gleichgültigkeit das Gefühl vom Unterſchiede des Rechts und des Unrechts, welches dem Vornehmen entweder minder ſcharf ins Bewußtſeyn tritt, oder wegen jener verneinenden Haltung von ihm abgelehnt wird. Ich zeichne hier beynahe einen Charakter der Charakterloſigkeit, aber ſicher genug zeigt die letztere etwas Vornehmes und vom Weltton.

Behauptet doch Düclos: „Weil liebenswürdige Eigenſchaften (nämlich für geſelligen Umgang) meiſtens auf Leichtfertigkeiten (choses frivoles) beruhen, ſo gewöhnt uns die Werthſchätzung derſelben unmerklich zur Gleichgültigkeit gegen Dinge, die uns am meiſten anziehen müßten. Jede bedeutende Frage, jeder zuſammenhängende Gedankengang, jedes vernünftige Gefühl iſt von glänzenden Geſellſchaften ausgeſchloſſen und überſchreitet die Gränzen des guten Tons." (Sur les Moeurs Ch. VIII.) Unſer

Menſchenbeobachter tadelt dies, findet darin einen Misbrauch von Geiſt, ein Verſinken in Abgeſchmacktheit, Verläumdung und unausſtehliche Spottſucht; aber er hat geſehen, was er ſah, er weiß, die Boshaftigkeit ſey auf Kunſtregeln gebracht, gelte denen, die kein andres haben, als Verdienſt, und gewähre ihnen oft Anſehn. Der vielbewanderte Dutens in ſeinen Denkſchriften unterſcheidet den vorzugweiſe guten Ton von dem natürlichſten und vernünftigſten Tone. Wir wagen die Erklärung: das urſprünglich Verneinende des Vornehmen führt zu ſolchen Fehlern, welche dem Weſen deſſelben ſich leicht anſchließen und es nicht zerſtören.

Jeder ins Leben mit Mühe und Sorgen eingetretene Menſch, der ſchlicht iſt und wahr, der Unrecht haßt, weil er von ihm gelitten, der ſtark die Verdrießlichkeiten fühlt, welche ihm ſelber und ſeinem Geſellſchaftkreiſe begegnen, der leicht erregt wird durch frohe Bilder und darüber aufjauchzt, der ſcharf urtheilt, um über Gutes und Böſes mit ſich ins Reine zu kommen, — er muß ſagen vom vornehmen Manne: dieſer iſt nicht wie wir!

Sarlo entwickelt dem Wilhelm Meiſter ſeine Gedanken über die Darſtellung des Marinelli folgendergeſtalt: „der vornehme Anſtand iſt ſchwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ iſt, und eine lange anhaltende Uebung voraus-ſetzt. Denn man ſoll nicht etwa in ſeinem Be-nehmen etwas darſtellen, das Würde anzeigt, denn leicht verfällt man dadurch in ein förm-liches ſtolzes Weſen, man ſoll nur Alles vermei-den, was unwürdig, was gemein iſt, man ſoll ſich nie vergeſſen, immer auf ſich und Andre acht haben, ſich Nichts vergeben, Andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch Nichts gerührt ſcheinen, durch Nichts bewegt werden, ſich nie-mals übereilen, ſich in jedem Momente zu faſſen wiſſen, und ſo ein äußerliches Gleichgewicht er-halten, innerlich mag es ſtürmen wie es will. Der edle Menſch kann ſich in Momenten ver-nachläſſigen, der vornehme nie. Dieſer iſt wie ein ſehr wohlgekleideter Mann, er wird ſich nir-gends anlehnen, und jedermann wird ſich hüten an ihn zu ſtreichen; er unterſcheidet ſich vor Andern, und doch darf er nicht allein ſtehen blei-ben; denn wie in jeder Kunſt, alſo auch in die-ſer, ſoll zuletzt das Schwerſte mit Leichtigkeit

ausgeführt werden; ſo ſoll der Vornehme, ohngeachtet aller Abſonderung, immer mit Andern verbunden ſcheinen, nirgends ſteif, überall gewandt ſeyn, immer als der Erſte erſcheinen und ſich nie als ein ſolcher aufdringen."

„Man ſieht alſo, daß man, um vornehm zu ſcheinen, wirklich vornehm ſeyn müſſe; man ſieht, warum Frauen im Durchſchnitt ſich eher dieſes Anſehen geben können, als Männer, warum Hofleute und Soldaten am ſchnellſten zu dieſem Anſtande gelangen." (Göthe's Werke Bd. 3, S. 118.)

Wiederum nun auf Woldemar zu kommen, ſo wollte er gewiß nicht in allen Verneinungen mit den Vornehmen wetteifern, das hätte ſeine innerſte Geſinnung umgewandelt, er wollte nur bey vorkommenden Fällen das Spiel verſtehen, deſſen Regeln kennen und gebrauchen, aber weil er ihm ein halbes Herz zugewendet, gilt er bald Vielen, welche ſich um ſeine nähere Bekanntſchaft und ſeinen Umgang bewerben, als ein Mann von verdrießlicher Gemüthsart, abgeſchmackt hochmüthig, ungenießbar, ohne wahre Lebensart. (S. 35.) Zu ſolchem Rufe konnte er billigeren Kaufs gelangen, bedurfte dann

keiner Aufopferung und Mühe für die Erwerbung eines Gefälligen, welches am Ende nicht gefällt, wenigſtens nicht Allen, und welches von derjenigen Seite am meiſten verkannt wird, die ihm zur Ehre gereicht.

Das Kleidende, darum auch Gefallende, iſt eigentlich nur das Individuelle, und wie jede Perſönlichkeit, nicht überall gleich beliebt, nicht auf einförmige Regeln zu bringen, und häufig ziemt Etwas dem Einen, was dem Andern unziemlich iſt. Je mehr das Individuelle poſitiv hervortritt, entfernt vom Gemeinen und Ungeſchlachten, deſto wohlthätiger der Eindruck. Bey dem vollkommenen Weltmanne ſoll grade dieſes zurückgedrängt ſeyn und einer zierlichen Kunſtform weichen; das Individuum geht nicht an den Hof, ſondern der die Regel deſſelben kennende Höfling. Unvermeidbar iſt dann eine Aufopferung der Individualität, welche verborgen bleiben und in eine zweyte Natur übergehen muß, um nicht anſtößig zu werden. „Es ſcheint,“ ſagt Dûclos, „daß in der Erziehung der Weltleute, man ſie für Tugenden unfähig hält, und daß ſie erröthen müßten ſich zu zeigen, wie ſie ſind.“ (Sur les Moeurs Ch. III.) Aber iſt dies

ein Vorbild für Viele, für Alle? Hoffähig macht ja nur der Rang, und wer ihn beſitzt, befleißige ſich des Hoftones!

Iſt die Aufopferung des Eigenthümlichen, der Perſönlichkeit, allenthalben unter Menſchen etwas Großes, und mit heldenmüthiger Tugend verwandt, ſo geſtaltet ſich die genannte Aufopferung für Vornehmheit, für ein reines Verneinende, oder Nichts, zum Höchſten, was Menſchen erreichen können, und wird daher ganz angemeſſen in den erhabenſten Kreiſen des Daſeyns gefodert. Umgekehrt folgt auch daraus, dieſe Foderung ſey am leichteſten für denjenigen zu erfüllen, der am wenigſten, nämlich die kleinſte Perſönlichkeit, aufzuopfern habe, und ſie ſey kinderleicht oder vielmehr ohne alle Mühe erfüllbar für jemanden, welcher verneinend geboren worden, bey welchem ſonach gar keine Eigenthümlichkeit hervorgetreten. In ſolche Beleuchtung ſtellte der verſtorbne Schauſpieler Fleck den Charakter Philipps II. auf der Berliner Schaubühne. Sein Philipp war negativ gegen Tugenden, rückhaltig aus Mistraun, zögernd ohne Leidenſchaft und hart im Gebrauch der Gewalt, aber entſchieden vornehm. In der Scene

zwiſchen ihm und dem Marquis Poſa verlor er nie ſeine vornehme Ueberlegenheit, in allem Andern, was geſchah, blieb ihm eine gewiſſe Größe, ſie ließ ahnden, wie viel die Aufopferung oder bloße Abweſenheit aller Tugend und Familienliebe einen Despoten koſte. Ich habe dieſe Darſtellung ſehr bewundert, und wie es dem Künſtler faſt gelang, die Hauptheilnahme am Schillerſchen Stücke auf den König und ſein Nichts hinzulenken.

Das Vergnügen ſchweigt bey voller Verneinung der Seele, die Freude iſt ein farbigter Vogel, deſſen Geſang verſtummt, wenn er über farbloſer Wüſte flatternd ſtirbt und in ſie niederſinkt. Wer deswegen die höchſte Freude des Umgangs ſucht und zu dieſem Zweck mit Menſchen verkehrt, der kann ſie nur in der ſtärkſten Bejahung finden, es muß verſtattet ſeyn, allen Gedanken und Einfällen, ja ſelbſt manchen Tollheiten freyen Lauf zu laſſen, ſich wechſelſeitig zu laden und zu entladen. Hierin, ſcheint mir, liegt das Glück der Studentenjahre, deren ſich das ſpätere Alter mit Vorliebe erinnert, ohne doch die Außenſeite ſonderlich zu rühmen, oder ſie wieder heranzuwünſchen. Der Burſchenton iſt

weder ein guter, noch ein vornehmer, überhaupt nicht verneinend, eben darum aber des Lebens und Genießens voll. Jugend thut es hierin ſtets dem Alter zuvor, welches in ſeinen Verneinungen fortſchreitet bis zur Verneinung des Lebens ſelbſt. Den Alten dünken die Jungen lärmend, ungezogen, jene wünſchen den Letzteren wenigſtens einiges Maaß verneinender Sitte. Die Verneinung wird kommen, wenn die Kraft und Empfänglichkeit des Bejahens abnimmt. Und ſo könnte der am Rande menſchlichen Umgangs neben dem Grabe Stehende vornehm genug mit Salomo ausrufen: es iſt Alles eitel! das heißt: Eure Freuden und Beluſtigungen ſind von mir längſt durchgemacht, ſie haben keinen guten Ton, ja ganz und gar keinen für mich; werdet alſo fein und geſittet, ihr Kinder, damit ihr euch auf den letzten Ton der Erde vorbereitet! —

Nur der Geiſt kann dem Geiſte Neuheit gewähren, Langweiliges, Pedantiſches, ſinnlich Rohes verſcheuchen, er iſt der Stammhalter des erfreulichen Umgangs, und deſſen ewige Jugend. Ihm zunächſt tritt das natürliche Wohlwollen, das Herz, und Eins von beyden, Geiſt oder

Herz, muß uns zu unſerm Nächſten ziehen, am beſten thun es beyde mit einander. Wo der Geiſt herzlos die Herrſchaft führt, jagt er ſich ſelber zu Tode; wo das Herz ohne allen Geiſt ſich genügen ſoll, entſteht große Eintönigkeit. Beyde Fälle ſind Ausnahmen, das Gewöhnlichſte bewegt ſich im Mittelmaaß des Geiſtes und Herzens, und am häufigſten fehlt die Phantaſie, um für Geiſt und Herz einen friſchen Frühling zu treiben. Marmontel erzählt, in den Geſellſchaftcirkeln der Madame Tencin ſey für ihn zu viel Geiſt geweſen, jeder habe ſich vorbereitet, ſeine Rolle zu ſpielen, und die Begierde darnach habe dem Geſpräch ſeine natürliche Freyheit geraubt, man habe den Augenblick erwartet, ſein Witzwort, ſeine Erzählung, ſeine Anekdote, ſeinen Spruch anzubringen, und oft ſey die Gelegenheit dazu etwas weit hergeholt worden. Bey Herrn Necker hingegen gab es nicht genug Geiſt, es fehlte an Einfällen, treffenden Anſpielungen, neuer Belebung, und die Frau beklagte ſich darüber.

Als Gegenmittel wider Gedanken- und Wortebbe erfand man Geſellſchaftſpiele. Sie ſollen aufregen, beſchäftigen, die träge Zeit ausfüllen.

Sind es reine Geiſtesſpiele, ſo muß ſchon viel Geiſt da ſeyn, um nicht in das Geiſtloſe zu fallen, und der Geiſt würde ohnedem ſich ſelber helfen; weswegen die Gabriele der Johanna Schopenhauer mit Ungunſt ſolcher Unterhaltungen erwähnt. Sind es Spiele ohne Geiſt, ſo müſſen ſie zu thun geben, dabey Nichts oder wenig zu denken und zu ſprechen; nur gewähren ſie dann keine Aufregung. Wer deshalb dieſe vornämlich ſucht, pflegt das Kartenſpiel herabzuſetzen, deſſen mäßige Geiſtesbeſchäftigung ſonder Leidenſchaft für Gewinn oder Verluſt bloß wohlthätig abſpannt und dennoch unterhält. Die Jugend liebt allgemein den Tanz, er reitzt den Sinn, bewegt und beſchäftigt reichlich bey der vollkommenſten Gedanken-Ebbe, und iſt obendrein nur in Geſellſchaft zu haben, daher bey jedem Eintritt in dieſelbe wiederum neu.

Auch nähere Verhältniſſe mit Weibern geben dem Negativen des Welttones Inhalt, und weil dieſelben mit gehöriger Kunſt bedeckt werden müſſen, gefällt ſich der Geiſt in ſeinen Umtrieben. Sie entlehnen aus Sittenverſchlimmerung ihren vorzüglichſten Reitz, könnten ſogar ohne dieſelbe nicht beſtehen, wenn auch die Tugend,

als ein ſtarkes Bejahende, in dem zierlichen Nein des höheren Umganges laut werden dürfte. Eben Boshaftes, Ueberliſtendes, Neckendes, Spottendes, ja ſelbſt Kränkendes, ertheilt Bewegung und unterhaltenden Wechſel.

Leute von beſonderem Rang und Anſehen beſitzen unter ſich geſellige Gleichheiten und jene durch Erziehung zur zweyten Natur gewordene Verneinung, welche den vornehmen, den Hofton, den Weltton im engeren Sinne ausmacht. Ihnen muß das Bürgerliche nachſtehen, weil es ihnen ungleich iſt, und in jener wunderlichen Dichtung Hofmanns vom Kater Murr warnt mit Recht ein Pudel den andern, Skaramuz den Ponto, vor dem Katerumgange, und als Ponto ihm verſichert, Murr ſey ein junger Mann von vieler Bildung und angenehmen Weſen, der ihn zuweilen ſehr beluſtige, erwiedert Skaramuz, er dürfe ſich wohl dann und wann einſam mit dem Kater unterhalten, aber ſolle ſich nicht einfallen laſſen ihn mitzubringen in eine Pudelaſſemblee, da dieſer nun und nimmermehr aſſembleefähig werden könne. Ausnahmen von ſolcher Anſicht wird das Leben zeigen, im Gan-

zen bleibt der Pudelgrundſatz herrſchend, und die verſtändigen Kater ſollen ihn wiſſen.

Das Bürgerliche durch Wohlſtand und Bildung höheren Ständen näher Rückende hat unter ſich wiederum eine Gleichheit, in welche einzutreten dem Hochgeborenen oder in tieferen Kreiſen Verweilenden ſelten gelingt. Weniger Verneinung zeigt der bürgerlich gebildete Umgang, als die große Welt, aber auch oft ein Beſchränktes der Bejahung, ein übermäßiges Gewicht kleinlicher Beſtrebungen und enger Gedanken. Wird er hievon frey, gleichſam von ſeiner eignen Erbſünde, ſo beſitzt er manche Vorzüge vor dem verdünnten Daſeyn über ihm, und der dicken Atmosphäre des Rohen unter ihm. Mir hat ein in ſolchen Umgebungen herrſchender Ton immer der beſte geſchienen, vielleicht auch, weil ich ihn kennen zu lernen, die meiſte Gelegenheit hatte, und ein Beyſpiel deſſen, was ich meyne, giebt ja der Kreis Woldemars. Er ſoll ſich weder hinaufſtimmen noch herabſtimmen, ſondern bloß er ſelber ſeyn. Leicht und häufig trifft man dergleichen nicht im Leben, große Städte zeigen oft nur wenige ihm ähnliche Cirkel, manchmal Einen oder Keinen.

Können die Gelehrten das Pedantiſche vermeiden, ſo giebt ihr Wiſſen einen reichen Umfang des guten bürgerlichen Tones. Vor der Revolution in Paris waren die hommes de lettres Seele des angenehmſten Umganges, in ihren Kreis ſtiegen manche Höhere herab, und manche tiefer Stehende hinauf. Die Revolution wirkte unter andern auch dadurch nachtheilig auf geſellige Verhältniſſe, daß die neuen Emporkömmlinge weder jene Verneinung der alten hohen Stände, noch die poſitive Bildung des höheren Bürgerlichen beſaßen. In Deutſchland trennen oft Syſteme und wiſſenſchaftliche Partheyen, was ſonſt ſich angehören müßte, die Geiſter ſind zu ſehr an Zimmerluft gewöhnt, um außer derſelben ſich und Andern zu gefallen. Geſetzt aber, dieſe Hinderniſſe wären beſeitigt — wie denn darin gegen frühere Zeiten mancherley wohlthätige Veränderung eintrat — ſo wäre für Erweckung, Belebung, Annehmlichkeit und ſchickliche Sitte des Umganges hinreichend geſorgt. Ganz zum eigentlichen Weltton würde ſich die Geſelligkeit nie verneinen, ſchon wegen der Individualität des Wiſſens und Denkens, und wegen des Mangels einer Geſamthauptſtadt

wie Paris; doch dürfte darüber keine ſonderliche Klage entſtehen, und die Wahrheit wie der beſte Lebensgenuß ſollen ja in glücklicher Mitte liegen. Nehmen wir die Mitte mit ihrem Glück, ſobald ſie ſich darbeut, und ſchauen nicht mit Sehnſucht nach Hüben und Drüben.

Kleine Städte, als ein Mittleres zwiſchen Hauptſtadt und Dorf, möchte ich deshalb Pflanzſchulen des vernünftigen geſelligen Tones nennen. Ein Hof freylich verliert in ihnen an Glanz, aber das gebildet Bürgerliche braucht keinen, und wird von ſeiner eigenthümlichen Natur am wenigſten abgelenkt, wenn es Nichts Fremdes zu falſcher Beſtrebung Verlockendes vor Augen ſieht. Hier iſt dann Behagliches, Anmuthiges, freundliche Beſchäftigung ſich das Leben zu verſüßen, gleichſam eine innre Nothwendigkeit geſelliger Freude und Anregung, weil die Menſchen nahe an einander gerückt ſind, und ihnen die prunkvollen Mittel der Zerſtreuung in Reſidenzen, in Weltſtädten fehlen! — Ach, indem ich dieſes Ihnen ſchreibe, kommen die Kleinſtädter von Deutſchland, und fragen: wo meine geprieſene Kleinſtadt liege? Sie wenigſtens hätten nichts von dem Allen entdeckt, ſondern

nur den ſchlechteſten Ton, nämlich Ungeſelligkeit, Feindſchaft, Verläumdung, Klatſcherey, und man könne darunter kaum aushalten. Nun dann, meine Kleinſtadt iſt eine philoſophiſche, gleich der Platoniſchen Republik, und in ihr iſt durch Erziehung und Bildung die Sache ausgemittelt. Wir ſagen zugleich den unphiloſophiſchen Großſtädten, daß es in ihnen grade nicht muſterhafter zugehe, ſondern nur auf ihrem größeren Raume weniger in die Augen falle, oder auch wegen Zerſtreutheit des einzelnen Daſeyns und wirkliche Ungeſelligkeit Niemandem daran liege, ſich um ſeine Nebenmenſchen zu bekümmern. Geſchieht es aber, ſo entſtehen dieſelben Folgen, und womit ſind die Briefe des geiſtreichen Baron Grimm angefüllt?

In einigen Ländern herrſcht der Familienkreis im geſelligen Leben vor, in andern gewähren öffentliche Orte den Sammelplatz des Umganges. In England, wo politiſche Angelegenheiten das bürgerliche Leben beſchäftigen, vereint der Klubb die Gleichgeſinnten, in Paris vor der Revolution wurden Caffehäuſer das Bindungmittel ſchöner Geiſter. Vielleicht ſucht der Süden Europas mehr den öffentlichen Ort, der

Norden mehr den Raum des Hauſes. Für letzteren müſſen die Frauen Seele des Geſelligen werden, und wo ſie es nicht ſeyn können, fehlt der ſchönſte Reitz. Der Orient führt ein Schlummerleben der Mittheilung, ſein Ton iſt Stille und ſchweigender Ernſt, höchſtens durch Erzählung arabiſcher Mährchen unterbrochen, die Weiber leben verborgen im Serail, geben keinen Geiſt dem Geiſt.

Ich meines Theils, lieber Freund, entſcheide für den vernünftigen natürlichen Umgang in der Familie oder ſonſt, der grade nicht alle Glätte des Weltmannes hat, ſondern Individuelles beybehält; heiter genug, um trübe Wolken des Lebens zu zerſtreuen; weder zu laut, noch zu leiſe, Misfälliges vermeidend, das Gefällige ſuchend, mit dem Ernſte den Scherz vermählend, frey ohne Ausgelaſſenheit, beſonnen ohne Zwang, fein ohne Verdünnung ins Nichts, ausdruckvoll ohne Rauhigkeit, geſchmackvoll ohne Ziererey. Ein nicht flacher Weltmann wird neben dem Verneinenden, was ihm eigen geworden, dieſen Ton zu finden wiſſen, ein Nichtweltmann desgleichen die Verneinung guter Sitte neben der Bejahung ſeiner Natur. „Die Men=

ſchen ſind einander zuvorkommende Aufmerkſamkeit ſchuldig, weil ſie einander Erkenntlichkeit ſchuldig ſind, daraus erwächſt eine ihrer würdige Höflichkeit, gemacht für denkende Weſen und verändert durch die verſchiednen Geſinnungen, von denen ſie beſeelt werden. Die Höflichkeit der Großen ſey Güte, die der Niedern Dank, die der Gleichen Achtung und gegenſeitiger Dienſt. Weit entfernt die Rohheit zu entſchuldigen, wäre doch zu wünſchen, daß jene Höflichkeit, welche aus Sittenverfeinerung ſtammt, ſich verbinde mit derjenigen, welche aus Gradheit der Seele ihren Urſprung nimmt. Statt künſtlich zu ſeyn, um zu gefallen, wird es hinreichen, gut zu ſeyn; ſtatt falſch zu ſeyn, um den Schwachheiten Andrer zu ſchmeicheln, wird es hinreichen, nachſichtig zu ſeyn." (Duclos sur les Moeurs. Ch. III., p. 96.)

Es giebt einen großen Stil des Lebens im Gegenſatz mit dem kleinen, einen freien Stil im Gegenſatz mit dem ängſtlichen, den die Druck- und Treibwerke der Erziehung oft eben ſo wenig kennen, als die grammatiſchen Exercitia der Schulen und der Kunſtakademien der Höfe. Manche Zierlichkeit wird von dem großen Stile

verſchmäht, er ſtreift zuweilen an Härte, dieſe aber verliert ſich vor dem Eindruck des Ganzen, und wie ſollte der Lebensſtil aller Härte ledig ſeyn, da das Leben ſelber nicht weich iſt und zart? Schon das Kühne, was dem großen Stile eigen, iſt unverträglich mit der genaueſten Sorgfalt für das Liebliche des Einzelnen. Unter den Alten zeigen ihn Epaminondas, Sokrates, Cincinnatus; nicht ein Cicero, Lucullus, Auguſtus oder Mäcenas. Das Bild der Stoiſchen Weiſen kann für eine Ausführung des heidniſchen Lebens im großen Stile gelten. Unſer chriſtliches Leben hat ſeine Größe in andrer Art, aber gewiß in keiner geringeren. Was innerlich hievon den Menſchen beherrſcht, ertheilt auch ſeiner Aeußerlichkeit einen beſtimmten Ausdruck, mithin ſeiner geſamten Erſcheinung. Unter neuern Nationen giebt den Britten ihr Inſelcharakter und ihre Verfaſſung einen gewiſſen Anſpruch auf Großartigkeit, die Spanier hätten ihn gleichfalls von jeher, wären ſie nicht durch Hofwillkühr Jahrhunderte lang eingeengt, die Niederländer zeigten ihn mit der Periode anhebender Freyheit. Das franzöſiſche Leben war ſtets, wie ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft, einer ſtarken

Einwirkung des Hofes ausgeſetzt, und fällt dadurch meiſtens ins Manierirte, büßt ein an Größe, gewinnt an gefälliger Zier, welches beſonders bey Frankreichs ausgezeichneten Männern der letzten Jahrhunderte wahrzunehmen. Gilt nur das Manierliche dieſer Gattung als Muſterbild des guten Umgangtones neuerer Zeit, ſo behauptet es ſeine anerkannten Vorzüge mit einem davon unzertrennbaren Gebrechen. Grade in ihm tritt überwiegend jenes geſchliffene anmuthig Verneinende auf, deſſen Charakter ich zu entwickeln ſuchte, welches ſich durchweg auch in der franzöſiſchen Sprache und ihren Wendungen wiederfindet. Die Deutſchen haben viel gelitten durch Nachahmung des Fremden, verloren dann, wie alle Nachahmer, an Größe, erreichten ihre Vorbilder ſelten, mußten ſogar im Gefühl des Unverträglichen, ihre eigne großartige Sprache aufgeben, um vollends die erſtrebte zierliche Verneinung ſich anzubilden. Geſetzt, es gelänge ihnen, wovon allerdings Beyſpiele vorhanden, bliebe nicht Nachahmung werthloſer und ruhmloſer, als eigenthümliche Schöpfung? Sind gar die Nachahmer unglücklich, ſo erſcheinen ſteife unbeholfene Manieriſten,

Gegenſtände faſt des Mitleids oder des Spottes! Gewiß, man muß die deutſche Natur bewundern, daß ſie trotz aller Ausländerey dennoch Etwas für ſich geblieben, was ich mehr dem großen Stile, als dem kleinen zierlichen, mehr dem Tüchtigen als dem Schimmernden, mehr dem Freyen als dem Aengſtlichen verwandt halte.

Den größten Stil des Lebens ertheilt die Geiſteserhabenheit über alles Scheinweſen, alſo auch die Befreyung von den Spielen der Eitelkeit, und ihren dem Sinnenauge wohlgefälligen Umriſſen. Unfehlbar wird dann Manches vernachläßigt, was die Welt anmuthig nennt, und ſie ſpricht ſachgemäß, es ſey nicht von Welt. Kann aber das Leben nicht genug Fülle gewinnen, um in ſeiner Vergänglichkeit Werth zu behaupten, warum ſoll ſich der Menſch in Kleines vertiefen, und darin ſeine Bedeutſamkeit ſuchen? Du ſagſt, es liege doch nahe, und ſchließe das Größere nicht aus, ſo wie das Irdiſche nicht den Himmel darüber; — gut dann, ſchließe die eine Ehe zwiſchen beyden, lebe und laſſe leben, nur vergiß nicht über dem Einen das Andere, und verſchiebe nicht die natürliche und

vernünftige Unterordnung alles Kleinen unter das Große!

Dieſes Große tritt hervor in der Welt als Einfachheit. Wie der Putz dem Gefälligen angehört, ſo das Einfache dem Erhabenen. Um Rauhes zu vermeiden, ſey die Zierde nicht ganz vernachläſſigt, aber ihr Maaß in Verbindung mit dem Einfachen iſt ſelten genau beſtimmbar. Werden bey fortgeſetzter Ausbildung der Sprache und Muſik allmählig ihre rauheren Töne gemildert, dann auch in ausgebildeter Geſelligkeit vielleicht die urſprünglichen Härten ihres einfachen Tones. Er klinge ſonach mit lebendiger Stärke, rein und ohne Ueberladung künſtlicher Mannichfaltigkeit. Das Schöne und Liebliche des Angeſichts ſey nicht Schminke, ſondern Naturfarbe. Lieber weniger Röthe, als ſie allein mit Bedeckung der charaktervollen Naturzüge des Antlitzes. Die Kunſt des Scheines iſt für ſich unſelbſtſtändig, ſie erhält ihre Bedeutung nur durch dasjenige, was ſie zu erreichen ſucht, und dem ſie dienſtbar iſt, nämlich durch ein Wohlgefälliges wahrhafter Erſcheinung.

Ich bringe mir, ungeachtet mancher Abneigung gegen Syſteme, doch gern das Leben und

ſeine Verhältniſſe in ein Syſtem. Theilen Sie alſo, Geliebter, die ganze Welt des Umgangs in Freunde, Bekannte, Fremde. Unter Freunden findet ſich der Ton von ſelbſt, ſie ſprechen über Alles, genießen eines freyen Umtauſches ihrer Gedanken. Mit guten Bekannten ſpricht man über Vieles, nicht über Jedwedes, bey ihnen beginnt ſchon Verneinung, die aber keine Härten an ſich tragen, ſondern durch vorhandene gegenſeitige harmoniſche Bejahung angenehm beſchäftigen ſoll. Mit Fremden, ſobald ſie nicht in den Kreis der Bekannten eintreten, oder ſich durch Namen und Perſönlichkeit geltend machen, iſt alles Sprechen überflüſſig, man rede zu ihnen gar nicht. Nach unſern feineren Gewohnheitſitten ſpricht man mit Fremden zu viel, mit Bekannten zu nothdürftig, mit Freunden zu wenig; es entſteht ein Mittelmaaß des ſogenannten guten Tones, der unter lauter Nichtigkeiten ſich herumtreibt, und kein Merkzeichen wahres Sprechens beſitzt, ſondern nur des bloßen Geſchwätzes. Letzteres ſcheint der Welt und dem Menſchen ganz unnütz, weder freudegebend noch anmuthig, und ſollte darum förmlich zu Grabe getragen

werden. Ich weiß wohl, was ich hiemit fodere, daß tauſend Zungen verſtummen, daß Schweigen die Geſellſchaftsſäle deckt und Stille den Klubbtiſch, daß nur diejenigen außer Geſchäften ſich ſehen, welche Luſt an einander haben und ſich vertrauen dürfen, daß ohne Bedenken geſellige Verbindungen aufgelöſt werden, in denen das Zutrauen verſchwand, daß anmaßende Geiſtloſigkeit und bewährte Tücke nur unter ihres Gleichen ſich genießen; — aber iſt dieſes nicht beſſer, als das verborgne Böſe des Ausforſchens, der Stichelreden, des Klatſchens, der Verläumdung? Leihe dein Ohr nicht dem Schwätzer, und hüte dein Wort vor dem Niederträchtigen!

Siebenter Brief.

November 1821.

Endlich iſt das Reiſen vorüber, und ich kann Ihnen wieder Briefe ſenden, woran mich, ungeachtet eines längeren Ausruhens in Lübeck, Geſchäftangelegenheiten, Zerſtreuungen, und das Wiederſehen lieber Verwandten und alter

Freunde hinderten. Wie mächtig auch dergleichen Wechſel von Gegenſtänden und Perſonen anregt, er betäubt zur Zeit des wirklichen Erlebens, und ſein ruhiger Genuß kommt hinterher, nämlich der angenehm befriedigende Ueberblick des Geweſenen, das aufgefriſchte und in einen Rahmen zuſammengedrängte Bild der Erinnerung.

Was man doch Alles auf einer Reiſe durch Deutſchland erfährt! Kaum habe ich Ihnen in meinem Maibriefe von der Unveränderlichkeit des Seyns geſchrieben, ſo höre ich bald darauf unterweges von einer Lehre, welche viel Beyfall finden ſoll, und welche aus dem Abſoluten heraus conſtruirt, was ſey, das ſey vernünftig, alſo auch Recht, ein Beſtehendes ſey überall der Grund und das Maaß menſchlicher Angelegenheiten, beſonders in Staaten, und es gebe keine andre Legitimität, als diejenige, welche ſich im Daſeyn kund gebe, ſo daß Niemand an ein Werden, wohl gar an ein Werden nach Ideen, an Verbeſſerung oder Umgeſtaltung vorhandener Zuſtände vernünftiger Weiſe denken könne. Ja man fügt hinzu: die Auseinanderſetzung dieſer Lehre habe unter der Geburt Verwandlungen

erlitten, zuerſt wären die Neapolitaner mit ihren Unruhen gekommen, das habe neue Kapitel hineingebracht, dann die Griechen, und Manches ſey nun ihretwegen wieder umgeſtellt. Nebſt Andern hätten Einige Staatmänner an dieſer Philoſophie Geſchmack gewonnen, und ließen ſich in die Grundſätze derſelben mit Luſt und Liebe einweihen.

Vortrefflich! Das goldene Zeitalter iſt nahe, die Herrſchenden werden, wie Plato will, zu Philoſophen, und die Philoſophen kommen nach oben mit ihren Grundſätzen! Hat man bisher in den glänzenden Kreiſen der Höfe die Schulphiloſophie vernachläſſiigt, hat man ihrem Abſoluten vorgeworfen, es wolle die Welt umkehren, ſey für das bürgerliche Leben und den Staat unbrauchbar, erzeuge Schwärmerey und Myſtik, ſo trifft dies nicht mehr die friſchgeborne Weltweisheit, deren Hofabſolutes Nichts umkehren wird, ſondern Hand in Hand mit dem Leben und dem Staate wandelt, und geſetzt, aus der Tiefe der Unterſuchung geſtalte ſich bey Einzelnen etwas Schwärmerey und Myſtik, ſo ſind dies Hofſchwärmerey und Hofmyſtik, die keinen Schaden bringen. Ich könnte

mir ausmalen, wie Alles, was bis dahin die Gedanken der Höflinge regierte, Rang, Formenandacht, ja ſelbſt die urſprüngliche Lehre — das wichtige Negative — mit jeglicher Langenweile und Herkömmlichkeit, von nun an durch Spekulation philoſophiſche Begründung erhalten müßte, obgleich es, wie andre Dinge auch, ſchon längſt in der Wirklichkeit begründet geweſen, und nur nicht zur Erkenntniß ſeines Daſeyns aus Begriffen der ſpekulativen Vernunft gelangt.

Sie werden ſtaunen, mein Freund, über die wunderſame Nachricht, daß eine Wiſſenſchaft, welche ſeit Kant ganz bürgerlich einhergeſchritten und ſpäter einige jugendliche Redekühnheit und phantaſtiſchen Schmuck angenommen, nun mit einemmale hoffähig geworden ſey, und wie Plato in Sicilien, hinreichend Verehrung genieße, um Orden, oder Patente, oder Gnadengeſchenke, oder gar Anhörung ihrer Rathſchläge zu erwarten. Ich wage ihr Lächeln in Worte umzudeuten, und ſpreche zu mir ſelbſt: „Du haſt als Pfleger der Wiſſenſchaft das Werden angefochten, und das Seyn in Schutz genommen; jetzt beſtätigt die Wiſſenſchaft durch ihren

neuen Ausſpruch das Seyn des Daſeyns, durch ihr eigenes Schickſal das Werden deſſelben; und man könnte von ihr wegen jener Veränderung an ihr ſagen, daß ſie gar nicht ſey, ſondern nur im ironiſchen Spiele die verſchiedenſten Geſtalten annehme.“ Was läßt ſich zur Erklärung und Deutung dieſes Schickſals beybringen? Wahrlich, die Philoſophie macht nicht blos den Theologen, ſondern auch den Philoſophen Verdruß!

Ich wage dennoch Erklärung und eigne Rechtfertigung. Zuvörderſt muß man merken: es giebt philoſophiſche Syſteme, das heißt, eine Kantiſche Philoſophie, eine Fichtiſche Philoſophie, und ſo weiter; es giebt aber auch eine Philoſophie der Philoſophie, das heißt, eine Enthüllung der Syſteme, ihres Ein- und Ausganges, ihres Wollens und Vollbringens, für welche weniger annoch gethan iſt, als für die Syſteme ſelbſt, und deren Wichtigkeit mir Jean Paul jüngſt in Baireuth ans Herz legte. Nur iſt dieſe Philoſophie der Philoſophie für ſich ſchon ſchwer aufzufaſſen, und dann — in welcher Sprache ſoll man ſie mittheilen? Iſts die herkömmliche philoſophiſche Sprache, ſo

neckt uns die babyloniſche Sprachverwirrung; iſts eine andre Sprache, ſo verſteht uns kein Menſch, weil niemand vor dem Thurmbau von Babel philoſophirte, und die Erinnerung vom Eintritte der Zungenverſchiedenheit unſerm Geſchlecht bloß als Sage, nicht als ſelbſterfahrne Geſchichte vorſchwebt. Sucht aber jemand dem Griechen wie dem Juden in ſeiner Mutterſprache zu reden, ſo heißt es von ihm, wie dort am Pfingſtfeſte: er iſt voll ſüßen Weins!

Immerhin; Sie ſind kein Grieche oder Jude, ſondern ein deutſcher Mann, und ich ſchreibe fort. Aus dem durchgeführten Gedanken einer Philoſophie der Philoſophie folgt: jedwedes philoſophiſche Syſtem hat als Lehrgebäude in beſtimmter Zeit und beſtimmtem Raume, ſeine Wahrheit nicht *in* ſich, ſondern *außer* ſich, und die volle Erklärung ſeines Weſens und Seyns kann nur durch Erkenntniß ſeines *Außer ſich* gegeben werden, welches ſchon zum Theil in der bekannten Vorſchrift angedeutet iſt, man ſolle philoſophiſche Lehren mit Rückſicht auf Umſtände und Verhältniſſe, nach dem Geiſte ihrer Zeit auslegen. Was heißt dieſer Geiſt der Zeit? Alle reden von ihm, und keiner bezeich-

net ſein beſtimmtes Was. Auch wir wollen ihn ſauſen laſſen, und nur obiger Behauptung gemäß annehmen: der Geiſt der Zeit iſt für eine in der Zeit auftretende philoſophiſche Lehre Etwas außer ihr Vorhandenes, faktiſch Gegebenes, unter deſſen Einfluß ſie ſteht, von welchem ſich loszuſagen ihr niemals möglich wird, der einen guten Theil ihrer Richtung beſtimmt, ſo daß geſagt werden kann, dem Geiſte der Zeit folge, als einem Führer, jede philoſophiſche Lehre der Zeiten. Mithin wird die Philoſophie, als ſyſtematiſche Wiſſenſchaft, den Geiſt ihrer Zeit nicht in ſich finden, nicht aus ſich erzeugen, und wenn die Richtung des Philoſophirens, das Wovon und Wozu, über deſſen Weſen und ſeine Wahrheit Aufſchluß giebt, ſo liegen dieſe nicht im wiſſenſchaftlichen Philoſophiren, ſondern außer ihm.

Ein zweytes Außer ſich des philoſophiſchen Syſtemes iſt die Perſönlichkeit des Urhebers, der ſeine Wahrheit in dem Lehrgebäude Andern vollſtändig mittheilt. Er thut dies durch Begriffe, und in dem Reich derſelben erzeugen und begränzen ſich dann bekannte oder neue Begriffe, zum Theil die Väter, zum Theil die Kinder der

Familien. Niemals aber wird aus allen Begriffen und ihren Gliederungen die Perſönlichkeit des Urhebers erzeugt, oder ſeine lebendige Wahrheit, welcher Satz Ihnen im Februarbriefe (Nr. 4.) die fortwährenden Klagen der Philoſophen über Misverſtändniſſe deutlich machen ſollte. Wunderlich genug war das Beſtreben der neueren Zeit dahin gerichtet, eine Philoſophie ohne Beynamen — die κατ' εξοχην, wie man ſprach — zu finden, das heißt, eine Philoſophie, welche ihre Wahrheit vollkommen in ſich habe, nicht etwa Kantiſch ſey, oder Fichtiſch oder Jacobiſch, ſondern ſelbſtändig, allgenugſam, von der Individualität und dem Geiſte des Urhebers unabhängig. Eine ſolche giebt es nun gar nicht, wie denn annoch keine Bemühung dergleichen aufgeſtellt; man verwundert und härmt ſich darüber, welches Verwundern und Härmen und Thun und Treiben ſeinem Weſen nach wieder nur durch ein Außer ſich der neueren Philoſophie, durch die Richtung des Zeitgeiſtes, erklärt und begriffen werden kann.

Der Zeitgeiſt nämlich wechſelt in den Jahrhunderten, und ertheilt jedem Abſchnitt der Menſchengeſchichte ſeine eigne Farbe. Wir ſehen

dies gleich einem Naturereigniß, gleich dem Laufe der Jahrzeiten, und erkennen dann etwa, daß die Menſchenwelt im Frühlinge ſingt, im Sommer glüht, im Herbſte Trauben ſammelt und im Winter friert. Jedoch iſt für den Zeitlauf der Völkergeſchichte nicht die Urſache des Wechſels gefunden, wie für den Lauf des Jahres die veränderte Stellung der Erde zur Sonne. Vielmehr behält unſre Wahrnehmung etwas Unbegreifliches, weil jedes Zeitalter ſein nachfolgendes erzieht, ihm ſeinen Fund und ſeine Beſtrebungen mittheilt, daher nicht ohne Anlaß vermuthet, das jüngere Geſchlecht werde die angefangene Bewegung fortſetzen. Dennoch folgt der nüchternſten Empirie Schwärmerey, dem ſinnlichſten Leben aſcetiſche Entſagung, der dumpfen Unterwürfigkeit gewaltſame Auflehnung gegen alle Herrſchaft. Immer iſt es eine Sache, wofür jedes Zeitalter das Seinige thut, wie aber dieſelbe grade für beſtimmte Zeit in die Gedanken der Menſchen trete, und warum ſie mit entſchiednem Uebergewicht die Willensbeſtrebung regiere, liegt im Dunkel, im Schickſal der Völkergeſchichte oder einer waltenden Vorſehung. So viel bleibt gewiß: wer die Sache eines Zeit-

alters begreift, der begreift deſſen Thun, wer von jener Sache Nichts ahndet, oder ſie falſch auffaßt, betrügt ſich in jedem Urtheil. Es fällt dieſe Behauptung mit meiner früheren Ihnen ſchon geäußerten zuſammen: wer den Charakter eines Menſchen, das heißt, die Richtung und Stärke ſeines Wollens erkennt, begreift deſſen Handlungen und deren wahren Zuſammenhang, wer darüber fehlgreift, begreift Nichts, ſieht lauter Aenderungen, erfährt lauter Täuſchungen. Erkenne die S a c h e, erkenne den M a n n, und du haſt die Wahrheit des Lebens.

Deswegen alſo iſt zur vollen Einſicht in das Weſen einer beſtimmten Philoſophie, nicht bloß nöthig das Begreifen ihrer Begriffreihe, die ſich in Worten kund giebt, ſondern das Begreifen der Perſonen und Sachen hinter ihr oder vor ihr. Große Sachen, ausgezeichnete Menſchen ſind die Hebel aller philoſophiſchen Lehre. Es giebt keine Philoſophie a n ſ i ch, keine Philoſophie des Abſoluten, das heißt des Nackten und Abſtrakten, ohne Perſönliches und Sächliches, ſie wäre dann eine Philoſophie des Nichts. Ihnen iſt bekannt, daß ich ſchon vor zwanzig Jahren eine Lanze gegen ſolche Nullphiloſophie

eingelegt. Dieſe hatte freylich damals ihren Namen, war aber hervorgegangen aus dem Streben des Zeitalters, jene Philoſophie ohne Beynamen zu finden und aufzuſtellen, die nackte, wovon ich ſprach. Grade, was hierin geſchah, ſprang auf andre Weiſe hervor in der franzöſiſchen Revolution, nämlich einen Staat zu conſtruiren aus bloßen Begriffen, ſeine Wahrheit und Gediegenheit ohne Perſonen und Sachen innerhalb eines Conſtitutionſyſtems zu ſuchen, welche Zeugung aus bloßen Begriffen die gemeinſchaftliche Sache und Sucht damaliger Zeit heißen kann, darum in ſich ſelbſt untergehend und ihre nichtigen Werke und kecken Thaten mit ſich ins Grab nehmend.

Lieber ſpräche ich von einer Schulphiloſophie, von einer Hofphiloſophie, Kirchenphiloſophie, von einer Philoſophie des Adels, des Bürgerſtandes, des Reichthums, der Armuth, und weiter, von einer Philoſophie beſtimmter Perſonen, eines Leibnitz, eines Kant, bey welchen Philoſophien allen Sachen und Perſonen voranſtehen. Ihr Weſen iſt zu erkennen durch das Gegebene außer ihnen Liegende, nämlich durch die Schule, die Kirche, den Hof, den Adel,

den Bürgerſtand, den Reichthum, die Armuth, den Charakter der Urheber. Verfahren wir doch, wie geſagt, in hiſtoriſcher Beurtheilung der Lehren eines beſtimmten Zeitraums nicht Anders! Bouterwek hat neulich genauere Unterſuchungen über die alexandriniſche und neuplatoniſche Philoſophie angeſtellt, weil ihm die bisherige Angabe ihres eigenthümlichen Weſens zu unbeſtimmt ſchien, (Gött. gel. Anz. 1821. St. 166. 167.) und indem er von ihr abweicht, theilt er die alexandriniſchen Neuplatoniker in jüdiſche, chriſtliche und Plotiniſche. Gut, jetzt ſtehen Sachen und Perſonen voran, das Judenthum, das Chriſtenthum, und der bedeutſame Plotin, dem aber ſelber ſeine myſtiſche Anſchauung, ſein Emanationsſyſtem, ſamt der damit zuſammenhängenden Geiſterlehre aus alten orientaliſchen Lehren zugekommen. Warum ſollen nun Syſteme unſrer eigenen Zeit ohne Mutter und Vater, rein ſpekulativ und ohne Geſchichte in die Welt treten? Das hinge mit dem großen die ganze franzöſiſche Revolution beherrſchenden Irrthum zuſammen, als gäbe die Geſchichte kein Maaß für das Geſchehen des Augenblicks, als müßten Himmel und Erde neu wer-

den durch Worte und Begriffe, als ſeyen Sachen und Perſonen nur etwas Niedriges und Zufälliges, die reine Dialektik aber, das Hin- und Herweben der Gedanken aus Nichts und für Nichts, ſey der allein gewaltige Weltgeiſt.

Im Gegentheil: Niemals lag das Weſen und der Werth philoſophiſcher Lehrgebäude in bloßer Webekunſt, etwa die griechiſchen Sophiſten ausgenommen, welche Wahrheit und ſich ſelber auslachten, nebenher aber doch im Dienſt von Erdſachen ſtanden, nämlich des Ruhms und des Eigennutzes. Sagt man vom Sokrates, er habe die Philoſophie vom Himmel gerufen, ſo gilt dieſer Spruch ſeiner Sache und ſeiner erhabnen Perſönlichkeit, und man könnte eben ſo gut ſagen: er habe die Philoſophie ihrem himmliſchen Erbtheil wieder entgegengeführt. Den Epikur leiteten ſinnlicher Genuß und ſinnliches Gut, den Stoiker die bedrängte Kraft für Ertragung einer ſchlechtgewordenen geſunkenen Zeit. Die Scholaſtik trieb ſich herum zwiſchen dogmatiſchen Begriffen, an deren treuer Annahme die ewige Seligkeit und die Herrſchaft über Gläubige hieng, die Encyclopädiſten wurden bezaubert durch gefällige Klarheit des Sinnenle-

bens, in welchem Witz und leichte Gewandtheit den höheren Ernſt der Gedanken verſcheuchen und das wechſelreiche Beyſammenſeyn der Geſellſchaft in Hauptſtädten zum wiſſenſchaftlichen Werthe erheben. Die Menſchen philoſophirten und philoſophiren, entweder um ihre perſönliche Würde und feſte Ueberzeugung zu retten, oder um mit gutem Gewiſſen zu genießen; ſich irdiſchen Ruhm zu erwerben oder das Himmelreich; um Herrſchaft zu vertheidigen oder zu bekämpfen; aus Nothwehr gegen Druck und Ungebühr, oder als Handlanger derſelben; gegen oder für Verkehrtheiten und Tollheiten ihres Geſchlechts, gegen gewiſſe Lebensverhältniſſe oder für ſie.

Geiſtreiche Männer deswegen, welche mit philoſophiſcher Spekulation näher vertraut werden, kommen zu ihrer Philoſophie mehr oder weniger durch Liebe, Haß, Verzweiflung, ja ſelbſt durch dieſe alle mit einander. Sie gewahren das Unzulängliche der bloßen Begrifrechnung, und ergreifen darum ein Anderes, wogegen die Begriffe nichtig erſcheinen, für deſſen Entwickelung, Mittheilung, Vertheidigung, ſie aber als Mittel dienen. Weſen und Wahr

heit der Philoſophie wird dann nicht aus Begriffen geboren, ſondern die Begriffe weiſen darauf zurück, und machen ſich für ſie zu ſchaffen. Etwa wie jemand das irdiſche Leben gering ſchätzt, indem er doch lebt, oder Sinnengüter nicht hochachtet, obgleich er ſie gebraucht. Dieſes Andre vom Gemüth aus Liebe, Haß oder Verzweiflung Ergriffene iſt die Rauchſäule bey Tage und die Feuerſäule bey Nacht, der alle Gedanken durch die Wüſte nachziehen. Bey Sokrates war es die ſittliche Rechtſchaffenheit, im Gegenſatz mit Künſten der Sophiſten und früheren Naturſpekulationen, bey Plato war es die Wahrheit der Ideen im Unterſchiede mit wechſelnden Sinnenvorſtellungen, bey Spinoza war es die eiſerne Nothwendigkeit und Ergebung an ſie, gedacht als Subſtanz alles Seyns und Werdens, bey Jacobi war es das Bedürfniß des Glaubens an Vorſehung ſamt Einſicht ſpekulativer Unwiſſenheit; bey Hamann war lutheriſche Orthodoxie leitend, und Viele wußten ſogar einen Umgang mit der Geiſterwelt oder eine Annahme geheimer Naturkräfte ihren philoſophiſchen Heerzügen voranzuſtellen. Gleichwie aber oft die Mittel zum Zweck höher geachtet

werden, als der Zweck ſelber, z. B. im Geitze Geld und Gut höher als Wohlleben; ſo gab es auch Philoſophen, welche aus Begriffen allein Wahrheit finden und ihr philoſophiſches Lehrgebäude aufführen wollten, wohin im Ganzen Ariſtoteles und ſeine Schule gehören, denen Verſtand und Begrifzergliederung als ihre eigne Leuchte galten. Männer dieſer Art entäußern ſich möglichſt der Liebe, des Haſſes, der Verzweiflung, ſie wollen gleichgültig über Ziel und Richtung ihres Weges die Wahrheit entdecken, ſie unpartheyiſch dafür anerkennen, und auf unwiderlegliche Art Andern beweiſen. Geſetzt auch, das Letztere mislingt ihnen, nämlich ein Beweiſen, welches andre Menſchen überweiſt, ſo gewinnen ſie doch für ſich eine Ueberzeugung, bey welcher nur zu bezweifeln, ob ſie im Begriffſyſtem urſprünglich gelegen, oder nicht vielmehr von Außen hineingekommen, und unbewußt den Begriffen ihre Richtung angewieſen. Wenigſtens war ich vor einigen Tagen ganz überraſcht, als mir in Reinholds Briefen über die Kantiſche Philoſophie (gedruckt 1790) die Worte entgegentraten: „es hätten die vornehmſten griechiſchen Schulen entweder den weſentlichen Unter-

ſchied der beyden Beſtandtheile des Vorſtellungvermögens oder den weſentlichen Zuſammenhang derſelben verkannt.“ (S. 307.) Grade der nicht mehr trennende Unterſchied und der nicht mehr miſchende Zuſammenhang werden über zwanzig Jahre ſpäter von demſelben Schriftſteller als das wahre Verhältniß der reinen Erkenntniß zur empiriſchen angegeben. (Synonymik 1812.) Niemand hat aufrichtiger wie Reinhold das Ungenügende ſeines frühern Erforſchens der Wahrheit aus bloßen Begriffen eingeſtanden, und mühſamer neue Methoden verſucht, welcher Wechſel ihm ſogar vorgeworfen worden, — und dennoch iſt ſein Aelteſtes dem Neueren gar nicht unähnlich. Kann überhaupt jemand Etwas durchaus Neues finden, da ſeine Sache und Perſönlichkeit immer ſtärker in das ganze Gedankenreich übergehen, und die alte Ueberzeugung immer mehr Kraft gewinnt, je länger man mit Begriffen ein architektoniſches Ganze aufzuführen ſucht? Ja es ließe ſich fragen, ob nicht die Philoſophen zu einer beſondern Philoſophie, nämlich ihrer eigenen, eben ſo gut vorausbeſtimmt wären, als nach Auguſtin die Chriſten zur Seligkeit?

Das gäbe freylich eine ſeltſame Philoſophie der Philoſophie, aber tauglich für die Erklärung des ruchtbar gewordenen Hofabſoluten. Hat irgend eine Schule lange mit der bloßen Dialektik Verkehr getrieben, und in ihr ſich matt gerannt, ſo bedarf ſie einer wahren Wirklichkeit und Macht, um wieder aufzuleben. Wahre Wirklichkeit und Macht beſtreitet Niemand dem Hofe, der Umgebung einer höchſten Herrſchergewalt. Alſo ließe ſich denken, gleichwie ich Ihnen einſt von der Naturphiloſophie in religiöſer Hinſicht bemerkte (Erſte Sammlung Brief V., S. 134.), daß ſie dem Pabſtthum willig entgegenkomme, es könne eine ähnliche innerlich haltloſe Philoſophie ſich der weltlichen Macht in die Arme werfen und von ihr vermuthlich eben ſo viel Gunſt erfahren, als jene von der geiſtlichen. Es wäre dann gefunden, wofür und wozu die Spekulation geſchäftig iſt, nämlich eine Sache, und ſie wäre vornehmer und entſchiedner als ein unbeſtimmtes Bürgerthum oder hochfliegende phantaſtiſche Bilderſucht, mit denen wohl andere Nichtslehren ihre Blöße gedeckt. Ja man dürfte alsdann mitleidig auf das gemeine Bürgerliche ſamt dem dichteriſch Phanta-

ſtiſchen herabblicken, und mit Stern und Bändern geziert ſie von der Thüre weiſen.

Der Geiſt unſrer Zeit äußert unſtreitigen Einfluß auf ſolche Erſcheinung. Von dem Suchen einer Philoſophie ohne Beynamen, welche Richtung mit der franzöſiſchen Revolution zuſammenhieng, iſt man nach Erlöſchen der letzteren, und weil nur Spuk daraus entſtanden, ziemlich umgekehrt, und verlangt gegenwärtig Beynamen, oder mit andern Worten, „die Philoſophie ſoll ſich taufen laſſen.“ Jetzt kommen die Täufer, und nennen eine Lehre legitim, oder demokratiſch, oder hierarchiſch, oder myſtiſch, rationaliſtiſch u. ſ. w., wo dann dieſe Namen mit der Sache manchmal ganz gut übereinſtimmen, gleichwie der alte Shandy meynte, die Taufnamen der Menſchen hätten nicht wenig von ihrem Charakter; wo aber doch oft der Name ein Unrichtiges ausdrückt, und vielleicht ein Gabriel Nichts von der Gabrielität an ſich trägt. Mich dünkt, unſre neueren Namengebungen ſind ziemlich in dieſem Fall, und aus der vergeblichen Mühe, einer Sache ohne Namen nachzujagen, geräth man wohl in das entgegengeſetzte Unheil, Namen ohne Sache zu verfolgen.

Ein berühmter Name ſolcher Art iſt Legitimität, nicht gut deutſch zu überſetzen, ſo wenig wie der Gegenname; und durch die großen Ereigniſſe in Europa ſind gegenwärtig Staatenbeſtand und Regierungweiſe Sache unſerer Zeit, deren Gedanken lebhaft damit ſich beſchäftigen, und wofür ſie ihre Richtung einſchlagen. Name und Gegenname bezeichnen vielleicht im gewöhnlichſten Sinne zwey Lehren, deren eine den europäiſchen Zuſtand der Staaten vor der franzöſiſchen Revolution oder noch früher ausſchließend gut heißt, die andre aber dem in der Revolution Erſtrebten oder Gewordenen ausſchließend Beyfall zollt. In Frankreichs Ständeverſammlung ſehen wir die Partheygänger zur äußerſten Rechten und Linken, ſie führen offenen Krieg, und die Sonderung wie der Krieg ſcheinen anderwärts ebenfalls zu Hauſe, nur verdeckter und weniger ausgeſchieden. Selbſt in fremde Welttheile verbreitet ſich der Zank, und bewirkt Unruhe, Leidenſchaft, Mord und Krieg. Faſt ſcheint keine Verſöhnung zwiſchen beyden Partheyen möglich; denn ſelbſt diejenigen, welche zu Paris im Centrum ſitzen, hängen nach der Rechten oder nach der Linken, weshalb die Zeitungen von

einem rechten und linken Centrum reden, ohne zu bedenken, es ſey dann kein Centrum mehr. Beginnen nun unſre philoſophiſchen Syſteme in Deutſchland nach franzöſiſchem Muſterbilde ihren Platz zu wählen, ſo lohnt es der Mühe, dieſen Begrif der Legitimität näher zu unterſuchen.

Sie wiſſen, ich war nie Anhänger der franzöſiſchen Revolution, etwa die Zeit der erſten Nationalverſammlung ausgenommen, welche mit dem Bilde des öffentlichen Lebens und den ausgezeichneten Rednergaben meine Jugend anzog. Ich habe den Convent gehaßt, die Jacobiner verabſcheut, habe das Direktorium gehaßt, vom erſten Conſul Nichts erwartet, und den Kaiſer Napoleon verwünſcht. Eben ſo wenig ſind Grundſätze von Volkſouveränetät und alle daraus hergeleiteten Lehren die meinigen, wovon die im Druck erſchienene Politik und Rechtslehre hinreichend zeugen. Gehört alſo ein Misbilligen dieſer Dinge und Grundſätze zur Legitimität, ſo bin ich Anhänger derſelben, und zugleich Gegner der Demokratie, wie alle griechiſchen Philoſophen und Geſchichtſchreiber, wie auch in ſpäteren Zeiten die meiſten über Staatverhält=

niſſe nachdenkenden Männer. Ob ich aber deswegen zur äußerſten Rechten mich ſchlage, möchte zu bezweifeln ſeyn.

Legitimität bedeutet nach dem einfachſten Wortſinn das Recht einer geſetzmäßigen Gewalt, in Monarchien monarchiſch, in Republiken republikaniſch. Leicht iſt deswegen anzugeben, wo Legitimität anfängt und wo ſie aufhört, ſie fängt an mit jeder gerechten Herrſchaft, ſie hört auf mit ungerechter Willkühr, gleichwie denn überhaupt das Herrſchen des Guten über das Schlechte im Platoniſchen Sinne Quell und Geburt aller wahren Herrſchaft iſt. Dieſe Legitimität beſitzt der Erbfürſt, beſitzt die gewählte Magiſtratperſon, beyde können aber derſelben verluſtig werden, ſobald ſie nämlich keine Gerechtigkeit, als das Siegel ihrer Würde, mehr üben. Ich darf frey hierüber reden, weil meines Erachtens die Europäiſchen Staaten gegenwärtig legitim regiert werden. Wo iſt in ihnen willkührliche Nichtachtung des Rechts, der Geſetze, wo iſt der Bürger ohne Schutz für Perſon und Eigenthum, wo gebietet über ſein ganzes Daſeyn die bloße Laune des Mächtigen ohne Schild und Wehr der Gerichthöfe? Einzelne Ausnahmen

ſind glücklicher Weiſe keine Regel, ſondern Gebrechen, denen alle menſchlichen Dinge unterliegen, die zwar der Legitimität am eignen Leibe ſchaden, ſie aber noch nicht umbrachten. Gleichergeſtalt entſchieden fehlt allen aſiatiſchen Regierungen Legitimität, weil in ihnen die Willkühr über dem Recht und den Geſetzen waltet, und es verſchlägt Nichts, von welcher Familie der Machthaber ſtamme, oder ob er gewählt ſey von ſeinen Anhängern, oder ob er einzelne Handlungen der Gerechtigkeit zufällig ausübe.

Beſeitigen wir dieſen einfachen Charakter der Legitimität, als einer gerechten nach Geſetzen wirkenden Gewalt, ſo kommen wir mit ihrem Begrif allemal ins Gedränge. Nicht das Herkommen allein oder Erbfolge geben ſie, nicht der Geſamtwille des Volks überträgt ſie, ſondern ſie iſt und bleibt das Abbild der ewigen göttlichen Gerechtigkeit, und iſt als ſolches von Gottes Gnaden. Wirklich pflegt der geſunde Menſchenverſtand die Ereigniſſe der Staatengeſchichte nach dem angegebenen Standpunkte zu beurtheilen, und manchmal beſſer, als das ſcharfſinnigſte politiſche Syſtem.

Sind Revolutionen legitim? Sie ſind es

nie, ſobald der gerechten, — mithin legitimen — Macht Einhalt geſchieht; ſie ſind es immer, ſobald eine ungerechte — mithin nicht legitime — Macht gebrochen wird. Iſt die nach einer Revolution entſtehende Regierung legitim? Ja, wenn Gerechtigkeit und weiſe Geſetze den beſſeren Zuſtand des Staates herbeyführen; nein, wenn von Gewalt zu Gewalt fortgeſchritten wird und in unendlicher Geſetzgeberey die bloße Willkühr wohnt. Das Ende der Revolutionen lehrt ihren Anfang; was im erſten Ausbruch vielleicht legitim geweſen, kann gänzlich davon ausarten, und umgekehrt das zunächſt nicht Legitime kann möglicher Weiſe eine Geſtalt deſſelben mit der Zeit annehmen.

Nur daß Letzteres ſelten zu erwarten und meiſtens eine leere Hofnung phantaſtiſcher Schwärmer iſt! Aller Machtgebrauch beſitzt einen innern Hang, der Gerechtigkeit auszuweichen und das Willkührliche zu thun, ja es meynen ſogar die Menſchen, ohne willkührlichen Gebrauch habe der Beſitz von Macht keinen Werth, und man möge ihn lieber ganz dahin geben. Ohngefähr wie im Innern des Gemüths der Hang zur Sünde allgemein iſt, und Manche im Sün-

digen grade den Genuß des Lebens ſuchen. Ich halte das Ausarten der legitimen Herrſchaft für das Erbübel der Staaten, für ein Werk des Teufels, welcher keine Legitimität will, nachdem er von der höchſten göttlichen abgefallen, für die Quelle aller Revolutionen und Staatenverän⸗derungen, welche ſchon Machiavelli in ſeinen Bemerkungen über Livius trefflich bezeichnet. Das vernünftige Volkthum begehrt Nichts als Legitimität der Regierung, und will ſich gegen wirklichen Mangel derſelben oder bloße Furcht vor Ausartung ſchützen durch Gegengewichte der Macht, durch geſchriebene Geſetze, durch Ver⸗faſſungen, oder auch durch gewaltſame Abände⸗rung, gleichſam eine neue Uebertragung der Herrſchaft. Man pflegt die Vorfälle der Ge⸗ſchichte, welche hierauf ſich beziehen, aus einem der Legitimität feindſeligen Geiſte zu erklären, da ſie doch, wenn ihnen irgend etwas Vernünf⸗tiges beywohnt, lediglich für Herſtellung oder Sicherung der Legitimität zu geſchehen pflegen. Iſt denn das Volkthum allemal vernünftig? Gewiß nicht, vielmehr täuſcht es ſich oft im Zweck, greift fehl in den Mitteln, macht ver⸗kehrte Geſetze und Verfaſſungen, ändert mit

Leidenſchaft, befindet ſich unter neu übertragner Herrſchaft noch ſchlimmer. Aber hat nicht der Teufel, welcher ſtets für die Verminderung des Legitimen geſchäftig war, Schuld an dieſem Unheil? Ohne ihn wären ja die Staaten in urſprünglicher Legitimität geblieben!

So viel darf man einräumen: Gleichwie gegen die Erbſünde des innern Menſchen Gebote Gottes und eine Predigt der Moral angewandt werden müſſen, ſo gegen das Erbübel der Staaten, gegen Ausartung der Legitimität, Vorſchriften der Geſetze, Einſchränkung der Willkühr durch Verfaſſungen, ja in verzweifelten Fällen ſogar Revolution. Helfen gleich dieſe Mittel nicht immer, vielleicht nie ganz, — es giebt keine andern.

Beurtheilen wir nach dieſem Maaßſtabe einige neuere Ereigniſſe der Europäiſchen Geſchichte, in welcher das Erbübel nur im Einzelnen ſich zeigte, nicht aſiatiſch durchweg das Legitime zerſtörte, ſondern uns die Hofnung übrig ließ.

Zuerſt die franzöſiſche Revolution. Ludwig XVI. war legitimer Erbfürſt, regierte nach den herkömmlichen Geſetzen des Reichs, Freund der

Gerechtigkeit, ſelbſt durch Beynamen des Erwünſchten, des Wohlthätigen, geprieſen. Zeigten ſich Verhältniſſe zwiſchen Adel und drittem Stande, wodurch letzterer Willkührlichkeiten litt, ſie waren nicht größer als unter Ludwigs Vorgängern, waren überſehen und genehm gehalten unter den frühern Regierungen, und dadurch freylich keineswegs legitim, doch nicht friſch geboren, nicht die Schuld des Königs und ſeines Regiments. Man fühlte nur grade die Misverhältniſſe ſtärker und klagte mehr, gerieth dadurch zu Wünſchen einer Abſtellung der ſeit Jahrhunderten eingeriſſenen Uebel, außerdem waren die Finanzen in Unordnung und brauchten Hülfe, wiederum keine Sache von geſtern, der Berathung fähig, aber nicht geeignet, die Legitimität des Königs zu vermindern, oder in Zweifel zu ziehen.

Mit dem Augenblick daher, als Volkaufſtände, tobende Worte von der Rednerbühne die Würde des Königs antaſteten, und gradehin darauf abzielten, die im Staate beſtehende Macht zu ſtürzen, Revolution ſtatt Reform einzuleiten, war die Legitimität beleidigt, und Ludwig XVI. hatte meines Erachtens das vollkommne Herr-

ſcherrecht, eine Verſammlung der Art mit Gewalt zu ſprengen und den Pariſer Pöbel mit Bajonetten zu beruhigen. Er that es nicht bey den erſten Spuren, er konnte nicht mehr bey den ſpäteren Vorfällen, und die Folgen ſind bekannt; Frankreichs Revolution erhielt einen durchaus unrechtlichen, gegen Legitimität gerichteten Gang, ſelbſt wenn weniger Blut gefloſſen und der Greuel des Königmordes nicht verübt wäre. Neckern trifft vielleicht der Vorwurf, worüber ſeine Tochter ihn rechtfertigen wollte, daß er die erſten Angriffe auf die königliche Legitimität nicht bedeutſam genug hielt, — was wir Späteren unſtreitig beſſer können — und daß er ſeinen Schutzmitteln wider Ungebühr zu viel Wirkſamkeit beylegte, obgleich die Partheyung des Hofes zum Theil dieſe Wirkſamkeit lähmte. Bailly in ſeinem Werke gegen die Frau von Stael ſucht zu erweiſen, der Hof habe durch hartnäckige Anhänglichkeit an das Syſtem der Willkühr, durch fortwährende Verſagung der billigſten Foderungen ſein Schickſal verſchuldet, da in ſeinen Maaßregeln keine Legitimität mehr vorhanden geweſen, ſonach durch den ganz verzweifelten Zuſtand Frankreichs die Revolution gerechtfertigt, und

ſelbſt die Greuel als Nothhülfe gewiſſermaßen entſchuldigt worden. Ich kann Bailly nicht beyſtimmen, wie viel Wahres er auch vorbringt, und wie treffend er auch die Verſtocktheit der Anhänger einer willkührlichen Gewalt ſchildert. Sachgemäß genug erkannten die übrigen Mächte von Europa, in Frankreich ſey ein Krieg gegen Legitimität ausgebrochen, und ſie wollten durch Krieg dem Uebel begegnen, wo nun über Form und Mittel hinterher allerley vorgebracht werden kann, was jedoch den Charakter franzöſiſcher Revolution nicht ändert.

Wir ſehen vielmehr dieſen Charakter unter allen ſpäteren Veränderungen und Ereigniſſen ſich gleich bleiben; wohin die Revolution mit ihren Siegen reicht, zerſtört ſie das Legitime, ſetzt die Willkühr auf den Thron, macht papierne Conſtitutionen, die kein Convent, kein Direktorium, kein Bürgergeneral achtet, und es ſcheint, der Teufel habe unter den ſchönen und nach ihrem richtigen Sinn legitimen Worten von Freyheit und Gleichheit eine gleißneriſche Larve gefunden, um damit alle Welt zu bethören und ſelbſt den Verſtand der Verſtändigen zu verwirren. Man erwäge die Geſchichte jener Tage,

die auffallende Verruchtheit diplomatiſcher Verhandlungen, welche doch nie im Ruf ſtrenger Redlichkeit geſtanden, die Verwilderung der Sitten, den allgemeinen Druck, der auf den Völkern laſtete, jene Unverſchämtheit, womit die Demokraten Rechte und Formen geringſchätzten, über Leben und Eigenthum aſiatiſch entſchieden, ihrer Habſucht oder Rache fröhnend — und mein Urtheil muß gerecht dünken. Merkwürdig, daß unter den vielen Emporkömmlingen der franzöſiſchen Revolution, mit ſehr wenigen Ausnahmen, Keiner viel beſſer iſt als der Andre, nur etwa witziger, ſchlauer, feiner, verſteckter, ſonſt von demſelben Geiſte des Verderbens ergriffen.

Gegen ſolches Neuweſen erſcheint die Legitimität der früheren Zeit, obgleich mit Erbſünde behaftet, im glänzenden Licht. Hatte ſie auch eine begünſtigte Ariſtokratie zur Seite, läſtig und hemmend bey den Fortſchritten europäiſcher Cultur, das war ein geringes Uebel gegen jenes unbändige tolle Treiben der Demokratie. Und in Frankreich führte dann die Noth des nicht legitimen Zuſtandes jenen Mann herbey, der mit

ſeinen Thaten und ſeinem Ende die Welt in Erſtaunen geſetzt hat.

Wohl nie brachten glücklichere Umſtände einen Menſchen zur Herrſchaft, als den Conſul Bonaparte. Seine erſten Beſtrebungen verherrlichte Sieg und äußere Sicherheit des Reiches. Ihm war in die Hand gelegt, das aſiatiſch Wilde der Revolution zur europäiſchen Legitimität zurückzuführen, und er konnte dieſes ohne allerley Erbſünden der alten Zeit, welche im Revolutionkampfe verſchwunden. Gerechtigkeit und bürgerliche Geſetze herzuſtellen, war ſeine Aufgabe, das Geräuſch der Waffen und die bloße Gewalt in das ſtille Walten des Friedens umzuwandeln. Selbſt die raſch gefertigte Verfaſſung gab ihm hinreichendes Uebergewicht, um in den Schranken gemäßigter Herrſchaft ohne Zwang ſich zu bewegen. War er denn legitimer Regent? Er war es im Gegenſatz mit der Revolutionwillkühr, im Einklang mit demjenigen, was er zu thun hatte, und wenn er es that, mußte mit jeder Woche, mit jedem Tage ſeine Legitimität zunehmen. Er trat nicht auf als Erbfürſt, aber die alte Familie war längſt vom Throne verdrängt, er zerſtreute gewalt-

ſam die Räthe, aber Macht weicht nur der Macht, und ſo wenig in der Uebertragung durch eine vorausgeſetzte Volkſouveränität, als in der Anerkennung auswärtiger Staaten lag das Legitime ſeines Berufs, obgleich Frankreichs hoffende Meynung und die Friedensverträge mit dem übrigen Europa das Beſtehen der Regierung gewiß ſicherten.

Einiges nun that Napoleon für den rechten Zweck. Die Wiederkehr der Ausgewanderten, die Abfaſſung eines bürgerlichen Geſetzbuches, die Ordnung in den Verwaltungzweigen, die Einrichtung kirchlicher Angelegenheiten bleiben ſein Verdienſt. Jedoch unbändige Willkühr brach hervor aus ſeiner Seele, Conſtitutionen wurden abgeändert, bis der Kaiſer da ſtand, Nepotismus leitete dieſen, der Eitle ſtrebte, ſtatt nach Legitimität ſeiner Regierung, nach Gründung einer neuen Dynaſtie. Gleichſam als ob er das innerlich Verwerfliche ſeines Ziels gewahre, ſuchte er Hülfe für ſich in Verfolgung der alten Regentenfamilie, im Morde des Herzogs von Enghien, in der Einführung ehemaliger Hofgebräuche, in Familienſtammbäumen, in der Schöpfung eines neuen privile-

girten Adels, im Gebrauch unwürdiger und unrechtlicher Polizey, in Krönung durch den Pabſt, in Strenge und Glanz kriegeriſcher Unterwürfigkeit. Es drängten ſich neue Geſetze und Verordnungen, den Mangel des innern gerechten Maaßes beweiſend. Im Verhältniſſe zu den übrigen europäiſchen Staaten erſchienen Willkühr und Uebermuth der bloßen Macht am deutlichſten, ſchufen ſtets neue Kriege, denen kein Friedenſchluß abhalf, und zeigten bei ſteigendem Glück immer entſchiedner den aſiatiſchen Eroberer. Weil hiegegen zum Heil der Menſchheit die alte europäiſche Legitimität noch Kraft und Einigkeit genug beſaß, ſtürzte das ganze über den Grundlagen franzöſiſcher Revolution aufgeführte Gebäude des Kaiſerthums zuſammen.

Mein Urtheil alſo geht dahin: Napoleon, dem bey Antritt der Alleinherrſchaft trotz ſeiner Gewaltſchritte zur Beſitznahme, dennoch eine gewiſſe Legitimität wegen damaliger Umſtände zugeſchrieben werden konnte, der aber dieſelbe nach ihrer vollſten Bedeutung erſt zu erwerben hatte, war zur Zeit ſeiner Abdankung aller legitimen Anſprüche beraubt, was auch die Anſicht der europäiſchen Mächte geweſen zu ſeyn ſcheint,

indem ſie dem früher Anerkannten jetzt die Anerkennung verſagten. Ihm geſchah Recht, wie ſehr auch die Freunde des Kaiſerhofes, die Theilnehmer ſeines Glanzes, und vielleicht die Gefühle der meiſten durch Sieg und Eroberungen trunkenen Franzoſen beleidigt ſeyn mochten.

Oft entſtand bey mir in den Tagen Bonapartiſcher Kriegberichte, Dekrete, Einverleibungen und Kronenvertheilungen der lebhafte Wunſch: Möchte doch dieſer Corſe in Aſien oder Afrika herrſchen, damit ihm der Segen des Gerechten zu Theil werde! Dort, in nächtlicher Willkühr, wo die Legitimität noch keine Stralen geworfen, hätte er, als der einzig Legitime, Sonnenaufgang verkündet. Dazu machte ihn die bloße Kenntniß der Europäiſchen Regierungformen fähig, dazu ſeine raſtloſe Thätigkeit, dazu ſein Begrif von Ackerbau und Fabrikfleiß, von Juſtizverfaſſung, von Wiſſenſchaft, ja ſelbſt ſeine Härte und Polizeyliebe. Ein Barbar wäre er nicht geſcholten, ſelbſt nicht von den Türken bey Jaffa, ein Rechtgläubiger des Korans wäre er geweſen, ſeine Geſetze hätten Kraft erlangt gleich den Worten des Propheten, zum Erobern und Verwalten hätte es ihm nie an

Raum gemangelt. Ich irre vielleicht wenig, daß dieſes Bild des Orients ihm einſt in Egypten vorſchwebte, bis bekannte Umſtände ihn wieder ins Abendland riefen. Wenigſtens hätte er nicht zu ſchaffen gehabt mit deutſchen Schriftſtellern und deutſchen Univerſitäten, überhaupt nicht mit deutſchem Geiſt, welchen auszutreiben er in einem Briefe an ſeinen Bruder Ludwig als den erſten Zweck ſeiner Politik angiebt.

Es ruhe der Todte; ſein Nachfolger, Ludwig XVIII., herrſcht jetzt als legitimer Monarch Frankreichs. Warum? Weil Ordnung und Ruhe, Geſetz und Gerechtigkeit gehandhabt werden und eine Verfaſſung da iſt zum Schutz gegen Willkühr. Nach dem Begrif der früheren Zeit müßte man muthmaßlich Ludwigs Legitimität bloß in der Abſtammung aus dem Hauſe Bourbon ſuchen. Allein dieſer Begrif iſt zu enge, reicht nicht aus für alle Vorfälle der Geſchichte, gewinnt erſt feſte Haltung durch andre Grundlagen. Außerdem iſt entſchieden genug — was auch in der gleichförmigen Geſinnung der Völker ſich offenbart: der aus alter Regentenfamilie ſtammende Fürſt, an welchen ſich Erinnerungen des Guten und Geſetzmäßigen knüpfen, erweckt

ein günſtiges Vorurtheil für Gerechtigkeit ſeiner Regierung, und niemand kann ihm dieſe Erbſchaft rauben, wenn nicht Handlungen ihn derſelben verluſtig erklären. Mögen deswegen die Glieder linker Seite der franzöſiſchen Ständeverſammlung manche Maaßregeln des Miniſteriums bekämpfen, die königliche Würde darf kein Angriff ſchmälern, er wäre ſtets widerrechtliche Empörung gegen legitime Gewalt, ſtrafbare Bündlerſucht gegen das Wohl des Staates. Reſte vom Sauerteige der Revolution verwirren in Frankreich noch einige Köpfe, führen dadurch zu verbrecheriſchen Entwürfen und Thaten, und fallen den Criminalgeſetzen anheim, nach welchen die Schuldigen gerichtet worden.

Sie können mich alſo im Vergleich mit den Anhängern und Lobrednern der franzöſiſchen Revolution oder den Bonapartiſten für einen tüchtigen Ariſtokraten halten, da ſelbſt Hr. von Haller ſeinen Königen und Fürſten die Pflicht auferlegt, ihre Gewalt nicht zu misbrauchen, und wenn ſie es thun, ihnen Volkaufſtand und Unglück weiſſagt. Aber was ſind die Begebenheiten in Spanien? Herrſcht nicht in ihnen dieſelbe verwerfliche Richtung der franzöſiſchen De-

mokratie? Nicht ſo ganz, die Umſtände ſcheinen ungleich. Ferdinand VII. war vor den Ereigniſſen von Bayonne legitimer Monarch, und ward von ſeinem Reiche dafür anerkannt. Gab es Fehler und Gebrechen des bürgerlichen Zuſtandes, der Geſetze, ſie waren nicht größer, als ſeit Jahrhunderten, waren Erbfehler, und die Prediger in der Wüſte hatten ihre Stimme noch nicht erhoben. Als daher durch angeregten Zank zwiſchen Vater und Sohn beyde endlich der Macht entſagen, und ein Napoleoniſcher König auftritt, fühlt jeder Spanier die Erſchütterung der Legitimität, Spaniens größter Theil hängt an der alten Familie, Andre jedoch glauben, bey dem Verſchwinden des Alten gebühre der neuen Macht ihr Recht, zumal wenn ſie den Erbfehlern des ſpaniſchen Zuſtandes begegne. Wirklich mußte die Beurtheilung in große Zweifel verwickelt werden. Streng genommen konnte zwar die abtretende Regentenfamilie ihre Legitimität keinem Napoleon übertragen, Joſeph konnte ſie eben ſo wenig von ſeinem Bruder zum Geſchenk nehmen; aber wer mochte Ferdinanden oder ſeinen Vater zwingen zu regieren, wenn ſie nicht wollten, oder ihnen gehorchen, wenn

ſie nicht weiter befahlen? Nationalgefühl und Abneigung gegen fremde Willkühr entſchieden im Ganzen für die Bourbonen, und es begann der große Kampf. Er ward für die alte Legitimität geführt, allein das Bedürfniß der Kraftvereinigung, die zuſammentretenden Cortes, der theilweiſe Untergang alter mit Spaniens Monarchie verwachſener Inſtitute, der Inquiſition, der Klöſter, der Vorrechte des Adels, entwickelten ſo viel neue Dinge, daß ein bloß Geweſenes nicht mehr für das wirkliche Leben paßte. Durch Gefahr, Aufopferungen, große Anſtrengungen, werden die Gedanken der Menſchen verändert, und ſie erblicken Recht und Unrecht, man möchte ſagen, in Morgenbeleuchtung ſtatt des früheren Abendlichts. Nun kehrt Ferdinand zurück, unſtreitig mit alter Legitimität, aber zugleich neu befeſtigt durch Alles, was man für ihn gethan, und für eine neu gewordene Lage des Reichs. Dieſe will man ſichern gegen wohlbekannte Anhänger despotiſcher Willkühr, und bildet eine Conſtitution, welche die Gemüther einigen, dem Legitimen für das daſeyende Leben eine entſprechende Haltung ertheilen ſoll.

Ich will dieſer ſpaniſchen Verfaſſungurkunde

keine Lobrede halten, noch viel weniger ſie als Muſter für andre Umſtände und Staaten gelten laſſen, denn ſie iſt offenbar ein Kind der Beſorgniß, ein Werk der gebrochenen und aus ihren Fugen geriſſenen Zeit; auf der einen Seite ſtark die höchſte Macht beſchränkend, auf der andern in religiöſer Beziehung wenig Freyheit der Gläubigen gewährend, dadurch in einem Widerſpruch mit ſich ſelbſt befangen. Ferdinand konnte ſeine Zuſtimmung verweigern; gab er ſie, ſo heiligte er durch ſeine alte Legitimität die neue. Ferdinand beſchwört ihre Grundlagen, (11. Mai 1814.) aber bald kommen Verhaftungen, die Inquiſition wird hergeſtellt, Jeſuiten werden wieder eingeführt, und dieſe wirken mit friſcher Kraft und einer unſerm Jahrhundert unbekannten Härte, es bildet ſich der Gegenſatz zwiſchen Liberalen und Servilen, von denen jene das Neugewordne Conſtitutionelle, dieſe das reine Alte ohne Zuſatz und mit furchtbarer Heftigkeit verfolgen. Ein vollkommenes Schreckenſyſtem tritt ein, denn es gilt für dieſen Namen wohl gleich, ob Jacobiner oder Emigranten daſſelbe in Ausübung bringen; der bloßen Willkühr einziger Bundesgenoſſe iſt allemal der Schrecken.

Wie mögen rechtlich denkende Männer in Frankreich zur Jacobinerzeit ſich nach Legitimität geſehnt haben, und in Spanien zur Zeit eines Elio! Ob man die Opfer des Blutgerüſtes Ariſtokraten ſchalt oder Demokraten, ob geweihte Kuttenträger das Todesloos beſtimmten, oder tolle Spießgeſellen der Freyheitmütze, genug, wenn mit dem Leben gewürfelt wurde! Da iſt auch kein Aufhören des Unheils durch ſich ſelbſt denkbar, denn die Phantaſie der Blutgewohnten iſt in ewiger Steigerung begriffen, und ſieht und träumt nur Verſchwörungen. Am Ende können einzig und allein Verſchwörungen helfen. Quiroga und ſein Heer erheben die Stimme, ſie hallt wieder in ganz Spanien, mit unglaublicher Schnelligkeit wird das Werk der Revolution vollbracht. Wofür und wozu? Für Herſtellung der Legitimität, zur Wiederbringung eines geſetzlichen Rechtszuſtandes, zur Vernichtung grauſender Willkühr.

Daß grade dieſe Umwälzung vom bewafneten Heere ausgegangen, widerſtreitet den gewöhnlichen gut genug begründeten Begriffen von militäriſcher Zucht und Abhängigkeit, und dürfte nie als Regel oder Muſter für Staaten

gelten. Aber außerordentliche Umſtände verlangen außerordentliche Hülfe, führen ſie herbey. Wenn ferner nach dieſen geſchehenen Dingen die Cortes und die meiſten Gemüther Spaniens voll Beſorgniß und Eiferſucht das Errungene bewachen, wer darf ſie deſſen anklagen? Schwebt darum jener Berichterſtatter aus Madrid, der von ſeinen deutſchen Zeitungleſern zuletzt Abſchied nahm, ſtets in banger Furcht, er hat nicht Unrecht; denn, wie geſagt, das Ende der Revolutionen muß den Anfang lehren. Was dieſer Anfang in Spanien geweſen, wiſſen wir, das Ende ſcheint noch nicht gekommen, und wir wollen es erwarten. Dennoch meyne ich, der bisherige Gang des Neugewordenen ſey nicht mit der franzöſiſchen Revolution gleichzuſtellen, und veranlaſſe uns nicht, die Bedenklichkeit über Gebühr auszudehnen.

Ein Aehnliches gilt von Portugall, wo die Entfernung des legitimen Oberhaupts in fremdem Welttheil, das Gefühl beleidigter Nationalehre, das nachbarliche Beyſpiel, und mehr die Jämmerlichkeit als die vollkommene Unrechtlichkeit des geſamten Zuſtandes zur Umwälzung führten. Man hat ſich eingelaſſen in einen

Kampf mit Erbübeln, man will die Legitimität von ihnen befreyen, und das Beſtreben iſt nicht verdammlich, ſo lange man ſich ſelber vor Sünden hütet, und vom Wege der Gerechtigkeit nicht abkommt.

Fragen Sie nach Neapel und Piemont? Die Sache iſt ſchwer zu entſcheiden, weil ihre Grundbeſchaffenheit im Dunkel liegt. Eine alte legitime Regierung war nach den Stürmen der franzöſiſchen Revolution wiedergekehrt, vielleicht auch Erbfehler derſelben, aber meines Wiſſens in keiner ſchreienden Geſtalt, nicht wie in Spanien, mit Inquiſition über Gräbern und Leichen. Das Regiment bewegte ſich im Gleiſe des herkömmlichen bürgerlichen Rechts, und wenn gleich in hierarchiſchen Engen, — Italien war ja die Wiege der Hierarchie und der Sinn des Italieners ſolchen Dingen gewogen! Mir ſcheint, es ſey durch die Franzoſen das Bild italiſchen Glanzes, und der Volkeinheit vor die Seele vieler Einzelnen getreten, welche dann in Sekten ſich verbrüdert und ſchon die letzten Unternehmungen Mürats unterſtützt hatten. Ich will das Bild weder verzerren noch verdammen, inzwiſchen ſind bloßer Ruhm und Glanz keine

Grundlage des Legitimen, ſie dienen eben ſo leicht dem Willkührlichen und Ungerechten. Bonaparte ſchmückte mit ihnen ſeine wilde Gewalt und hatte das franzöſiſche Volk ganz darin gefangen. Dergleichen Gefangenſchaft fehlt dem italiſchen Volk, und weder Reden noch Bewaffnungen können dieſelbe hervorbringen. Wirkte darum nicht einmal dieſes Scheinbild des Ruhms mit ſeiner ihm möglichen Kraft, ſo noch viel weniger das erhabenſte Bild der Gerechtigkeit, für welches alle Opfer darzubringen der Italiener nicht Willkühr und Schrecken genug erfahren. Das Ganze glich einem Schauſpiel, welches wenige Leidenſchaftliche und Erhitzte dem ſtaunenden gleichgültigen Volk aufführten, und deſſen Störung kaum eine Spur ſeines Daſeyns hinterließ.

Und ſo ſchiffen wir hinüber zu jenen griechiſchen Gefilden, deren alte Geſchichte unſre Jugendjahre anregte, und deren neue Geſchichte die Theilnahme von Europa auffodert. Mit Neapel und Sicilien ſey das aufgeſtandene Griechenland nicht vergleichbar, haben ſchon Andre ſachgemäß bemerkt, weil es nämlich türkiſch aſiatiſch regiert wurde, das heißt, ohne Legiti-

mität. Wo rein deſpotiſche Willkühr waltet, ſind Revolutionverſuche legitim, geſetzt auch, ſie brächten Nichts Beſſeres, und eine Nichtswürdigkeit verdränge die andre. — Werthloſe Dinge haben gemeinſchaftlichen Unwerth. Allein die Sache der Griechen iſt offenbar Erwerbung eines ſicheren Rechtszuſtandes, einer Legitimität der Regierung im Europäiſchen Sinne, deren Segen Viele von ihnen in Deutſchland und anderswo kennen gelernt. Sie wollen keine Rajas — das heißt nach Hrn. von Hammer Vieh, Heerde — bleiben und ſich nach Belieben ſcheren und ſchlachten laſſen. Mag deswegen die ottomanniſche Pforte noch ſo ſehr die Wohlthaten rühmen, welche ſie ihren Rajas erwieſen, hätte ſie ſogar manchen blutſaugenden Paſcha mit der ſeidnen Schnur beſtraft, nimmer wäre ſie doch des erhabenen Namens der Legitimität würdig, ja die Anwendung deſſelben auf türkiſches Regiment müßte als baarer Spott gelten. Gern will ich dabei einräumen, daß nicht die Mainotten und Sulioten alle, bisher dem unſicherſten Zuſtande der Rechtsloſigkeit und eigener Wildheit preisgegeben, ihren erhabenen Zweck begreifen, ſondern aſiatiſch von einer

Willkühr in die andre ſich hineinträumen, daß daher Europäer, deren Geiſt zur Hülfe entflammt wird, ein phantaſtiſches Bild im Herzen tragen, und auf den griechiſchen Fluren anlangend, mit Schrecken die Unähnlichkeit des Wirklichen gewahren. Aber wird dadurch die Sache der Griechen umgeſtellt, oder darf man deswegen Gerechtſame der würgenden Muſelmänner anerkennen?

Um nun mein Kannegießern abzubrechen, erinnre ich Sie an Holbergs politiſchen Kannegießer, der von jeher mit einem Waidſpruch in ſeine Geſellſchaft trat: „Türkenblut muß fließen.“ Der Mann lebte vor der franzöſiſchen Revolution, und war bey ihrem Ausbruch entweder ſchon geſtorben, oder ſehr alt, wußte nichts von Jacobinern, Carbonari und deren Lehrſätzen, hätte ſie auch ſicher verdammt, als ächt legitimer Bürger von altem Schrot und Korn; dennoch kann er die Türken nicht leiden. Wir ſehen darin ſeine gute Europäiſche Natur, und gewiß war er auch Chriſt genug, um den halben Mond gründlich zu haſſen. Wer es ihm heut zu Tage darin gleich thut, ſcheint keinen Vorwurf zu verdienen. Inzwiſchen giebt ſeine

Geſinnung mir Anlaß zu ein Paar allgemeinen politiſchen Bemerkungen.

Jede legitime Regierung genießt das natürliche Vertrauen der Unterthanen, und darf ſelber hierauf vertrauen. So lange ſie ihrem Europäiſchen Charakter nicht untreu wird, und keine Aſiatiſchen Züge blicken läßt, — was ich für den Grundfehler des Napoleoniſchen Regiments halte, — iſt ihr der Haß gegen Türken nur ein Beweis der Liebe des Volks. Im entgegengeſetzten Fall kommen Bedenklichkeiten, ob nicht die Unterthanen einmal meynen werden, ſie ſeyen Rajas, und dadurch das alte wohlbekannte Vertrauen verlieren. Ihnen ſelber iſt dann nicht zu trauen, ungeachtet aller Wohlthaten, womit man ſie väterlich überſchüttet. Steigt dieſes wechſelſeitige Mistrauen, wo iſt die Gränze? Es werden, wie bey Argwohn und Mistrauen allemal unter Menſchen, die unſchuldigſten Handlungen von beyden Seiten übel gedeutet und Worte bemühn ſich vergebens, den Bruch auszugleichen. Selbſt Verfaſſungurkunden und geſchriebene Geſetze helfen dann nicht mehr aus, und ich habe in meiner Politik (S. 118. fg.) hiernach den verſchiedenen Erfolg der franzöſiſchen Revolu-

tion und des hundert Jahre früheren brittiſchen Grundvertrages beurtheilt. Conſtitutionen zu machen und zu geben, wenn ſie ohne alles Vertrauen empfangen werden, iſt eine unnütze Qual. Allein warum ſich des Vertrauens berauben, da es dem Menſchen natürlich iſt, warum die Natur zur Widernatur umzwängen?

Man nehme Folgendes. Zum Weſen der Legitimität gehört eine gute Juſtizverfaſſung. Nun iſt vielleicht die neuere Europäiſche in ihrer krauſen römiſch germaniſchen oder fränkiſchen Geſtalt nicht allenthalben die beſte, worüber von manchen Rechtskundigen Klagen erhoben worden. Indeſſen genießt ſie doch im Allgemeinen des Zutrauens, ſelbſt bey denen, die Nichts davon verſtehen, und es knüpfen ſich daran ſo viel Begriffe des geſamten Staatenwohls, daß Niemand Anders als auf dem Juſtizwege behandelt ſeyn will, und jeder nur dann über verweigerte Gerechtigkeit klagt, ſobald er glaubt, dieſer Weg ſey umgangen worden. Kein Menſch zweifelt an Legitimität der Gerichthöfe, ſondern betrachtet ſie als ſichtbares Bild der waltenden Gerechtigkeit. In Aſien iſt dies Anders, die Gerichte

haben kein Zutrauen, und werden aus begreif-
lichen Urſachen gemieden und gefürchtet.

Auf der andern Seite giebt es in Europäi-
ſchen Staaten, theils als nothwendige Quelle der
Einkünfte, theils als Mittel der Belebung des
inländiſchen Kunſtfleißes, alſo als Wohlthat für
die Unterthanen, Zollgeſetze für Einfuhr und
Ausfuhr der Waaren. Niemand zieht vielleicht
die Gerechtigkeit ſolcher Anordnungen überhaupt
in Zweifel, aber wenn ſie ins Leben treten,
herrſcht in Bezug auf ſie ein gegenſeitiges un-
überwindliches Mistrauen. Der Unterthan
meynt, dieſe Geſetze ſeyen zu ſeiner Plage und
Laſt erfunden, erwartet ſchon im Voraus davon
Schlimmes, und ſucht ſich ihrer Anwendung zu
entziehen; die geſetzgebende Macht ihrerſeits
vermuthet dergleichen Geſinnung, und umgiebt
die aufgeſtellte Regel mit einer Menge drücken-
der Formen, wodurch ein Verhältniß des Krieges
und der Liſt ins Daſeyn gerufen wird, welches
ſeine Quelle darin hat, daß keiner der in Berüh-
rung kommenden Theile meynt, es werde legi-
tim verfahren. Höchſt nachtheilig iſt die Ge-
wohnheit einer ſolchen Vorausſetzung ſchon für
den Gewerbverkehr, nachtheiliger noch für das

geſamte Staatleben, und den ächten Begrif der Legitimität allmählig ganz aus den Gedanken der Menſchen entfernend.

Im Gegentheil halte ich es für die Aufgabe aller Politik, dieſen Begrif ſtets den Bürgern nahe zu legen, zu veranſchaulichen, und ihn, wo möglich, mit Händen greifen zu laſſen. Hiezu ſind Conſtitutionen und öffentliche Verhandlungen ein vortrefliches Mittel; denn ſie geben der Geſetzgebung und Verwaltung des Staats einen Leib, den ſelbſt die blödeſten Augen wahrnehmen. Glaubt nicht, es würden dadurch alle Geſetze weiſer, alle Verwaltungen tadelloſer, aber was iſt, kommt jedem zur Kenntniß, und er braucht darüber keine Vorausſetzungen und Nachtbilder zu träumen. Auch wird eine legitime Regierung nicht erſt legitim durch Staatverfaſſung, ſondern daß ſie es ſey, tritt ans Tageslicht, und öffentlich ihren Gang fortſetzend, bewährt ſie dies Gläubigen und Ungläubigen, hebt die Zweifel, verdrängt die Meynungen des Gegentheils, braucht weder Philoſophie noch überhaupt Spekulation und Wort zu fürchten. Aſiatiſche Regierungen können von dieſem Mittel keinen Gebrauch machen, weil ſie den

Rajas verbergen müſſen, wie wenig legitim ſie ſind, daher ſie beſſer in das Dunkel des Serails und geheimer Befehle oder Berathungen ſich zurückziehen.

Europa hingegen hat keinen gefährlicheren Feind der Legitimität, als den Enthuſiasmus der Niederträchtigkeit. Ich wähle dieſes Wort, weil es kein beſſeres giebt, um die Geſinnung zu bezeichnen, welche, ohne durch Eigennutz geleitet zu werden — ſonſt wäre ſie beynah tugendhaft — mit reiner Luſt an allem Schlechten, Gemeinen, Ungerechten und Bosshaften, dieſes befördert und ſchirmet. Während der franzöſiſchen Revolution haben ſolche Enthuſiaſten allen Druck der Franken gutgeheißen, ſind warme Anhänger Napoleons geworden und geblieben, haben ſich über die Schmach Deutſchlands gefreut, und bedauern gegenwärtig nichts lebhafter, als daß die hohe Polizey verſchwunden, mit welcher noch Freundſchaft zu ſchließen geweſen. Wo irgend ein willkührlicher Machtgebrauch kund wird, dieſe Leute ſuchen ihn auf, gleich jenen Marokkanern, welche nach mühſeligen Tagereiſen ſich dem Kaiſer vorſtellen, und um die Ehre bitten, daß er ihnen den Kopf abſchlage;

unter Robeſpierre würden ſie Ariſtokraten aufſpüren, in Spanien der Inquiſition als Häſcher dienen, in der Türkey die verſteckten Griechen zur Niederſäbelung hervorziehen. Schenkt ihnen die Macht Gehör, ſo iſt von Staatverfaſſung keine Rede, ſogar werden türkiſche Rechtspflege und türkiſches Regiment als nicht unzweckmäßig geprieſen. Ja der Eifer geht vielleicht ſo weit, überhaupt die rechtſchaffenen Leute alle als Gegner der Legitimität in Verdacht zu bringen, indem dieſe dem eiteln Nichts der Gerechtigkeit huldigen, und deshalb mit lauter Thorheit ihren Kopf angefüllt haben! Gefahr iſt nahe, lautet das Feldgeſchrey, wir wollen euch dagegen ſchützen durch unſern Schild der Niederträchtigkeit, und durch unſer feſtes Antlitz, welches vor keiner Schande erröthet!

O ihr Aſiaten und Marokkaner! Wäre keine Erbſünde in der Welt, ihr wäret nicht da, oder fändet keinen Zweck eures Daſeyns, nun aber will euch der Teufel gebrauchen, um Unkraut unter den Waizen zu ſäen. Euch richtet ein Tag der Erndte!

Zweifeln Sie etwa, mein Freund, ob es einen Enthuſiasmus wie den geſchilderten gebe,

oder geben könne — ſchauen Sie umher in der Welt und in Büchern, Ihr Auge entdeckt gewiß Spuren. Sind auch Virtuoſen deſſelben ſelten, der Stümper giebt es deſto mehr. Judas Iſchariotḣ iſt ein ſolcher Stümper, er verräth den Herrn um Silberlinge, und erhenkt hernach ſich ſelbſt. Umſonſt hätte er verrathen müſſen, und dann munter im Pallaſt des Hohenprieſters zwiſchen den Schergen ſich am Feuer wärmen!

Achter Brief.

Januar 1822.

Warum ich in meinem letzten Briefe von Deutſchland geſchwiegen? „Deutſchland komme Ihnen vor als ein magnetiſirtes Weſen, das Hellſehn im Schlafe, aber wachend keiner Dinge ſich erinnere, es glaube an Wunderthäter und brauche einen, wie den Fürſten von Hohenlohe, der leider nur wenigen römiſch katholiſchen Lahmen helfe oder nicht, während ſich die allgemeine Lahmheit herumtreibe durch Städte und Gauen,

ein Görres darein rede mit verbotenen Druckſchriften, ein Wolfart die Berliner an ſeine Heilungmaſchine führe, und der deutſche Bundestag das Vernünftigſte bedenke, aber wenig zu Stande bringe, oder Nichts. Ich ſolle doch einmal über dergleichen mich auslaſſen, über den Zuſtand deutſcher Staaten, über den Magnetismus ſelbſt und ſeine Weiſſagung, über Satz und Gegenſatz, und was etwa nach dem Verhängniß der Gegenwart in der Zeiten Hintergrunde ſchlummre."

Himmel! welch ein Wald von Fragen! Am liebſten verweiſe ich Sie auf Zeitungen und Journale; ſteht Etwas darin, es giebt zu denken, ſteht Nichts darin, man denkt darüber auch. Wer ein Unglückprophet iſt, ſieht lauter Keime des Verderbens, freſſende Schäden; wer keiner iſt, läßt ſich den vorläufigen Zuſtand — in welchem unſer ganzes Leben verharret — gefallen, und hofft das Beſte. Jeder prophezeyt am Ende immer ſich ſelbſt.

Unläugbar hat Deutſchland eben ſo ſtark als andre Europäiſche Reiche theilgenommen an jener Richtung zur bürgerlichen Freyheit, welche ſeit 1789 Frankreich und die Welt erſchüttert. Verſtehen Sie mich nicht unrecht — was gegen=

wärtig zu fürchten, ſobald man der franzöſiſchen Revolution erwähnt, die doch unſere Welt-epoche iſt, — als wäre Deutſchland jacobiniſch, umwälzungsſüchtig, demokratiſch wild und blut-dürſtig, dem Leviathan des Hobbes ergeben, der in Europa gewüthet und zerſtört, bis er endlich von der alten Legitimität niedergekämpft wor-den. Schon die wahre Bemerkung Jean Pauls kann dies widerlegen, daß die Deutſchen ein Jahrhundert brauchen, um Gebrechen einzuſehen, ein zweytes, um die Heilmittel zu bedenken, und ein drittes, um abzuhelfen. Aber noch entſchiedner widerlegt die Sache ſelbſt, weil uns die Folgen franzöſiſcher Revolution harte Krän-kungen brachten, Regungen eines heilſamen Bürgerthums erſtickten, weil auf unſerm Boden die furchtbarſten Kämpfe durchgefochten wurden, weil das Frankenvolk und ſeine Führer nirgends feindſeliger die Denkart, die Sitten, die Sprache verfolgten, als bey uns; ſo daß für den Zuſtand Italiens, Spaniens, Polens, den franzöſiſchen Einrichtungen mancherley Lobrede zu halten wäre, für Deutſchland keine. Ich weiß darum nicht, wie Görres uns den Italienern gleichſtellen kann, welche ſchon ihren Pabſt voraus haben —

übrigens iſt die eigentliche Gedankenbewegung, wodurch dem Volke der Ludwige das alte Hof- und Baſtillenweſen unerträglich ſchien, nirgends beſſer gefühlt und gewürdigt, als in Deutſchland; und gleichwie jene Bewegung aus Erkenntniß hervorgieng, iſt die Erkenntniß uns geblieben; ſie verkündigt ſich bis auf den heutigen Tag durch ein Streben nach Verfaſſung, gutem Recht, geſichertem Bürgerthum, unter geliebten, weiſen und wohlwollenden Fürſten.

Kein ächter Deutſcher — wenige Schwindler vielleicht ausgenommen — erwartet das Heil des Vaterlandes von einer Umwälzung, von einer Wiedergeburt aus Schutt und Trümmern; denn grade gegen jenes Neumachen, gegen jenes unabläſſige Umbilden der Staaten iſt der Kampf gefochten, Gut und Blut geopfert; man wollte einen feſten Beſtand der Dinge ſtatt des ewigen Wechſels, man will ihn noch. Nicht nach unerhörten Planen, ſondern unter Schutz und Schirm der alten geliebten regierenden Häuſer, geſichert wider äußeren Angrif durch Vereinigung deutſcher Wehrkraft, geſichert von innen durch Staatgeſetze, öffentliches Leben, Einſchränkung der Dienerwillkühr, fröhlich entfaltend die

Blüten des Geiſtes, wohlthätig fördernd die Betriebſamkeit des Erzeugens, Austauſchens, Genießens irdiſcher Dinge. Iſt ein deutſches Gemüth unzufrieden mit der Gegenwart, es meynt dann, zu wenig ſey für den Zweck geſchehen, der deutſche Bund beruhige nicht über Stürme von außen, Napoleoniſche Willkühr und Polizey ſeyen nicht genug ausgereutet, die freye geſetzliche Entwickelung der Gedanken, ſo wie der Waarenverkehr leide an Hemmungen und feindſeligen Sperren. Das Rechtliche und Vernünftige in ſolchem Begehren habe ich anderwärts umſtändlich erörtert (Rechtslehre 1819. beſ. S. 259 bis 349.), meyne auch bis zur Stunde, daß alle hierüber hinausgehenden Wünſche ihren Gegenſtand verkennen, und wenn ſie in Erfüllung giengen, nur Unglück dem Vaterlande brächten. Kommt ein Rechtlich Gefodertes und vernünftig Gewünſchtes zur Wirklichkeit, ſo ſind die Folgen allemal ſegenreich, und nur am Vernünftigen ſoll der Menſch hängen.

Wären hochherzige Fürſten und ihre Räthe von dieſer Wahrheit durchdrungen, das Bedürfniß der Zeit erkennend — Beyſpiele liegen nahe — es entſteht Verfaſſung. Eine doppelte Claſſe

von Menſchen lebt in allen Staaten: die eine hofft wenig oder Nichts, betrachtet das Geſchehende kühl und gleichgültig, meynt aus Erfahrung, die Welt werde nicht anders, als bisher, und dünkt ſich dadurch weiſe; die zweyte glaubt und hofft gar Viel, wo nicht Alles, wird von jeder Begebenheit aufgeregt und ſtark erhitzt, denkt an Umgeſtaltung der Welt, und hält ſich dadurch zur Schöpfung des Guten vorzüglich berufen. Beyde Theile haben Recht und Unrecht; denn von der einen Seite bleibt die Welt wohl, was ſie iſt, von der andern aber wird ſie wirklich mit jedem Ereigniß anders. Fragen nun beyde Theile, was durch Verfaſſungen gewonnen ſey, welche Steuerenerleichterung eingetreten, welche Staatverbeſſerung wirklich geworden? — ſo lautet den Kühlen wie den Hitzigen die Antwort unbefriedigend. Sie ſollten dann freylich bedenken, Britanniens Verfaſſung leiſte nicht mehr, die Oppoſition verlange ſchon ſeit dreißig Jahren geringere Taxen und Reform, aber es bleibe beym Alten und die Schuldenlaſt des Staates ſey geſtiegen.

Falſch wird das Heilſame einer ſtändiſchen Verſammlung nach dem Maaß der Oppoſition

und deſſen, was ſie ausrichte, beſtimmt. Oppoſition iſt wohlthätig, ja nothwendig, damit die Stände ſich ſelbſt nicht überleben, und den Schritten der Regierungen eine gewiſſe Vorſicht und Beſonnenheit ertheilen. Vollkommner Sieg der Oppoſition iſt ſchädlich, weil er die Kraft der Regierung, mithin des Staates lähmt, und zugleich Foderungen der Oppoſition ihrer Natur gemäß etwas Unbeſtimmtes, ins Weite Gehendes an ſich tragen, wovon grade das brittiſche Parlament, als europäiſches Vorbild der Ständeverſammlungen, Beweiſe liefert. Whigmänner gelten als Volkfreunde, indem das Volk gemeinhin die Urſachen ſeiner Unbehaglichkeit in Maaßregeln der Regierung ſucht, und theils dieſelben zu raſch anklagt, theils ſie zu wenig entſchuldigt. Oeffentlichen Charakteren, deren Redlichkeit und Einſicht entſchieden iſt, gereicht es zu keinem Tadel, daß ſie zur Miniſterialſeite gehören.

Ein goldnes Jahrhundert werden Stände nicht ſchaffen, zumal das Volk oft dem hypochondriſch Leidenden gleicht, welcher immerwährend klagt, er mag geſund ſeyn oder krank. Jeder Staatenzuſtand ruht auf Geſchichte, ſollte man ihn durch Zauberſchlag verwandeln, es

müßte eine neue Geſchichte anheben, nämlich Revolution, und ſie zu begehren oder einzulei- ten, iſt unverſtändig und gewiſſenlos. Frank- reich fand dabey keinen Segen, Englands Ge- ſchichte wird neu 1688 durch glückliche Umſtände, und in Folge einer vor vierzig Jahren be- gonnenen Revolution. Wehe den Ständen, welche nach ſo ſpäten Früchten ihre Hand aus- ſtrecken!

In Deutſchland fehlt dazu die Veranlaſſung, unſre Stände verſammeln ſich weder zu Anfang noch in Folge großer Staatveränderungen, viel- mehr dieſe — ſofern die letzten Zeiten ſie brach- ten — ſind vorüber, Ruhe iſt vorhanden, das Bürgerthum ungeſtörter als je während unſers begonnenen Jahrhunderts; nur Wunden ſind zu heilen, Schmerzen zu lindern, zur fortſchrei- tenden lebenskräftigen Geſundheit des Staates ſind die Mittel aufzuſuchen. Aus einem Chaos ſtreitender Dinge, aus einem Kriege von Zwek- ken und Meynungen braucht das Götterbild nicht allmählig emporzuſteigen, und hat die Ge- burtwehen hinter ſich, da es ſchon athmet.

Bailleul fand in ſeinem Streite mit der Frau von Stael Beyfall, auch in Deutſchland,

weil er wahrgehaltene Sätze grell durchführte, unter andern: „daß dem allgemeinen Streben des neueren Europa nach Repräſentativverfaſſungen der Klerus und Adel am meiſten widerſtehen.“ Nur der römiſch katholiſche Klerus iſt mit dieſer Aeußerung gemeynt, weil er ein hierarchiſches Ganze ausmacht. Jeder Hierarchie iſt Stellvertretung der Kirchenglieder (nämlich der Laien, des Bürgerthums) ein Abſcheu; ſie unterbricht das All und Eins der Kirchentugenden, den Gehorſam; ſelbſt Concilien, als eine Art Stellvertretung am eignen Leibe, ſind das Widerlichſte für den Römiſchen Hof, und er hat ſich immer gegen ſolche Verſammlungen geſträubt. Kämpft auch gerne der hierarchiſche Klerus mit weltlicher Gewalt, damit ſie ihm diene, ſo verwirft er doch die freye Stimme, das öffentliche Verhandeln kirchlicher Angelegenheiten, mithin auch der weltlichen, welche mit jenen ſtets in Berührung kommen. Der Feudal Adel — denn nur dieſen meynt Bailleul — will allerdings Stellvertretung, aber bloß ſeine eigne, nicht die des Bürgerthums, welches an die Scholle gebunden dem Gewerbe obliegen, den Staatnutzen fördern, außerdem

aber mit den Tugenden der Entſagung, Mäßigkeit und ſtillen Fleißes, das Glück ſeiner Beherrſchung und eines beſchränkten Daſeyns ſchätzen lernen darf. Will der hierarchiſche Klerus bloß Rechte, nämlich die göttlichen, worin alle menſchlichen ſchon begriffen ſind; ſo will jener Adel bloß Vorrechte, nämlich ſolche, die nicht gemein werden, ſondern der Ebenbürtigkeit zukommen. Dieſen Rechten und Vorrechten thut die Stellvertretung des dritten Standes Abbruch, wird daher von jenen beyden Ständen als Umſturz göttlicher und menſchlicher Ordnung angeſehen.

Darum iſt es ein romantiſch myſtiſch politiſcher Miſchmaſch, welchen manche Neuere mit ihrer Mittelalterey vorbringen. Mich will bedünken, wenn ich viel von hiſtoriſchen Grundlagen der Verfaſſungen leſe, man bezeichne damit jene Rechte und Vorrechte, man wolle die Reſte derſelben gegen den Geiſt des Jahrhunderts und ſeiner Philoſophie in Schutz nehmen. Aber überleget doch, ihr Liebhaber der Vorzeit, daß unter uns ein kernhaftes Bürgerthum ſich ſchon bildete, daß Geiſteseinſicht und Gewerbgeſchick im dritten Stande ſtark gediehen, daß

die Kraft beyder eigentlich das Leben regiert, daß hiegegen keine andern Waffen helfen, als ſolche, die aus demſelben Metall geſchmiedet wurden; daß die franzöſiſche Revolution grade ein warnendes Beyſpiel giebt, was leichtſinnig begonnener und hartnäckig fortgeführter Kampf gegen überlegne Gewalten fruchte, daß hierin die wahren hiſtoriſchen Grundlagen der Gegenwart zu ſuchen ſind, deren Anerkennung die Gerechtigkeit fodert. Wollt ihr einer Macht im Staate die Stellvertretung weigern, welche ſich ſelber vertritt? Wollt ihr den Geiſt des Jahrhunderts mit ſtaubigen Pergamenten beſchwören? Hütet euch vor dem Weltgericht, welches dergleichen Unphiloſophie hart zu beſtrafen pflegt.

Unſre Fürſten gerathen über das Reden und Gegenreden in Verlegenheit. Vor Zeiten waren ſie Gegner des Klerus und des Adels, Freunde des Bürgerſtandes, der ſich ihnen willig anſchließt, und ihnen wichtige Rechte, ſo wie das Auftauchen aus ſeiner Unbedeutſamkeit verdankt. Kaiſer Heinrich IV. findet bey den Reichsſtädten die treueſte Anhänglichkeit, als er vom römiſchen Biſchof geächtet, von ſeinen Lan-

desgeiſtlichen verlaſſen wurde; Guſtav Waſa erkämpft ſeine Krone durch Thalbewohner Dalekarliens, welche Baumrinde aßen und Waſſer tranken. Nach ihrer urſprünglichen Stellung widerſtreiten die hierarchiſchen Kirchenrechte und die adelichen Vorrechte den Rechten der Fürſten; denn fürſtliche Hoheit und Macht, als Sinnbild ewiger Gerechtigkeit, ſchirmet die Schwachen, beuget die Starken, und kann nie den Anmaßungen Raum geben, womit geiſtliche Zucht ihr Gemüth und weltlicher Starrſinn ihren Arm bedroht. Dieſe Feinde umlagern den Thron, warten des Augenblicks, den Fürſtenwillen zu binden und zu bevormunden. Alle Kraft der Fürſten ruhr in Liebe und Anhänglichkeit des Volks, deren Mangel weder Klerus noch Adel erſetzen kann; und erſt ſeitdem der dritte Stand ſich gehoben, ſeitdem Roms Macht gebrochen worden, ſeitdem die Bürger gegen die Großen heranwuchſen, tritt Souveränetät der Monarchie ins deutſche Leben. Warum nun betrachtet man oft in unſern Tagen gegen alle Geſchichte den Klerus und Adel als Stützen des Throns? Weil die nächſten Stimmen am lauteſten gehört werden, weil das Schreckbild

der franzöſiſchen Revolution ängſtigt, welche doch hauptſächlich darum ausbrach, daß die Ludwige ſeit Menſchenaltern an den Sünden der bevorrechteten Stände theilnahmen; weil man das ewige Geſetz verkennt, jedes Maaß der Sünden werde voll, Tugend und Gerechtigkeit ſichern Staat und Regierung gegen alle Stürme, Feuer vom Himmel falle nur auf Sodom und Gomorra.

Nennen wir den bezeichneten Gegenſatz Partheyung, ſo giebt es allerdings zwey Europäiſche Partheyen, nämlich die des dritten Standes und die der privilegirten Stände, die des Bürgerthums gegen Hierarchie und Feudalismus. Conſtitutionen rufen die Partheyen nicht hervor, ſie ſind da, ſie ſind in gemäßigter Stärke unſchädlich; Leidenſchaft und gewaltſamer Sieg einer jeden bringen Leichenfelder, wie vor kurzer Zeit noch in Spanien, und in Frankreich während der Jacobinerherrſchaft. Verfaſſungen begränzen das Gewaltſame, Partheyliche, ihnen iſt in Deutſchland allenthalben guter Boden bereitet; Ungenügſamkeit von der einen Seite vermehrt die Ungenügſamkeit und Bitterkeit von der andern. Monarchen ſind beru-

ſen durch den Staat und ſich ſelbſt, die verfaſſungmäßige Beruhigung des Streites einzuleiten; nur dann weicht jede Gefahr, und das Hort der Gerechtigkeit leuchtet allen Unterthanen. Angſt gebieret Angſt, Unrecht das Unrecht.

Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſagt ein Sprichwort, wie auch: man ſoll keine Läuſe ſich in den Pelz ſetzen. Beydes glaube ich, geſchah in Deutſchland und geſchieht zum Theil noch. Aber ſind wir denn ſchlimmer daran als vorher? Manche Staaten erfreuen ſich ſchon ihrer Verfaſſungen, andere warten in Hofnung; man mäßige ſeine Wünſche, bringe ſie mit der Wirklichkeit in Einklang. Bey unſern Nachkommen ſollten wir fragen, was für Segen unſre Zeit hervorgebracht. Wir wollen meiſtens zu raſch die Gaben der Jahrhunderte in unſer Menſchenalter zuſammendrängen, während ſich das Leben der Völker immer in Jahrhunderte ausweitet. Und iſt denn die Ehre, welche Deutſchland in Anſpruch nehmen darf, für ſeine Staaten, ſeine Bewohner, Nichts? Darf im größten Unglück der Einzelne ſich tröſten mit den Worten: „Alles iſt verloren außer die Ehre!“ warum ſoll eine Nation,

aus Noth errettet, weinerlichen Klagen nachhängen, weil Vieles beſſer ſeyn könnte; warum ſoll das edle Bewußtſeyn ihrer Ehre nicht den Schmerz ſtillen? So haben Menſchen und Völker zu thun, das Uebrige bleibt Gott überlaſſen.

Hier ſey ein Strich über das Blatt gezogen, den ſie auslegen können als Gedankenende, oder Gedankenanfang, oder Gedankenlücke, etwa durch Cenſur entſtanden, nämlich meine eigne, oder als Symbol des zwanzigſten Druckbogens, nachdem man ſich an neunzehn vorhergehenden die Finger müde geſchrieben, oder — was am beſten iſt, da Sie ſelber das Bild gebraucht haben — als Gränzlinie zwiſchen magnetiſchem Schlaf und natürlichem Wachen, die mir bey Eintreten des letzteren plötzlich alle Erinnerung abbricht, was ich noch ſchreiben wollen. Myſtiſch wird dann das Zeichen allerdings, allein der Magnetismus iſt es ſelber, und zwar ſo neuthümlich, daß die myſtiſchen Romantiker, welche in Rom durch Uebertritt zur päbſtlichen Kirche geſunken, gewiß Anhänger Mesmers ſind; obwohl nicht folgt, wer ſich mit magne-

tiſchen Kuren beſchäftige, ſey oder werde römiſch katholiſch. Wir wollen alſo wachend das Magnetenweſen in Erwägung ziehen.

Die merkwürdige Erſcheinung, welche ſeit Mesmer thieriſcher Magnetismus, Sonnambulismus oder Lebensmagnetismus heißt, wurde von den Aerzten des vorigen Jahrhunderts faſt allgemein abgelehnt, nur in Bremen unternahm Wienholt magnetiſche Heilungen, deren im Druck erſchienene Geſchichte zur Grundlage aller ſeit Mesmer und Puyſegúr gegebenen Nachrichten und ferneren Verſuche diente. Wienholt faßte ſeine Erfahrungen unter religiöſer Beziehung, war aber dabey ein wackerer Arzt und Beobachter. Die Thatſachen, welche in ſeinem Werke vorkommen, werden einſtimmig von andern Aerzten, wie Heineken, Albers, Treviranus, beſtätigt, und das Zeugniß ſolcher Männer, die in ihren Schriften unermüdete Beobachtung und ſeltene Schärfe des Verſtandes kund geben, hat Gewicht genug, daß man nur wider alle Vernunft die Thatſachen abläugnen, unbeachtet laſſen, oder ihrer Ausſage Glaubwürdigkeit verweigern könnte. Hierauf geſtützt, habe ich nie das Daſeyn lebensmagne-

tiſcher Zuſtände und Heilungen in Zweifel gezogen; ſelbſt bevor ich Augenzeuge geweſen, denn der Umſtand, daß ſich weder die Sache noch die dabey vorkommenden außergewöhnlichen Vorgänge erklären laſſen, ändert Nichts; — wie Vieles bleibt der menſchlichen Wiſſenſchaft unerklärlich, im Fall man wirkliche Erklärung, nicht einen bloßen Schein derſelben verlangt? Dieſer bremiſche Magnetismus, wie er vorläufig heißen mag, unterſcheidet ſich vom Mesmerismus, welcher letztere eine Fortleitung der Kraft durch Metalle oder andre Körper annimmt, und in dieſer Vorausſetzung Heilungmaſchienen baut; der erſtere bleibt bey der erfahrnen unmittelbaren Einwirkung eines Menſchen auf den andern, und heilt durch Berührung oder magnetiſche Streichung nach dem Laufe der Nerven. Als Erfolg beyder Behandlungarten entſteht ein eigenthümlicher Schlafzuſtand, der wohlthätig auf manche Krankheiten, beſonders Nervenzufälle, wirkt, in welchem Zuſtande die Kranken gemeiniglich ſprechen, die Beſchaffenheit ihres Uebels angeben, ſich ſelbſt ihre Kurmittel verordnen, in der höchſten Steigerung hellſehend werden, und dann

auf eine vom gewöhnlichen Wachen abweichende Weiſe mit der Außenwelt in Verbindung ſtehen.

Mesmers Methode wird gegenwärtig durch Wolfart in Berlin wieder ins Leben gerufen, und während die Bremiſchen Aerzte jene ihnen bekannte ungewöhnliche Heilart nur in ſeltenen Fällen anwenden, betrachtet ſie der Berliner Arzt als Univerſalmittel, widmet ſich ihr ausſchließlich, und ſcheint eine beſondre materielle Fortleitung und Mittheilung, wie Elektricität oder Galvanismus, vielleicht auch in Verbindung mit dieſen, anzunehmen. Seine Jahrbücher für den Lebensmagnetismus (Bd. 1. Heft 1.) geben zugleich eine theologiſche Anſicht, nämlich eine Verſchmelzung der Dreyeinigkeitlehre vom Vater Sohn und Geiſt mit der Univerſalität des magnetiſchen Heilungprozeſſes. Die reine Sachverhandlung möchte dadurch ſchwerlich gewinnen, obwohl wirkliche Erfahrungen und Beobachtungen dennoch bleiben, was ſie ſind. Im ſüdlichen Deutſchlande, ſeitdem eine Hellſehende den Tod König Friedrichs von Würtenberg vorausſagte, ſcheinen magnetiſche Prophezeihungen herrſchend, auch über Umgang mit Geiſtern und Schutzgeiſtern haben wir Man=

ches vernommen. Ohne nun die Bedeutſamkeit des Verhältniſſes zu läugnen, in welchem die Sonnambülen zu Zeit und Raum und dynamiſchen Einwirkungen der Außenwelt ſich befinden, entſteht die gerechte Furcht, es möge der Hang des Menſchen kommende Dinge vorauszuwiſſen und Geiſter zu befragen, von treuer Beobachtung wegführen, oder ihr wenigſtens ein ſeltſames Geleit ertheilen.

Meiſtens haben die Gegner des Lebensmagnetismus alle angeführten Verſchiedenheiten, und noch ein Heer von andern Dingen zuſammengeworfen, haben nicht das Beywesen von dem Weſen getrennt, und die Einwendungen gegen jenes ſogleich auch gegen dieſes gerichtet. Sie ſprechen von Betrug, von Selbſttäuſchung, religiöſer Phantaſterey, Wunderſucht, was gar nicht zur Arzneykunde gehöre, noch weniger ein kühles Urtheil geſtatte. Ihnen misfällt, daß meiſtens nur Hellſeherinnen und Wahrſagerinnen auftreten, die vermöge ihres Geſchlechts zum Irreleiten ihrer ſelbſt und der Männer am geſchickteſten ſind. Sie entwickeln dann entweder, wie Pfaff, ein bloß negatives Urtheil, oder geben, wie Stieglitz, eine An-

ſicht der Sache, welche mit andern in der Heilkunde vorkommenden Erfahrungen und Lehrſätzen übereinſtimmt und in den gewöhnlichen Gang der Praxis, nur unter beſondern pathologiſchen Kennzeichen, ſich verliert. Meines Erachtens liegt hierin Wahres und Falſches; Wahres, wiefern die Krankengeſchichten des Lebensmagnetismus oft mit bedenklichem Beywesen vorkommen; Falſches, wiefern nicht alle Geſchichten gleich ſind und das Außerordentliche oder Wunderbare keiner Wahrnehmung und Entdeckung ihre Wirklichkeit rauben kann, als ob jedes Wirkliche zugleich ein vollkommen Begreifliches wäre.

Hören Sie nun ohne Weiteres mein vor Jahren ſchon niedergeſchriebnes Urtheil. „Der Lebensmagnetismus heilt Krankheit durch Krankheit, was auch ſonſt geſchieht, und leiſtet in gewiſſen Fällen überraſchende Hülfe. Das Kennzeichen des magnetiſchen Schlafes in einer höheren Stufe, zum Unterſchiede von Ohnmacht oder gewöhnlicher Schlafbetäubung, iſt, wenn die Kranken ſprechen, Einſicht von ihrer Krankheit äußern, den Lauf derſelben angeben, und ſich Heilmittel verordnen. Ihr Zuſtand hat ent=

ſchiedne Aehnlichkeit mit dem Nachtwandeln, wodurch freylich die Erklärung nicht weiter kommt, indem das Nachtwandeln ſelber ſamt dem gewöhnlichen Schlafreden viel Räthſelhaftes zeigt.“

„Die Nebenumſtände, des Hellſehens, der beſondern Verbindung mit dem Magnetiſirenden (des rapports) der Erkenntniß andrer außerhalb der Krankheit liegenden Dinge, des Voraus ſagens, des Zuſammenhanges mit der äußern Welt, der religiöſen Aeußerungen, ſind nicht überall gleich, und richten ſich theils nach der körperlichen Krankheit, welche geheilt werden ſoll, theils nach der perſönlichen Individualität des Kranken und ſeiner pſychiſchen Gemüthbeſchaffenheit.“

„Deshalb iſt unrichtig, in dieſer Beziehung ein Allgemeines bey den Schlafenden vorauszuſetzen, etwa Weiſſagunggabe, religiöſe Anſchauung und dergleichen, ungeachtet darüber merkwürdige Erſcheinungen kund geworden. Abgeſehen vom Krankheitzuſtande täuſchen ſich die Schlafenden oft wie Wachende, beſonders dann, wenn ſie durch Fragen und Ausforſchungen über den gegebnen Kreis ihres Zuſtandes

gleichſam hinausgetrieben werden. Mir ſcheint bey ihnen der Inſtinkt, wie er Thieren und Menſchen eigen iſt, ungehinderter und reiner zu wirken, auch die Eigenthümlichkeit des Individuums ſtärker hervorzutreten, welche ſich im Wachen vor dem fremden Auge durch Erziehung und Gewohnheit mehr verbirgt. Wenn daher ein ſittlich verdorbenes Individuum in ſolchen Schlaf geräth, mögen anſtößige Dinge vorfallen können und vorgefallen ſeyn; die Güte des Charakters wird ebenfalls in erhöhtem Maaße merkbar.“

„Frauenzimmer, welche am häufigſten in das Schlafwachen gerathen, entgehen ſchwerlich der Eitelkeit ihres Geſchlechts, und werden beſonders dazu aufgeregt durch das Bewußtſeyn der Seltenheit ihres Zuſtandes, durch die ihnen gewidmete Sorgfalt und wiederkehrende Befragung. Suchen ſie dann durch Ungewöhnliches, Staunenerregendes, die Aufmerkſamkeit der Aerzte oder ſonſtiger Anweſenden zu feſſeln — wir begreifen dies, und wollen ſogar den Widerſachern des Magnetismus einräumen, es werde manchmal Kunſt dabey angewandt. Wird aber dadurch alles Schlafwachen zur Kunſt und

zum Betruge, geſetzt auch, man bedürfe der prüfenden Vorſicht und Ruhe gegen mögliche Täuſchungen?“

„Hyſteriſche Krämpfe, auch Epilepſien, für deren Heilung der magnetiſche Schlaf ſich am häufigſten wirkſam erweiſt, ſind ein halbes Er ſelber. Mögen die Aerzte das Weſen jener Krankheiten näher beſtimmen; mir ſcheint es ziemlich im Dunkel zu liegen und pſychiſcher mit dem Willen zuſammenzuhängen, als man gewöhnlich glaubt.“

„Sind dieſe Bemerkungen gegründet, ſo bleibt der Magnetismus Thatſache und Heilmittel, deſſen behutſame Anwendung der Menſchheit nützt, und wobey die Nebenumſtände zwar unſre Wißbegierde reizen, aber weder ein Haſchen nach Wundern noch ein ungläubiges Verwerfen des Ganzen rechtfertigen. Iſt ſchon entſchieden, wie ſtark Wille und Phantaſie auf Heilung von Krankheiten einwirken, und ob nicht ſie allein manchmal zur Erhaltung des Lebens oder zur Geſundung hinreichen, wo die Apotheke Nichts ausrichtet? Denke man hiemit in Verbindung ein inſtinktartiges Bewußtwerden gewiſſer Fehler des Organismus, oder eine

erhöhte Geiſteskraft, um Urſachen krankhafter Empfindungen zu entdecken, dergleichen bey magnetiſirten Schlafrednern und Hellſehern vorkommt; ſo ließe ſich die Möglichkeit ungewöhnlicher Herſtellungen und überraſchender Folgen wohl ahnden. Oder wäre nicht der urſprüngliche Inſtinkt für Schädliches und Heilſames, nebſt einer auf ihn und weitere Beobachtung geſtützten Divination des Arztes die Quelle und der Fortſchritt aller Arzneykunde?" —

Angenehm mußte mich nun überraſchen, als ich jüngſt im neueſten Theile der Biologie (Bd. 6. Abth. 1.) gewahr wurde, daß Treviranus ganz ein — Entgegengeſetztes lehrt. Meiner Hypotheſe nämlich, — nicht Erklärung — der magnetiſche Schlaf ſey ein inſtinktartiges Bewußtwerden, giebt er geiſtreich die umgekehrte Stellung: der Inſtinkt, auch bey Thieren, ſey ein Schlafwandel. Letzteren, der von ſelbſt entſteht, hält er im Weſentlichen dem lebensmagnetiſchen Schlafe gleich, welchen die Kunſt hervorbringt (Bd. 6. S. 36-38.). Gegen die Läugner des magnetiſchen Hellſehens ſtehet ſonach eine Menge von Zeugen, nämlich die geſamte Thierwelt, begriffen in einem fortwäh-

renden Naturſonnambulismus, durch ihn das Dienliche wiſſend, das Zweckmäßige ohne Unterricht vollbringend, Kunſtwerke im Schlafwachen ſchaffend, ferne Länder und Dinge gleich den Wandervögeln ſuchend, überall hinausgreifend über die nächſten Bedingungen ihres Zuſtandes, und ſchon Seneka hätte Recht in ſeiner Behauptung: „die Thiere beſitzen Erkenntniß des Schädlichen, nicht aus Erfahrung gewonnen.“ (Epist. CXXII.)

Statt weniger Propheten — etwa einiger Würtenbergiſchen — entdecken wir jetzt ein ganzes Prophetenreich, und können ſelbſt den Pater Boujean in Schutz nehmen, der die gefallenen Engel in Thiere verſtoßen ſeyn ließ, und daraus ihre ſinnvollen Handlungen erklärte, ja das Achten auf den Vögelflug und das Freſſen der heiligen Hühner wäre keine Thorheit mehr, ſobald wir nur das Thun dieſer ſtummen Schlafwandler gehörig deuten und in unſre Sprache zu überſetzen vermöchten. „Auch im Thiere iſt Weiſſagung, und nur eine höhere im Menſchen,“ ſchrieb Jacobi, welche Stelle Treviranus anführt, und damit eine andre deſſelben Schriftſtellers (von den göttlichen Dingen S.

163.) unvereinbar ſindet, deren Unvereinbarkeit vielleicht durch nähere Auseinanderſetzung gehoben werden könnte. In jedem Fall erſcheint uns nach jener umgekehrten Hypotheſe die Erde im Leben der organiſchen Weſen als eine große Prophetenſchule.

Aber weiter. Die Kantiſche Philoſophie beginnt ihre Unterſuchungen mit dem Unterſchiede einer von Sinnenerfahrung unabhängigen und einer von ihr abhängigen Erkenntniß (der a priori und a posteriori) und bemüht ſich, das Daſeyn, wie den Zuſammenhang beyder ins Licht zu ſtellen. Ich habe gegen Kants Auffaſſung vor zwölf Jahren eingewandt: jede menſchliche Erkenntniß ſey ſtets rein (unabhängig von den Sinnen) und empiriſch zugleich (Darſtellung des Weſens der Philoſophie S. 126.). Wir könnten jetzt hierüber aus unſrer Prophetenſchule die Antwort vernehmen: Iſt alles Leben in ſeinem Triebe und ſeiner Empfindung ein Vermitteltes aus Weiſſagung und Sinn der Gegenwart, ſo wurzelt der Begrif jenes Unterſchiedes der Erkenntniß im Leben ſelbſt, und bildet dadurch unſer Wiſſen und Verſtehen zur Doppeleinheit, deren verſchiedenartige Elemente

uns allerdings zum Bewußtſeyn gelangen, jedoch getrennt von einander ihre lebendige Bedeutung verlieren. Es giebt keine Wiſſenſchaft unabhängig von aller Erfahrung (keine rein a priori), ſo wenig als eine bloß aus Erfahrung (rein a posteriori), ſo wie es kein reines und kein lediglich empiriſches Bewußtſeyn giebt, ſondern nur ein Ineinanderfallen von beyden, als Grundlage des irdiſchen Lebens.

Noch mehr — denn ich ſchreibe Ihnen meine Gedanken ohne Rückhalt — die Hypotheſe leiſtet vortreflichen Dienſt zur Erläuterung paradox klingender Sätze, deren ſchon in meinen früheren Briefen vorgekommen. Hier ein Beyſpiel. Es war längſt meine Ueberzeugung, der geſunde Schlaf des Menſchen ſey kein bewußtloſer Zuſtand, eben ſo wenig ein Aufhören der geiſtigen Thätigkeit oder des Denkens und Vorſtellens der Seele, ſondern vielleicht das Leben, Denken und Empfinden in einer eigenen Welt, in welche die Erinnerung viele Bilder des Wachens hineinträgt, worin aber auch ganz eigenthümliche Gegenſtände der Seele vorſchweben, ganz eigenthümliche vorher nicht dageweſene Gedanken ſich erzeugen, nur daß mit dem Erwa-

chen unſer Gedächtniß dieſes Lebenszuſtandes abbricht, welches ſich erſt wieder anknüpft, ſobald wir aufs Neue einſchlafen, grade wie ſolches im magnetiſchen Schlafe geſchieht. Gründe für dieſe Meynung gaben theils der magnetiſche Schlaf ſelber, theils der Unbegrif einer Nichtwirkſamkeit des Geiſtes, welcher als Prinzip des menſchlichen Lebens nur im abſoluten Tode aufhören kann zu wirken, wobey mir zugleich die Platoniſche Lehre von der Unſterblichkeit beyfallen mußte, — endlich das Träumen. Der Menſch träumt immer, pflegte ich zu ſagen, erſtlich im Wachen, zweytens im Traume, drittens im vollen Schlaf; aber vom letzteren weiß er nichts, wenn er aufwacht. Erläutert wurde dieſe Anſicht durch jene Erfahrungen, daß jemand zur beſtimmten Stunde ſich ſelber weckt, ſobald er es vor Schlafengehen ſich vorſetzte, daß er manchmal am Morgen ein Problem leicht auflöſt, welches ihm am Abende nicht gelingen wollen, und daß in manchen Träumen vollſtändige Reflexion und Ueberlegung vorkommt, welche mehr iſt, als bloßes Nachklingen gewiſſer Sinnenbilder. Kant hatte ſchon Aehnliches gedacht und Jean Pauls Blicke

in die Traumwelt (Muſeum 1814.) gaben neue merkwürdige Belege. Wie nun, wenn die Träume nur ein unvollkommenes und wunderlich getrübtes Fragment des Schlafzuſtandes zum Bewußtſeyn brächten, wenn der letztere frey von körperlicher Hemmung eine höhere Thätigkeit des Geiſtes geſtattete? Mir war nicht ſelten erinnerlich, die Nacht in geiſtreicher Geſellſchaft geweſen zu ſeyn, und zwar in bekannter, für deren Perſönlichkeiten jedoch aus dem wachen Leben keine Urbilder aufzutreiben, ich war manchmal in die Noth gekommen — wie dergleichen Traumnoth oft beunruhigt — plötzlich vor großen Verſammlungen über einen Gegenſtand reden zu müſſen, und hatte mir ſchnell Redetheile entworfen, von denen ich beym Erwachen noch Einiges wußte, ſogar führte mich einſt der Traum in eine bekannte ſächſiſche Stadt, wo ich aus dem Nichterinnern der Reiſe dahin auf ein Träumen ſchloß, und mich aus der fremden Gegend umher überzeugte, ich wache nicht, dann aber zugleich mir vornahm, dieſe Traumzweifel im Traume und die Merkmale der Ueberzeugung für mein Erwachen einzuprägen, ſo daß ich am Morgen nach einiger

Mühe beyde wiederfand. Das mochte zu den Halbträumen gehören, von denen Jean Paul ſpricht, welches aber meine Meynung nicht aufhob, und mir die ſymboliſche Bedeutſamkeit der Träume für ein eignes Geiſtesleben im Schlafe zu beſtätigen ſchien, wiewohl in anderm Sinne, als Schubert die Sache nahm (Symbolik des Traumes 1814.), deſſen Kopfſyſtem und Unterleibſyſtem und gefallener Phosphorus eine naturphiloſophiſche Theorie der Hypotheſe und eine Theologie der Traumbücher voranſtellten.

Jetzt kömmt mir Treviranus entgegen mit Erfahrungen, guten Gründen, beſtimmterer Durchführung. Jener Studirende, welcher mehrere Wochen hindurch im Schlafe laut redete, und nach von Hovens Beobachtung in dieſem Traum ein eigenes zuſammenhängendes, von dem wirklichen ganz verſchiedenes Leben führte (Biologie Bd. 6. S. 55.), machte anſchaulich, was uns alle Tage und Nächte begegnet, aber höchſtens unſre dunkele Erinnerung ahndet. Unſer Biologe ſagt deshalb: „Es iſt eine Annahme, die keiner Erfahrung widerſpricht, womit ſich im Gegentheil manche Erſcheinungen des Schlafwandels in Uebereinſtimmung bringen

laſſen, daß der Menſch in ſeinem irdiſchen Zuſtande ein zweyfaches Leben führt, ein Leben in der Sinnenwelt während des Wachens, und ein anderes in der Welt der Ideen, während des tiefen von Träumen freyen Schlafs. Die Mittelſtufe zwiſchen beyden iſt das Träumen. Aus dem einen Daſeyn findet keine Erinnerung in dem andern, wie aus dem Zuſtande des Hellſehens der Schlafwandler keine im Wachen, ſtatt." (S. 70.) Und einen ſchönen Gedanken fügt er hinzu: „Vielleicht iſt das Leben in der Ideenwelt um ſo reicher, je mehr ſich die Seele im Alter von der Sinnenwelt zurückzieht." Laſſen ſich einer ſolchen Möglichkeit nur andre Möglichkeiten entgegenſetzen, ſo erhält dadurch der Schlaf eine große Bedeutung für unſer Leben, erfriſchet den Geiſt, wie den Körper, entſchädiget jenen, wenn dieſer abſtirbt, bringt aus ſeiner verborgenen Heimat Wahrheit und Weiſſagung in manchen Traum, verhüllte Erinnerungen in das Wachen, bey denen wir verwundernd fragen, woher ſie ſtammen, und dennoch unſer Gemüth von ihnen bewegt fühlen. Vielleicht iſt unſere geſamte unmittelbare Erkenntniß des Nichtſinnlichen, vielleicht ſind die Ur-

theile des Gewiſſens, die Zuverſicht des Glaubens, die Erfreuung durch das Schöne ein Ergebniß des zweyten Lebens neben und mit dem wachenden, und Plato, der einen früheren verloren gegangenen Zuſtand der Seele annahm, hätte dieſer Annahme für ſeine Lehre der Wiedererinnerung nicht bedurft, indem die Menſchen jeden Morgen aus dem Flügelleben des Schlafes und ſeiner Poeſie in die Proſa des gewöhnlichen Lebens fallen, worin bloß die edelſten und geiſtigſten von Zeit zu Zeit ein Wachſen der Seelenflügel deutlich empfinden.

Ich erſtaune über den weiten Gebrauch der Hypotheſe, und fahre fort. Jean Paul ſpricht von ſeinen Wahlträumen (Muſeum S. 349.), in denen er außer ſchönen Landſchaften noch ſchöne Geſtalten ſucht, und oft nach ihnen lange vergeblich herumfliegt, doch weiß er, daß ſie kommen müſſen, und wartet darauf mit Geduld. Traumproſaiſten werden es ihm als Traumpoeten ſchwerlich nachthun, indeſſen geb' ich die Erklärung, ein ſolcher Traum ſtehe an den Pforten des ſchöpferiſchen Schlaflebens und vertraue dem augenblicklichen Aufrauſchen derſelben, ohne jedoch immer die Hofnung erfüllt

zu ſehen. Aber iſt nicht der Zuſtand des bildenden Künſtlers ganz derſelbe? Er ſinnet auf Geſtalten und ſucht ſie, vertrauend, daß ſie kommen werden, weil ein dunkles Bewußtſeyn ihm von einer zweyten Welt weiſſagt, die in der wachen Sinnenwelt zwar nicht hervorgetreten, worin er aber jene Ideale wirklich angeſchaut, welche der begeiſterte Augenblick der Schöpfung ihm wiederbringt. „Die wahre Dichtung,“ ſchreibt einmal Jacobi, „muß jenem Traume gleichen, aus dem ein wahrhaftes lebendiges Weib ward. Adam hatte die Schöne innerlich geſehen, denn er war voll Sehnſucht nach ihr. Nun kam über ihn ein tiefer Schlaf, ein Schlaf vom Herrn, — und Gott ſchuf das Weib aus ſeiner Rippe.“ Oder meynet ihr Heiden in Poeſie und Philoſophie, das wirre Sinnenleben der Tagesarbeit und Hitze ſey von Allem Schönen und Herrlichen die Mutter, und ein für ſich blinder Geiſt und eine für ſich blinde Phantaſie kämen allmählig hintendrein? Sie offenbaren ſtets nur ihre eigenen Geſichte. Im Feſthalten derſelben für die ſinnliche Darſtellung beſteht die Schwierigkeit aller Kunſt und deren Uebung. Wenn wir mit Jean Paul zwiſchen

Vorſtellbildern und Empfindbildern (Muſeum S. 313.) unterſcheiden, und jene mit ihrer Dürftigkeit der Farbe wie des Umriſſes gegen dieſe tief herabſtellen, ſo beſteht die Kunſt und Geſchicklichkeit des Künſtlers darin, ſeine Ideale in Empfindbilder zu verwandeln, um ſie durch Sprache oder Farben oder Tonreihen Andern vor die Sinne zu bringen. Lebhafte Träume geben Empfindbilder, z. B. die wahre Geſtalt eines Freundes, der mit dir redet; nur geht es dem Künſtler oft wie dem Träumenden: ſobald er ſein Empfindbild feſthalten will, verliert es ſich in ein Anderes und wieder ein Anderes, daß ſeine Sprache ſtockt, ſeine Farben und Umriſſe unter der Hand verfließen, und ſeine Tonreihen verſtummen. Wer je mit Darſtellung ſich beſchäftigte, muß dieſe Erfahrung gemacht haben; niemand ſchreibt oder ſpricht eine Rede, wie das Empfindbild derſelben vor ſeiner Seele geſtanden, niemand bringt das Empfindbild einer Landſchaft oder Geſtalt unverändert auf die Tafel, kein Tonkünſtler hat je ohne Abweichung in Noten geſetzt, was als Empfindbild ſeinem Ohre vorüberklang, ja ſelbſt der Brief, den ich Ihnen gegenwärtig ſchreibe, kommt nicht auf

das Papier, wie er meiner Empfindung als Bild vorſchwebte. Den Meiſter und Lehrling unterſcheidet der Umſtand, daß bey jenem ungeachtet der Verſchiebung und Verwandlung ſeiner Empfindbilder dennoch etwas Tüchtiges und Ganzes entſteht, bey dieſem hingegen lauter Stück- und Flickwerk die Noth ſeines Zuſtandes offenbart. Denke man ſich eine bleibendere Gegenwart der Empfindbilder, und jede Darſtellung wird unglaublich leicht, die Mittel derſelben geben ſich wie gerufen, woraus ich mir erkläre, daß magnetiſch Hellſehende im Schlaf oft beſſer ſprechen, als im ganzen wachen Leben, ſogar in Verſen, ſogar in ausländiſchen minder geläufigen Worten, und würden ſie etwa ſingen oder zeichnen, wovon mir keine Beyſpiele erinnerlich, ſo müßte auch hierin ihre Ueberlegenheit zum Vorſchein kommen. Ob die Phantaſie — Schöpferin der Empfindbilder, — reproduktiv oder produktiv hiebey verfährt, macht keinen weſentlichen Unterſchied, leichter iſt allerdings das Wiederbringen einer Vorſtellung im Gedächtniß, und das Gewahrwerden ihrer beſtimmten Gränzen, aber mit der Vorſtellung iſt die Sache bey weitem nicht abgethan.

Wir ſehen Maler ſtundenlang einen lebenden Menſchen anſchauen, deſſen getreues Bildniß ſie zu verfertigen ſtreben, und manchmal wird ihr Werk dennoch unähnlich, oder halb ähnlich, oder verdrießlich ähnlich. In der Gegenſtändlichkeit ihrer Vorſtellung iſt dieſer Fehler nicht zu ſuchen, eben ſo wenig in der Handfertigkeit, wenn ſie ſonſt ſchon nach dem Leben gemalt und Züge getroffen; es liegt daran, daß ſie von dem beſtimmten Menſchen vor ihnen entweder gar kein Empfindbild gewonnen, oder nur ein halbes gewiſſer Theile, oder eines mit unangenehmen Nebenzügen. Ich pflege deswegen wohl zu behaupten: der Bildnißmaler müſſe jemanden, den er kennt, ohne alle Sitzungen getreu darſtellen, was er gewiß leiſtet, ſobald jenes wahre Empfindbild ihm ſitzt, welches in Träumen ſchnell hervorgaukelnd ſchneller noch verſchwindet. Während des Wachens geht es nicht anders, helle Geſtalten, wahr und leiblich, treten vor das innre Auge; aber ehe du die Reisfeder zur Hand nimmſt, ſind ſie weg, und kommen nicht wieder. Die Thiere haben es darin leichter, ihrem Traumleben — wenn dieſes der rechte Ausdruck — iſt ein einziges Em=

pfindbild bleibend gegenwärtig, an deſſen Aeuſerlichwerdung ihr Kunſttrieb ſich erſchöpft, der keiner Weckung und Lenkung des Willens nach mannichfaltige Richtung fähig iſt oder bedarf, und darum Werke hervorbringt, worüber der einen weiten Abſtand fühlende Menſch dennoch ſtaunt. Treviranus beſtätigt Alles, wenn er ſagt: „Jene Bilder der produktiven Einbildungskraft ſind in gewiſſer Hinſicht für das Thier, was für den Künſtler und Dichter deſſen Ideale. Sie fließen jenen nicht aus der Sinnenwelt zu (ſo wenig wie Empfindbilder aus bloßen Vorſtellungen), ſondern gehen der Erfahrung vorher (oder folgen ihr nach) und bilden eine eigne Welt, in deren Anſchauung die Seelenkräfte ſchon einen gewiſſen Grad von Uebung erlangt haben, bevor noch das Thier mit der äußeren Natur genau bekannt geworden iſt. Daher die große Sicherheit in allen Handlungen, die ſich auf den Kunſttrieb beziehen.... Bey dieſen Bildern, dieſen Lebensidealen, iſt mit dem Erwachen des Inſtinkts zugleich der Gegenſtand deſſelben im Geiſte vorhanden.“ (Biol. Bd. 6. S. 15.) Reimarus kann gleichfalls unſer Gewährsmann ſeyn (Kunſttriebe der Thiere S. 20.

92.) ſamt dem von ihm angeführten Ariſtoteles, und ſachgemäß würden dann Endurſachen als Grund der wirkenden angeſehen (Ebend. S. 380), ſie ſind nämlich alles ſchöpferiſchen Wirkens Anfang.

Der kalte Forſcher Boerhave ſtutzte, als ihm Menſchen vorkamen, die ihr Leben an die Aufſuchung einer Traumgeſtalt ſetzten (Biol. Bd. 6. S. 21.) Thun dies nicht wirklich Alle, welche ein Empfindbild der Schönheit, der Wahrheit, der Tugend, des Ruhms, des Glückes verfolgen? Das Schlaf=Ich entwirft geſchieden von der ſinnlichen Welt ſeine Bilder und Vorſtellungen, mehr oder weniger nachſchaffend oder friſchſchaffend, immer aber nicht als ein Subjektives in Zeit und Raum Unwirkliches, ſondern als ein Objektives, in Zeit und Raum Vorhandenes, zu ſuchendes, zu findendes. So jagt ein Philoſoph der wahren Philoſophie nach, nämlich ſeiner eigenen, und Sie mögen ſich daraus erklären, was ich Ihnen neulich ſchrieb, daß jeder nur ſeine eigene Philoſophie durch Denken und Nachdenken finde und wiederfinde, er mag ſich einpuppen und auspuppen, wie er will. So ſtrebt ein edler Menſch nach tugend=

haftem Charakter, nach rühmlichem Daſeyn unter ſeines Gleichen, wovon er die Bilder ſchon in ſeiner Seele trägt, und nur gleich dem Künſtler um ihr Feſthalten verlegen iſt, damit ſie durch That und Geſinnung ins Leben treten. So fragt der Catechismus, den ich als Knabe lernte: ob nicht alle Menſchen wünſchten glücklich zu ſeyn? — und bejaht die Frage. Er hat nur vergeſſen beyzufügen: daß jeder ſein Glück ſchon inwendig ſah und die Züge im Gedächtniß verlor, dennoch aber genug davon zu Zeiten aufblitzt, um unter den vielfachen Geſtaltungen und Irrſalen des Lebens auszurufen: Hier iſt es nicht! Gebrauchte der wahlträumende Jean Paul einmal in einem Dorfe den Kunſtgrif, zwey ſehr ſchöne aber nie geſehene Gräfinnen zu ſich rufen zu laſſen, weil die Guten durchaus eintreten müßten (Muſeum S. 349.), ſo liegen wir eigentlich Alle in ſolchen Dörfern, der Philoſoph mit ſeinen Begriffen, der edle Menſch mit ſeinem Tugendgefühl, der Glückſuchende mit ſeinem Begehren nach Freude, bis die ungeſehenen Gräfinnen wirklich kommen, oder — ausbleiben. Nur wohl zu merken, die Dörfer ſind eben ſo gut für die Gräfinnen da,

als dieſe für die Dörfer, unſer ganzes Leben iſt ein Stell dich ein für zwey Welten.

Ich folgre hieraus: es giebt gar keine bloße Sinnenwirklichkeit für den Menſchen, weder in Anſchauungen noch in Begriffen; die Phantaſie, als vorſchaffend, als Urheberin der Empfindbilder, ſteckt ſchon immer darin. Sie webt den verſchwommenen Hintergrund — eine herüberſcheinende Morgenröthe des Schlaflebens — für die deutlicheren Gegenſtände des Vorgrundes — für Leiden und Freuden, für Irrthum und Wahrheit des Wachlebens. Die Empfindbilder der Urphantaſie ſind das Maaß des Wirklichen, ſeiner Wahrheit, ſeines Werthes, ſeiner Schönheit, und ſpräche man von einem An ſich der menſchlichen Erkenntniß, ſo wäre dies in einer präſtabilirten Harmonie des objektivirenden Geiſtes mit den Objekten, in einer erfüllten Weiſſagung der wahren und wirklichen Welt zu ſuchen. Das Bewußtſeyn dieſer Weiſſagung und eines freythätig die Wirklichkeit erwirkenden Willens hat der Menſch ſchlechthin vor dem Thiere voraus, dadurch iſt er ein „denkendes Weſen, beſitzt das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden, Wahrheit und Recht zu er-

kennen, und ein Ueberſinnliches zu ahnden. Nicht die Sprache giebt ihm dieſen Vorzug, ſie iſt Folge, nicht Urſache deſſelben." (Biol. Bd. 6. S. 9.) Weil alle eigentliche Geiſteswirkſamkeit eine perſönliche, individuelle iſt, nur dem Menſchen auf der Erde zukommend, ſo erläutert ſich daraus, was Treviranus bemerkt: „es gebe zwiſchen Menſch und Thier keine einfache Stufenleiter; der Abſtand zwiſchen dem Menſchen und den Säugethieren ſey noch weit größer im Geiſtigen, als im Körperlichen. (Biol. Bd. 6. S. 24.) Was der Menſch als Art in Vergleichung mit den übrigen Thieren nach ſeiner ſinnlichen Natur iſt, wird ſich vielleicht aus der Bildung ſeines Gehirns und ſeiner Nerven erklären laſſen. Aber ſchwerlich wird es je gelingen, hieraus die Stufe zu beſtimmen, die er als Individuum ſeinen geiſtigen Anlagen und Fähigkeiten nach einnimmt, und gelänge auch dies, ſo würde es doch nur möglich ſeyn anzugeben, was der einzelne Menſch iſt, nicht aber, was aus ihm werden kann und werden wird." Ferner ſtellt Treviranus den aus reicher Beobachtung gewonnenen Grundſatz auf: „Je mehr eine Funktion thieriſcher Art iſt, deſto mehr ſteht

ſie mit der Organiſation des Gehirns und Nervenſyſtems in Verbindung. Je mehr ſie dem Gebiet des bewußten Lebens angehört, deſto weniger genau iſt ſie mit dieſer verbunden.“ (Biol. Bd. 6. S. 72. 75.)

Nehmen Sie keinen Anſtoß, mein Freund, an dem Reden unſers treflichen Biologen von Anlagen, vom Werden, gegen deren philoſophiſche Geltung ich Ihnen einſt meine Bedenken mitgetheilt. Wir wiſſen wohl, wie alle unter Abbildern entſtandene und namenloſe Urbilder (das ewige Seyn) nicht nennende Sprache ihre Zeichen findet, und können das Bezeichnete in unſre Worte überſetzen. Mehr im Ausdruck übereinſtimmend iſt folgende Stelle: „Jeder empfängt beym Eintritt ins Leben von der Natur ein Pfund (das urſprüngliche Verhältniß ſeiner Doppelwelt), womit er zu wuchern hat. Nur wenige werden ſich dieſer Gabe in dem Drange und der Noth des Lebens bewußt, und deswegen iſt das Daſeyn der Meiſten wie das zweckloſe Umherirren einer zerſtreuten Bienenſchaar.“ (Ebendaſ. S. 19.) Nun ja, das Seyn iſt nicht durchgebrochen, würde ich mit den Quäkern ſagen, und was werden unſre Philoſophen

antworten? Sie ſprechen von Kategorien, Beweiſen, allgemeiner Wiſſenſchaft, allgemeinen Maximen, allgemeinen Kunſtgeſetzen. Das ſind Dörfer, in denen man die Gräfinnen erwartet. Jener zerſtreuten Bienenſchaar erſcheinen ſie als böhmiſche Dörfer, das heißt ſolche, deren Boden man nie beſchritten, mithin auch in ihnen nach Nichts ſich geſehnt.

Des Menſchen Daſeyn und Leben beruht darauf, wie er ſchläft, wacht, und auch in der Mittelſtufe von beyden träumt. Vielleicht iſt das Schlafen bey Jedem ſein höchſtes Thun, ein rechtes Wachen, nur von Wenigen verſtanden, und die Träume ſchwärmen dazwiſchen als ſeltſame Amphibien. Entſchieden genug muß dies Alles von der Individualität abhängen, oder lehre einmal deinen Nachbar — wie du ihn Sprache lehrſt, dir nachträumen und nachſchlafen. Ich habe Ihnen früher das Denken als ein Individuelles beſtimmt, die Wahrheit als eine individuelle Setzung, das Verſtehen als Eingang in fremde Individualität, durch den eine gemeinſchaftliche Mutterſprache der babyloniſchen Sprachverwirrung ein Ende macht,

ich habe geredet von Vorgeſichten der Wiſſenſchaft als urſprünglicher Bejahung, welche jeder Verneinung zum Grunde liegt, vom Licht der zweyten Welt, vom Sternenſchimmer, von den Sehern und einer Gemeinſchaft ihres Glaubens, von Offenbarung und Weiſſagung, innerlich äußerlich, und umgekehrt (Brief IV.), vom Menſchenwerk der Einförmigkeit, vom Anfang und Ende im Menſchen, dem das erſte A und O fehle, von der Nichtänderung des Grundcharakters, von Prädeſtination (Brief V.) von dem Außer ihr der Philoſophie als ihrem regierenden Geiſt, ja ſogar von einer vorherbeſtimmten Philoſophie des Einzelnen (Brief VII.), — und ſagen Sie ſich ſelbſt, wie das Alles mit meiner Hypotheſe, mit Treviranus, mit dem magnetiſchen Hellſehen, zuſammenhängt, woran ich damals gar nicht dachte. Mir wenigſtens kommt es vor als eine Gedanken Symphonie, deren Ganzes ich dem Fernen mittheilen möchte ſamt dem Orcheſter dazu, wenn nur mehr als ſchwache Beſchreibung möglich wäre; ähnlich einer Sphärenmuſik des Pythagoras, welche der Hörer hört, der Nichthörende durch keinen Sprachlaut vernimmt, und für welche ein Echo in der

Bruſt vorhanden ſeyn muß, um wiederzutönen vor dem Klange.

Selbſt meine Lehre vom Welthypochonder, die ich Ihnen einſt (Brief II.) an dem Leben dreyer ausgezeichneten Menſchen anſchaulich zu machen ſuchte, erhält eine unerwartete Löſung. Heiterkeit und Freude ſtammen aus der Harmonie des höheren — im Schlafe vielleicht uns alle Nächte bewußten — Lebens mit dem wachenden Tagesleben. Der niedergedrückte Menſch weiß nicht, woher ſein Misbehagen ſtammt, ſucht es in Leibesübeln, im Mangel an Zerſtreuung, und ahndet nicht die viel tiefere Quelle, nämlich eine Diſſonanz der urſprünglichen Lebensmuſik, die lediglich durch ein kräftiges Eingreifen des Willens, als dem Zeugen aus der Höhe, zur Conſonanz werden kann. In dieſem Sinne iſt wahr, daß Tugend und Religion den Menſchen glücklich machen, denn der tugendhafte und religiöſe Wille iſt der ſtärkſte, ein Hebel der Welt, ein Wiederbringer des geſtörten Maaßes, der göttlichen Meßkunſt, und eine unauslöſchliche Morgenröthe der Ewigkeit.

Unſer Leben gleicht dem Neu-Monde, welcher ſeine dunkle Seite der Erde, ſeine helle

der Sonne zukehrt, — nur mit dem Unterſchiede, daß die Achſendrehung des Mondes fehlt, und Finſterniß wie Licht auf zwey verſchiedenen Hälften bleiben, ohne ſich gegen einander auszutauſchen. Faſſeſt du von der Erdſeite das Leben, ſo herrſcht die Nacht, und du kannſt es nicht anders faſſen, weil du auf der Erdſeite wachſt, und von deinem Schlafe Nichts dir bewußt wirſt. Dennoch ſchießen einige Stralen am Rande der finſteren Hälfte hervor, es iſt eine von Träumen begleitete Frühaurora, und einige zurückgeworfne Stralen ſendet auch die Erde hinauf. Genügen dir dieſe nicht, und richteſt du keinen hellen, ſondern einen düſtern Blick auf die Umgebung, ſo wähnſt du das Leben ohne Sonne, eine Nachtoberfläche voll ausgebrannter Vulkane, voll todter Meere und ſchweigender Wüſten.

Wirklich iſt hiedurch angedeutet, was alle philoſophiſchen Lehren ihrem innern Weſen nach ſcheidet. Der helle Blick gewahrt Freyheit des Geiſtes, der düſtre gewahrt ein dunkles Schickſal. Sowohl Freyheit als Schickſal ſind unbegreiflich, nur meynen Manche, das letztere ſey wiſſenſchaftlich beſſer, wegen der Einfärbigkeit ſeiner Nacht. Fichte nennt die Lehre von der Freyheit in An-

wendung auf das empiriſche Subjekt die Gränze aller Begreiflichkeit, „weil Begreifen das Anknüpfen eines Denkens an das Andre, und jeder Akt der Freyheit ein abſolut Erſtes ſey" (Sittenlehre S. 237. 238.); aber iſt denn die Nacht des Schickſals mehr als Gränze, und begreift man das abſolut Erſte des Schickſals? Gleichwohl habe ich Ihnen von Prädeſtination geſchrieben, die Schickſal heißen könnte, und bin vielleicht mit mir ſelber uneinig. Schwer iſt darüber zu reden, die Uneinigkeit liegt in der Sache. Wahre Freyheit iſt Selbſtbeſtimmung, Zweckſetzung, ein Wollen des Gewollten. Dieſes in eine Zeitfolge geſtellt, giebt die Begriffe vom Beharren des Willens, des Zwecks, der Beſtimmtheit, und weil das Spätere immer von dem Früheren abhängig gedacht wird, von Prädeſtination. In der Zeitreihe iſt dann alles Geſchehende determinirt, dies heißt Geſetz, Nothwendigkeit. Hebe die Zeit in Gedanken auf, und es bleibt die urſprüngliche Determination des freyen Willens. Man könnte daher ſagen: die Freyheit beſtimmt ihre eigne Determination in der Zeit, ſie iſt für das auseinander gezogne Bild der letzteren Prädeſtination, Vorherbe-

ſtimmung, angeſchaut als nothwendiges Geſetz. Das Bild des menſchlichen Handelns in der Zeit hieße nun der Charakter; deſſen ſtehendes Seyn (das Geſetz des Succeſſiven) eben freye Selbſtbeſtimmung wäre, das Nach ſchon mit dem Vor, und das Vor ſchon in dem Nach beſtimmt. Wollte man den reinen Begrif der Zeitfolge auffaſſen, in welchem das Nach bloß durch ein Vor bedingt iſt, ſo hätten wir die gewöhnliche Lehre des Determinismus. Sie ſteht und fällt mit dem empiriſchen Begrif der bloßen Zeit. Wie eine Anſchauung des Wirklichen im Gemüthe zur Weiſſagung wird, ſobald ich Zeit und Raum dazwiſchen ſchiebe, ſo wird die Selbſtbeſtimmung der Freyheit durch daſſelbe Zwiſchenſchieben zur Prädeſtination. Endurſachen bezeichnen ebenfalls Nichts Anderes; die Zeit liegt zwiſchen der Urſache und demjenigen wohin und wofür ſie wirkt. Wenn wir in unſerm zeitlichen und räumlichen Leben feſte Ordnung und zweckmäßigen Zuſammenhang wahrnehmen, nennen wir dies Nothwendigkeit. Eben ſo gegenwärtig wie dieſe iſt uns das Bewußtſeyn der Freyheit, welches ſich aber auf ein dem Sinnenleben unbekanntes Wirken —

worin die bekannten Zeit- und Raumverhältniſſe fehlen — bezieht.

Natürlich geben Sinnenanſchauungen und die daraus gewonnenen Begriffe bloß Einſicht vom Zeitlichen und Räumlichen, nicht von dem Bewußtſeyn der Freyheit und jenem Andern — eben deshalb Ueberſinnlichen. Vielmehr können wir in Raum- und Zeitverhältniſſen den Begrif der Freyheit — welcher ſich auf jenes fremdartige Bewußtſeyn ſtützt — nur auffaſſen als Negation, nämlich Verneinung eines nothwendigen Zuſammenhangs, Geſetzloſigkeit; Zufall genannt in der Zeitfolge von Naturereigniſſen, Willkühr in der Zeitfolge von Handlungen. Gleichwie ſelbſtbeſtimmende Freyheit in eine Zeitfolge geſtellt, die Wurzel des Begrifs von Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit, Geſetzmäßigkeit iſt, ſo wird unbeſtimmte Willkühr die Wurzel des Begrifs vom Zufall, vom Zweckloſen, Geſetzloſen. Genau genommen trifft nur mit dem letzteren die Annahme eines Schickſals zuſammen, mit dem erſteren die Annahme einer Vorſehung.

Nicht zu verwundern iſt, wenn über ſolche einem doppelten Bewußtſeyn angehörige Be-

griffe auch eine Doppelſprache eintritt, oder eine Vorliebe für dieſen und jenen Begrif, gleichſam eine Majoratſtiftung des Denkers im Erbe der Wahrheit. Wenige Philoſophen entſchloſſen ſich, den Zufall an die Spitze zu ſtellen, ihm widerſprach zu ſehr das geiſtige Bewußtſeyn der Selbſtbeſtimmung und er taugte nicht zur Erklärung eines in Raum und Zeit Geſchehenden. Weit allgemeiner entſchied man für Nothwendigkeit, unter welcher Alles beſchloſſen ſey, wodurch dann das Frühere in der Zeitfolge als Grund des Späteren angeſehen werden konnte, und die Begriffe des Zuſammenhanges wie der Geſetzmäßigkeit ihre Stelle fanden in der Erkenntniß. Obwohl nun Nothwendigkeit, wie erinnert, nur unter Vorausſetzung des Freyheitbegriffes beſteht, ſo ſuchte man doch letzteren wegen ſeines für Raum- und Zeitverhältniſſe fremdartigen Inhalts abzulehnen, und ließ die Nothwendigkeit ſich ſelber genügen*), wo dann Frey-

*) Doch bemerkt Jean Paul mit Recht: „Selber der alles durch Urſachen begründende Läugner der Freyheit, nimmt wider Wiſſen ein Schickſal oder in der erſten Urnothwendigkeit etwas von Gründen Unbedingtes als Freyheit an.“ (Muſeum S. 152.)

heit als bloße Verneinung des Geſetzlichen, der Ordnung, als Willkühr, als leerer Begrif des Regelloſen erſchien. Sogar die Vertheidiger der Freyheit ſind in dieſen Irrthum verfallen, wenn ſie eine Freyheit der Willkühr annahmen, und dadurch ihren Gegnern Blößen gaben. Die wahre Freyheit iſt kein Negatives, Willkührliches, ſondern das höchſte Poſitive, die große Freyheit Auguſtins, dadurch nicht Eins und daſſelbe mit dem Sinnlichen, mit Raum- und Zeitverhältniſſen, ſondern dieſelben beherrſchend, und ihr in Raum und Zeit aus einander gezognes ſinnlich aufgefaßtes Bild iſt eben Geſetzmäßigkeit und Nothwendigkeit. Anſchaulich wird jener Irrthum in der Beurtheilung menſchlicher Handlungen. Tugend und Recht, ſagen die Freyheitlehrer, ſtehen und fallen mit der Freyheit, aber ſie grade ſchließen das Willkührliche aus, befinden ſich damit im Kampf, wollen ihre Nothwendigkeit und Ordnung gegen Willkühr behaupten. Von der Sinnenſeite, von dem Standpunkt einer ſich ſelbſt genügenden Nothwendigkeit — welche genau genommen die bloße Zeitfolge iſt — ſcheint ſogar das Bewußtſeyn den Irrthum zu beſtätigen, weil jeder Menſch

ſich ſagt, er habe anders handeln können, als er gehandelt, er wähle beliebig zwiſchen Entgegengeſetztem — handle mithin willkührlich — nur wird dieſes Bewußtſeyn ſelber unrichtig aufgefaßt, denn es iſt nicht ein Ergebniß der Willkühr, ſondern der unvertilgbaren — obwohl unbegriffenen — über Zeit und Raum erhabenen Freyheit. Darum bringt der tugendhafte und rechtliche Charakter uns kein unbeſtimmtes — zufälliges — Seyn vor Augen, ſondern ein ſehr beſtimmtes. Ziehn wir dieſes aus einander im Zeitleben, ſo ſind die tugendhaften und rechtlichen Handlungen als freye Handlungen, prädeſtinirt, vorausbeſtimmt. Kann doch Ein Menſch wiſſen, was der Andre thun wird, wenn er deſſen Charakter, Zweckſetzung, Willensſtärke kennt! Sonnambülen ſagen manchmal voraus, was ſie im Wachen vornehmen werden, obgleich ſie im Wachen der Vorherſagung ſich nicht erinnern. Fichte bemerkt: „es iſt ganz richtig, wenn man urtheilt: in dieſer Lage, d. h. bey dieſer Denkart und Charakter konnte der Menſch ſchlechthin nicht anders handeln, als er gehandelt hat. Es würde aber unrichtig ſeyn, wenn man hiebey mit ſeinem Urtheile ſtehen bliebe, und behaupten

wollte, er könne auch keinen andern Charakter haben, als er habe. Er ſoll ſchlechthin ſich einen andern bilden, wenn ſein gegenwärtiger Nichts taugt, und er kann es; denn dieſes hängt ſchlechterdings ab von ſeiner Freyheit.“ (Sittenlehre S. 237.) Ganz verſchieden zeichnet Fichte den Charakter des aus Willkühr handelnden Menſchen (Ebendaſ. S. 243.); was er von Charakteränderung ſagt, nannte ich Durchbruch.

Freyheit des Willens bedeutet autokratiſche Macht, deren Selbſtbeſtimmung im Raum- und Zeitreiche wegen der darin wahrgenommenen gegenſeitigen Abhängigkeit, als ein Negatives, Zuſammenhang und Ordnung gleichſam Unterbrechendes — Wunderſames, Willkührliches — überhaupt verkehrt Stehendes erblickt wird. Sogar der richtigſte Ausdruck für Freyheit, — Unabhängigkeit des Willens von der Begierde (Jacobi) — trägt dieſes negative Kennzeichen. Man denke ſich den höchſten freyen Willen, der zugleich Allmacht iſt, ſo verſchwindet das verneinende Merkmal, und geht über in die vollkommenſte Bejahung, in eine Vorſehung, eine Prädeſtination für Zeit- und Raumverhältniſſe, Geſetz und Ordnung ſchaffend, zu denen auch die freyen

Handlungen der Menſchen mit ihrem Vor und Nach gehören. Keineswegs wird dadurch menſchliche Selbſtbeſtimmung aufgehoben, ſondern ſie iſt in das Weltgeſetz aufgenommen; was die Begriffe zwiſchen Vor und Nach nicht einſehen, wovon aber das tiefere Bewußtſeyn der Freyheit Kunde giebt. Von dieſem Standpunkt erſcheint die ſich ſelbſt genügende Nothwendigkeit, das blinde Fatum, deſſen Cauſalverhältniß der bloße Zeitzuſammenhang iſt, als das Negative, nämlich als Verneinung ſelbſtbeſtimmender Freyheit, ihres Geſetzes und ihrer Ordnung, als ein leeres Abſtraktum ſinnlicher Zeitanſchauungen, deſſen Leerheit weder Anfang noch Ende hat.

Fichte hatte Recht, wenn er ſprach: „man beweiſe, daß der Wille nicht frey ſey, aus der Vorausſetzung, daß er es nicht ſey.“ (Sittenlehre S. 208.) Wer nämlich die bloße Zeitſucceſſion voranſtellt, oder ſie als ewiges Schickſal — das Werden des Spinoza, — zum höchſten Seyn erhebt, der ſetzt die Freyheit als Null, und erklärt ſich das Bewußtſeyn derſelben im menſchlichen Zeitleben aus dem Nichtbewußtwerden des blinden Cauſalverhältniſſes, dem der Menſch unterworfen. Umgekehrt, wer das Seyn der

Freyheit voranſtellt, der ſetzt das blinde Fatum als Null, und erklärt den Begrif deſſelben aus der Unmöglichkeit eines ſinnlichen Bewußtwerdens der freyen Cauſalität. Ich ſagte vorhin: Was für die Handlungen die vorausbeſtimmende Freyheit, das iſt für das Denken die Weiſſagung. Beyde leuchten mit wunderbaren Blitzen durch die Welt der Abbilder, und werden von ihren Satzungen nicht begriffen. Der in Raum und Zeit anſchauende und reflektirende Menſch hält die Wahrheit für ein Ergebniß ſeines ſucceſſiven Anſchauens und Denkens, hält das Handeln für eine Determination des Späteren aus dem Früheren; wer die Freyheit als ein Erſtes Anfangendes über Raum und Zeit erhebt, der hält die Wahrheit für gegeben, und das ſucceſſive ſinnliche Anſchauen und Denken ihr untergeordnet; ihm iſt das Weſen des Handelns eine von Zeit- und Raumverhältniſſen unabhängige Determination. Weil die Welt der Urbilder unſerm Sinnenleben nicht zum objektiven Bewußtſeyn gelangt, ſo kann die Ueberzeugung davon nur als Ahndung, als Glaube, als unmittelbare Gewißheit in den Kreis der Sinnenanſchauungen und ihrer Begriffe fallen; als „Gefühl der

Wahrheit und Gewißheit,“ worauf Fichte ſich beruft (Sittenlehre S. 217. 220.), und womit Ruhe und Befriedigung verknüpft iſt.

Gemäß dieſer letzteren Annahme beſtimmte ich Ihnen vor Jahren die Vernünftigkeit des Menſchen als „Eintreten der Herrſchaft in das vorſtellende Bewußtſeyn vermittelſt abſichtlicher Abſtraktion und Reflexion“ (Vertraute Briefe über Bücher und Welt S. 307.). Hr. Beneke in Berlin wendet dagegen ein: „Das Wollen beym Denken ſey keine Vollkommenheit, ſondern eine Unvollkommenheit, freylich in jener geiſtigkräftigeren Sinnlichkeit (welche nach ihm den Vorzug des Menſchen ausmacht) begründet. Wie überall nämlich, ſo ſey auch beym Denken das Wollen nur ein Mangel, eine Unfähigkeit, eine Gehemmtheit der gemeinſamen Vorſtellung, welche als Begriffthätigkeit hervortreten ſoll, an dieſem Hervortreten aber durch Unklarheit oder Schwäche der dazu zuſammenwirkenden Vorſtellungen gehindert wird.“ (Grundlegung zur Phyſik der Sitten 1822. S. 326.) Das Werk, worin dieſer Einwurf gemacht wird, bildet zwar ein Gegenſtück zur Kantiſchen Metaphyſik der Sitten, und trifft

dadurch hauptſächlich Kants Pflichtenlehre, gegen welche der Verf. mich zum Genoſſen hätte, inzwiſchen iſt dennoch die Fehde gegen alles Metaphyſiſche gerichtet, aus Raum- und Zeitverhältniſſen Pſychologie entwickelnd, mit Jacobi darin einig gegen Andre, daß Gefühle die Quelle der Wiſſenſchaft vom Sittlichen ſind (S. 10. 80.), aber uneinig in der Lehre von Freyheit. Schon die Aeußerung: „metaphyſiſche Freyheit ſolle das Vermögen ſeyn, unabhängig von allen Antrieben zwiſchen Gutem und Böſen zu wählen" (S. 75.), beſtimmt ſie als das Negative, Willkührliche, wovon ich Ihnen grade ſchrieb, und folgerecht nennt der Verf. ſie dann ein leeres Nichts. Kein Wunder ferner, wenn hienächſt das Wollen beym Denken als Unvollkommenheit, als Mangel erſcheint — im Handeln eben ſo, wegen des Kampfs mit Hinderniſſen — denn die ſich ſelbſt genügende Nothwendigkeit des Zeitverlaufs — Sie kennen ſchon dieſen Ausdruck — wurde als das Vollkommene geſetzt. Nennt nun Hr. Beneke das Erringen des Erſtrebten Vollkommenheit, das Streben an ſich ſelbſt nicht (S. 327.), — immerhin; — hier iſt ja Eintreten einer Zweckſetzung, einer

Herrſchaft in das vorſtellende Bewußtſeyn, ein Aufhören des Zufälligen, eben jene Vernünftigkeit, welche den Mangel des jeweiligen zeitlich Unvollkommenen durch ein höheres Bewußtſeyn des Vollkommenen als Mangel erkennt. Nicht die ſucceſſiven Schulübungen des Künſtlers ſind ſeine Vollkommenheit, ſondern die über ihnen treibende Gewalt zur Meiſterſchaft. Soll das Denken eine Aſſociation der Vorſtellungen heißen (S. 326.), ſie hat ein Wofür und Wozu, erhält dadurch ihr Geſetz und ihren Zuſammenhang, iſt kein zufälliges durch bloße Zeitfolge verbundenes Aggregat. Ich räume ein, die Aſſociation geſchehe unwillkührlich; denn die herrſchende Freyheit und Vernunft iſt keine Willkühr und ihre vollſte That erſcheint von der Sinnenſeite am dürftigſten, die kleinſte am größten, gleichwie man wohl im verkehrten Sinnenbilde die Größe der Tugend nach dem Kampfe des Willens, das heißt, nach der Größe des Mangels an Herrſchaft, gemeſſen hat. Ich räume ein, jeder Menſch trage eine Weltanſicht in ſich (S. 260.), ſie ſtammt aus ſeiner freyen Urwelt, beherrſcht das Zeitleben, welches für das Reich ſinnlicher Vorſtellungen ſucceſſiv ſie

herausdenkt, mit dem ſinnlich Wirklichen in Eins bildet. Aus letzterem, als dem Beherrſch-ten, entwickelt ſich aber nicht das Maaßgebende, Zweckmäßige, Geſetzgebende, und ich muß läugnen: „die Beſchaffenheit unſerer Erkennt-nißkraft, welche ſie zu einer verſtändigen und vernünftigen macht, ſey vollſtändig ſchon in der Beſchaffenheit der Sinnlichkeit gegeben.“ (S. 318.) Grade das Eintreten dieſer meta-phyſiſchen Herrſchaft ins vorſtellende Bewußtſeyn unterſcheidet den Menſchen vom Thier, heißt Ver-nunft, iſt kein bloßer Stufenunterſchied (S. 320.), iſt der göttliche Funke (Biologie Bd. 6. S. 11.).

Sie können meine philoſophiſchen Einreden vielleicht mit ſich ſelber ſtrafen: „was es nütze, ein Misverſtändniß zu beſeitigen, da jeder zu ſeiner Ueberzeugung prädeſtinirt ſey und wenn er nicht gleich anfangs den Nachbar begreife, auch nun und nimmermehr dazu komme?“ — Sie enthüllen mit dieſer Frage das Weſen der Geſchichte der Philoſophie, und erinnern mich an den griechiſchen Sophiſten Protogoras, deſ-ſen Satz: „Alles, was ſich der Menſch vorſtelle, ſey wahr;“ nicht einmal den entgegengeſetzten ausſchloß, ſonach das Hin und Her der Gedan-

ken und Reden zum Kern der Weisheit machte. Die Erinnerung iſt beſchämend, obgleich Protagoras bloß in der Sinnenſeite des menſchlichen Thuns und Denkens befangen geweſen, und ſeinen Ausſpruch über Zufall und Wandel derſelben dennoch nur aus dem Bewußtſeyn des Gegenſatzes mit einem Unwandelbaren dagegen ſich negativ Verhaltenden geſchöpft. Kein Menſch würde ſprechen vom Schickſal und Ohngefähr, wenn nicht in ihm Etwas über beyde hinauswinkte. Freylich wird dadurch die Sprachverwirrung nicht aufgehoben, und auch ſie iſt ein Nothwendiges in unſrer Welt der Abbilder. Aber man ſoll ſich tröſten über Misverſtändniſſe, ſobald man einſieht, weshalb ſie ſtatt finden, und begreift, warum der Gegner nicht begreife. Vor fünf und zwanzig Jahren ward mir erzählt von einem Jenaiſchen Magiſter, — Meiſter vielleicht von ſieben Künſten und Wiſſenſchaften — der Wolf und Kant vom Katheder wiederlege, und hinterher ausrufe: „Der Magiſter hat Recht!" Es giebt Gründe ihn für unſterblich zu halten, ſo daß er noch heute leben muß. Wie könnte mir einfallen, dieſen Magiſter, der zu ſeinem Rechthaben ge-

wiß prädeſtinirt iſt, durch Gegengründe zu überzeugen, da er obendrein Nichts drucken laſſen?

Lieber möchte ich rüſtige Streiter auf ein philoſophiſches Grütli einladen. Der Idealismus lehrt eine ſubjektive Vorſtellungwelt, und wir ſtimmen bey, daß vor- oder nachgeſchaffene Empfindbilder in allen ſinnlichen Wahrnehmungen ſtecken. Der Materialismus behauptet das ſinnlich objektive Gewahrwerden, und die Augenſcheinlichkeit ſpricht für ihn, nur wird ſeine Hypotheſe des bloßen äußern Nervenreitzes und einer für ſich ſelbſt leeren Phantaſie wenig frommen. Die Identitätlehre verkündigt den Erfahrungſatz der Einheit des Geiſtigen und Körperlichen im menſchlichen Daſeyn, welches einzuräumen, im Fall man die anſpruchvolle intellektuelle Anſchauung, deren Indifferenz in der Reflexion zur Differenz wird, als ein Abſtraktum des Verſtandes — die Subſtanz der Spinoza mit den beyden Eigenſchaften der Ausdehnung und des Denkens — betrachtet. Wenn die Skeptiker unſre Genoſſenſchaft ausſchlagen, ſo geben wir zu, daß eine vorläufige Uebereinkunft und nicht ein ewiger Friede der Zweck ſyſtematiſcher Verhandlungen wie des Lebens ſey.

Kein Syſtem wird mit ſeinen Begriffen des Gegners und der Sache Meiſter, aber man begreift die Syſteme aus der Beſchaffenheit ihrer Sache und der zur Erklärung ergriffenen Hypotheſe. Wir ſelbſt wählten eine Hypotheſe als Tonleiter unſrer Philoſophie der Philoſophie.

Belege für die gegebnen Mittheilungen liefert der Gang neuerer Naturſyſteme in Bezug auf das Entſtehen der Pflanzen, Thiere und Menſchen. Statt mit dem erſten Kapitel des erſten Buchs Moſis den Knoten zu zerſchneiden, wählen ſie, wie Jean Paul ſagt, einen längeren und gelehrteren Weg; nach ihnen iſt das ganze Organiſche Reich nur das Gewirk des in der Jugend feurigeren Kräftebundes von Elektricität, Wärme, Galvanismus u. ſ. w. und die höheren Organiſationen ſind nur Blüten und Früchte aus dem Laube der früheren niedrigen (Muſeum S. 103.). Aus einem Urſchleime mag dann, nach Oken, Jegliches hervorgehen, über und aus dem Unvollkommenen das Vollkommnere, ja ſogar der Menſch mag ſich in ein noch höheres Erdgeſchöpf hinaufbilden und verlieren können, für welche Behauptung, ſo wie für die ganze Anſicht, auch Treviranus als Zeuge auf-

tritt (Biol. Bd. 3. S. 225. 226. Vergl. Jean Pauls Muſeum S. 133.). Alle Naturbeobachtung nämlich muß zum Grunde legen das ſinnliche Gewahrwerden ſamt der Zeitſucceſſion, und der ihr folgende Begrif faßt ſelbige entweder atomiſtiſch oder dynamiſch, welches letztere die Neueren vorzogen. Blumenbach ſprach von einem Bildungtriebe — noch allgemeiner ſprachen Andere von Produktivität — und ſie bezeichneten damit das Prinzip jenes ſucceſſiven Gewahrwerdens. Ein Geiſtiges Immaterielles, vom Körperlichen Unterſchiedenes, ward dadurch nicht geſetzt, ſondern höchſtens „ein der Schwere und dem Magnetismus (Galvanismus, Elektricität) Aehnliches, das den Grund ſeiner Thätigkeit in ſich ſelber findet" — eine ſich ſelber genügende Nothwendigkeit (Biol. Bd. 4. S. 629.). Gegen ein ſolches ſich ſelber Genügen, und daß der Wiſſenſchaft dadurch ein Licht untergehe ſtatt aufzugehen, hat Jacobi ſeine ſpekulative Kraft aufgeboten, und beſonders die verneinende Stellung der Naturphiloſophie gegen Freyheit, göttliche Vorſehung, überhaupt gegen metaphyſiſche Begriffe, kenntlich gemacht. Antworten ließ ſich: man wolle

eben keinen Dualismus, man halte ſich an die Immanenz des Werdens, an das Dicke (Räumliche in der Zeit), zum Unterſchiede von dem Dünnen, Leeren (Nichträumlichen außer und über der Zeit), und wir begreifen wohl, mein Freund, wie das Umkehren der Poſition und Negation die Begriffe der Streitenden umkehren mußte. Sagte Kant: „es iſt ein Gott eben deswegen, weil die Natur auch ſelbſt im Chaos nicht anders als regelmäßig und ordentlich verfahren kann;“ (Kleine Schriften Bd. 1. in der Vorr. zur Naturgeſchichte des Himmels) ſo lautet der Gegenſatz: „die Natur iſt eben Gott, weil ſie aus dem Chaos Regel und Ordnung hervorbildet und ſich ſelber ſucceſſiv fertig macht.“

Deſto merkwürdiger ſcheint mir in der Biologie, deren Hypotheſe ich mir angeeignet, wie dem treuen geiſtreichen Beobachter das Doppelſeyn des Körperlichen und Geiſtigen durchbricht, welches er eigentlich als Naturforſcher gar nicht ſucht, ſondern ſich manchmal dagegen faſt verwahrt (z. B. Biol. Bd. 6. S. 28.). Das Leben der ſogenannten lebloſen Körper — welches einem Chaotiſten als Urleben gilt, worin jedes vollkommnere Leben eingewickelt ſteckt —

nennt Treviranus ein entlehntes Leben, gleichförmig gegen die Einwirkungen der äußern Welt reagirend, deren, als eines lebendigen Ganzen, Theile ſie ſind; was aber ein eigenthümliches Leben — mithin kein entlehntes — beſitzt, iſt unmittelbar oder mittelbar dem „Einfluſſe der Geiſterwelt" ausgeſetzt. „Ohne dieſe Verbindung des Lebens mit der Geiſterwelt würden wir gar keinen Begrif vom Leben haben, weil es nur vermöge dieſer Verbindung Körper giebt, die zufälligen und ungleichförmigen Erſcheinungen ausgeſetzt ſind." (Biol. Bd. 3. S. 551.) Ich bitte hiebey zu bemerken: das Zufällige — ein Negatives für die ſich ſelbſt genügende Nothwendigkeit — ſey grade der Charakter, unter welchem die Sinnenanſchauung in ihrer Reihenfolge ein Prinzip des Geiſtigen gewahrt, und darum geneigt iſt, daſſelbe als ein fremdartiges Nichts zu läugnen. Unſer Beobachter hingegen ſpricht: „man mag die Spuren von Elektricität, Magnetismus und ſonſtiger phyſiſcher Kräfte in den lebendigen Körpern aufſuchen und ſo weit wie möglich verfolgen; das Reſultat dieſer Nachforſchungen wird immer nur ſeyn, daß jene Agentien im

thieriſchen und vegetabiliſchen Organismus ſo= wohl als außerhalb deſſelben wirkſam ſind; aber nie wird „dadurch das eigentliche Geheimniß des Lebens enthüllt.“ (Biol. Bd. 4. S. 631.) „Nur eine hyperphyſiſche Urſache kann letzter Grund des Lebens ſeyn.“ (Ebend. Bd. 5. S. 180.) Willkührliche Bewegungen — das heißt ſolche, deren Grund nicht im äußerlich angeſchauten Zuſammenhange von Urſache und Wirkung gegeben iſt, — zeigen ſich ſchon bey manchen Pflanzen, im Blutumlauf (Bd. 4. S. 654.), und in den Veränderungen, welche durch die Nervenkraft im thieriſchen Körper bewirkt werden. Treviranus erkennt eine plaſtiſche Nervenkraft, deren Charakter die Zweckmä= ßigkeit der Wirkungen iſt (Biol. Bd. 5. S. 427.). Auch in ihr aber dürfen wir nicht glau= ben, den letzten Grund der thieriſchen Bildung= prozeſſe gefunden zu haben; man muß dem Prinzip des Lebens einen gewiſſen Grad der Un= abhängigkeit von äußern Einflüſſen, von Selbſt= beſtimmung zur Wirkſamkeit, ein Analogon von Spontaneität, zuſchreiben (Ebend. Bd. 4. S. 626.). Das ganze Leben hindurch gehen Thätigkeiten vor ſich, die einen ſehr beſtimmten

Zweck haben, und ſonſt in Beziehung auf dieſen Zweck nur durch den Willen mit Bewußtſeyn hervorgebracht werden, wobey aber urſprünglich weder Bewußtſeyn des Zwecks noch der Mittel ſtatt findet. Solche Handlungen nennen wir inſtinktartige, und die innere Urſache derſelben den Inſtinkt, oder den Naturtrieb (Ebend. Bd. 5. S. 429.). Alle willkührlichen Handlungen ſetzen ſchon Inſtinkt voraus (Ebend. S. 434.). Nichts iſt gewiſſer, als daß es unter Allem, was Leben hat, eine Verbindung giebt, die nicht bloß materieller Art iſt (Ebend. S. 451.). Autonomie iſt der thieriſchen Natur eigen, und der Organismus, der ſie beſitzt, handelt vermöge derſelben mit dem Schein des Bewußtſeyns und der Freyheit, und doch unbewußt und nach nothwendigen Geſetzen. Es läßt ſich nicht beſtimmen, wie weit ſich dieſer Mangel an Bewußtſeyn im Thierreiche erſtreckt. Nur in uns ſelber kennen wir mit voller Gewißheit ein bewußtes Leben (Biol. Bd. 6. S. 6.). — An dieſe Aeußerungen des Biologen, die ich Ihnen hier nur kurz neben einander ſtelle, und welche nach ihrer vollen Ausführung erwogen zu werden verdienen, ſchließt ſich die ſchon

erwähnte Lehre von der produktiven Einbildungskraft und eine derſelben entſprechende Grundlage der Pſychologie, wobey unſer Naturforſcher mit Recht von ſeinem Standpunkte die Immanenz der Kraft im Ganzen feſthält, aber zugleich wieholt bemerkt: „das Prinzip des bewußten Lebens ſteht nicht in einem leidenden Verhältniß gegen die äußere Natur;" (Ebend. Bd. 6. S. 66.) und weder das Angeerbte in den Fähigkeiten und Neigungen beweiſt die Abhängigkeit der letztern von der Organiſation, noch beweiſt die frühere und ſtärkere Entwickelung der Geiſteskräfte in gewiſſen Krankheiten für eine enge Verbindung des Geiſtigen mit der Materie, ſie läßt ſich vielmehr zum Beweiſe des Gegentheils anwenden. „Iſt die Pſyche Nichts ohne den Körper, ſo kann ſie nur im geſunden Zuſtande des letzteren mit voller Energie wirken. Beſitzt ſie eine von dieſem unabhängige Selbſtthätigkeit, ſo läßt ſich einſehen, wie ſie da, wo ihre Wirkſamkeit weniger auf das Organ gerichtet iſt, freyer in der Ideenwelt ihre Flügel ſchwingen kann." (Ebend. S. 69.)

Dies lautet faſt wie Platons Lehre vom Sterben als dem höchſten Leben. Wenigſtens

leſe ich darin durchweg Beſtätigung der Worte Jean Pauls gegen die organiſchen Maſchinenmeiſter: „das Nebeneinanderziehen ſelbſtändiger verſchiedner Körperkräfte zu einem Ziele ſetzt eine geiſtige Kraft voraus, welche anſpannte und lenkte. Oder wollt ihr das unzählige Zuſammenpaſſen äußrer Kunſtgebilde mit den geiſtigen aus den Würfeln des Zufalls erklären? Oder wollt ihr noch kühner und ſchlimmer die geiſtige Ordnung ſelber zur Tochter der körperlichen, d. h. den Saitenſpieler aus dem Nachklange eines Saitenſpiels, erklären?" (Muſeum S. 153.)

Für alle Wahrheitforſchung gilt das philoſophiſche Axiom: „der Menſch begreift Nichts ohne den Dualismus des Geiſtigen und Körperlichen; aber dieſen ſelber begreift er nicht." Jene Lehrgebäude, welche wegen der Unbegreiflichkeit des Dualismus ihn aufheben für die Gedanken, kommen von der Wahrheit ab, und begreifen dadurch noch ſchlechter. Jedes Begreifen ſetzt ein Unbegriffenes voraus, ein dualiſtiſches Verhältniß, in welchem alles Daſeyn, Leben, Denken, Thun, ſeine Wurzel findet. So iſt Abhängigkeit nur gedenkbar durch Unab-

hängigkeit, Nothwendigkeit durch Freyheit, Phyſiſches durch Hyperphyſiſches.

Unſre Hypotheſe vom Doppelleben verſtattet eben deswegen ſo weite Anwendung; weil alles Wirkliche des Bewußtſeyns Einheit eines Zwiefachen kund giebt, und man ſagen könnte: die ganze Welt liegt zwiſchen dem Geiſte und der Materie, als dynamiſche in Einsbildung beyder, ſie iſt ſo wenig bloßer Körper als bloßer Geiſt. Umgekehrt haben manche Syſteme das Wirkliche als ein Zwiefaches der Einheit betrachtet, und dadurch dann die Wirklichkeit für Schein erklärt.

Begreifen iſt Gleichſetzung des wirklich Verſchiedenen und giebt ein wiſſenſchaftliches Maaß der Dinge. Gleichſetzung des Gleichen iſt ein Nichts in ſich ſelber; Verſchiedenſetzung des Gleichen iſt eine Zurückführung des Begreifens auf ſeine Elemente, eine wiſſenſchaftliche Kritik des Maaßes und der Meſſung.

Wollten nun wiſſenſchaftliche Unterſuchungen den Dualismus des Bewußtſeyns aufheben und die Gleichſetzung aus dem Gleichen — der abſoluten Einheit begreifen; ſo wurden ſie abgeſchnitten von wahrer Wirklichkeit, verloren das wiſſen=

ſchaftliche Maaß und die wiſſenſchaftliche Kritik. Leere Abſtraktion mit leerer Abſtraktion gebiert bloßen Wortſchall, ein Nichts des Nichts.

Naturphiloſophie iſt zuvörderſt auf das Materielle, das ſinnlich Wahrgenommene, mit ſeinen Verſchiedenheiten, gerichtet. Sie beſitzt dadurch einen Hang zum Materialismus, d. h. zur Gleichſetzung alles Verſchiedenen im abſtrakten Begrif der Materie, als eines ſinnlich Wahrnehmbaren. Nur kann ſie dennoch nicht alle wahrgenommenen Erſcheinungen durch bloße Materie begreifen, ohne Vorausſetzung eines Nichtmateriellen.

Hinweiſung zum Letzteren enthält der Begrif Kraft. Keine Kraft iſt ſinnlich wahrnehmbar, ſondern nur ihre Wirkung. Ein Gegenſatz von Kräften giebt Handhaben der Erklärung für die Einheit des Erſcheinenden. *) Kräfte in ihrer Abhängigkeit und Gegenſeitigkeit ſetzen wieder eine unabhängige ſelbſtändige Kraft voraus. Hierin iſt der — höchſte oder

*) Vergl. meine Darſtellung des Weſens der Philoſophie. S. 376. 378.

tiefſte — Urgegenſatz für Wahrnehmung und Denken gegeben.

Weil dieſer allem Begreifen unvertilgbare Dualismus — des Geiſtigen und Körperlichen — ſelber das Unbegriffene iſt, ſo verfahren die Naturphiloſophen ganz recht, wenn ſie bey Erklärung materieller Verhältniſſe nicht ſtracks zu Seelenkräften ihre Zuflucht nehmen; aber die fortgeſetzte unbefangene Forſchung wird am Ende zu deren Annahme kommen, ſie wird von dem Begrif einer immanenten Kraft der Materie zu einer hyperphyſiſchen geiſtigen emporſteigen. Phyſiologie geht über in Pſychologie.

Wer mit bloßer Geiſterlehre — Dämonologie — eine Wiſſenſchaft der Sinnenwelt begründen wollte, hieße Schwärmer und Thor; denn ſeiner vernünftigen Beſinnung müßte die Körperwelt durchbrechen in jenes Geiſterreich, da keine menſchliche Wahrnehmung eine geiſtige Wirkſamkeit ohne körperliche Verhältniſſe und Bedingungen kennt. Umgekehrt wird der bloßen Körperlehre ein Geiſtiges durchbrechen, als Prinzip des organiſchen Wirkens, einer nicht mechaniſchen Bewegung, des Inſtinkts, der höheren, aus dem Bau der Organe nicht zu er-

klärenden, Funktionen (Biol. Bd. 5. S. 425.), des eigenthümlichen Lebens, des Denkens und des Wollens. Fleiſch und Blut wird dir ſolches nicht offenbaren.

Unſre durch Gleichſetzungen begreifenden Begriffe pflegen aus dem Allgemeinen das Beſondre und Individuelle abzuleiten, und ich habe ſchon früher behauptet, dieſe Ordnung ſey eine umgekehrte für die wirkliche Geneſis menſchlicher Wahrheit, in welcher vielmehr das Individuelle voranſtehe. Folgende Erläuterung kommt mir zu Hülfe. Allgemeines iſt in den tiefſten Claſſen der lebenden Weſen herrſchend, das Individuelle wird ſichtbar in den höheren Claſſen. Jeder Menſch hat ſeinen eigenthümlichen Gang wie ſein eigenes Antlitz, ſo zeigt ſich auch wohl das Individuelle bey Pferden und Hunden; aber Käfer und Würmer derſelben Art ſehen ſich gleich, und einer bewegt Beine und Ringe wie der andre. Treviranus ſagt: „Unter den Individuen des Menſchengeſchlechts giebt es eine unendliche Mannichfaltigkeit in Betreff der Qualität ſowohl, als des Grades der geiſtigen Kräfte. Bey den Thieren unterſcheiden ſich nur die Arten in der verſchied-

nen Qualität dieſer Kräfte, die Individuen wei-chen bloß in der Verſchiedenheit des Grades der-ſelben von einander ab. . . . . Hierin liegt der Grund, warum der Menſch einer vielſeitigen Bildung, das Thier nur einer einſeitigen Ab-richtung fähig iſt." (Biol. Bd. 6. S. 12.) Die Thiere paſſen deswegen beſſer in unſre logiſche Begrifreihe, als wir ſelber, und ſobald man ihr gemäß das Allgemeine als das Höchſte be-trachtet und daraus das Individuelle abzu-leiten verſucht, muß man aus dem Unvollkom-menen der tieferen Claſſen das Vollkommnere der höheren hervorgehen heißen. Solche Erklä-rung iſt allemal keine, eben weil das Indivi-duelle die Logik und deren Allgemeinheiten über-bietet. Könnten die Thierarten möglicher Weiſe zum Selbſtbewußtſeyn und zum Syſtem ihrer Vorſtellungen und Triebe gelangen, ſo ſtände bey ihnen das Allgemeine voran. Das Selbſt-bewußtſeyn der Bienen, welche nach Hubers Beobachtungen für ihren Staat gar dienlich die Königin zu erzeugen wiſſen und keine andre Le-gitimität, als die der Geburt, brauchen, wür-de eine ganz allgemeine Staatwiſſenſchaft be-ſitzen, das Spinnenbewußtſeyn hätte die allge-

meine Wiſſenſchaft des Gewebes und ſo fort im Reiche der Inſekten. Bey Bienen, Spinnen, Ameiſen, Käfern, iſt ein allgemeines Syſtem der Philoſophie denkbar, der Menſch hat ein individuelles. Iſt es nicht Unnatur, mit einſeitiger und zugleich einförmiger allgemeiner Abrichtung das Vielſeitige der Bildung des Menſchengeſchlechts wegſchaffen zu wollen?

Wieder komme ich auf meinen alten Satz zurück: die Welt der Ideen iſt eine individuelle, Welt des Geiſtes, als des Anfangenden, Freyen. Dieſe Welt iſt nicht hervorgegangen aus einer Allgemeinheit, mithin auch nicht das urſprünglich Wahre, nicht die Religion, die Tugend, das Schöne, eben ſo wenig als aus ſinnlich reproduktiver äſthetiſcher Phantaſie, ungeachtet man ſowohl in ihr, als in abſtrakten Begriffen die Quelle der Ideen geſucht. Gewiß ſinken ſie oft im Sinnenleben von ihrer Höhe, die Religion wird zum Dogma und Kirchenbrauch, die Tugend zum Leib guter Werke, die Schönheit zur Geſtaltung des bloßen Sinnenreitzes. Aber jener höhern Individualität der Ideenwelt — für welche Allgemeinheiten

der Begriffe und Sinnengeſtalten der Phantaſie nur Symbole ſind — ſtrebt Alles in der Schöpfung entgegen, bey den Thieren merkbar als Inſtinkt, bey dem Menſchen als bewußte Herrſchaft ſeines Denkens und Thuns. Das individuelle Seyn der Seele — das Angeborne — macht alles Werden — Lernen — möglich, nämlich ein Hinausſtreben zum Seyn. Im Werden entſteht die Ueberlieferung. Sie zeigt ſich ſchon als Naturerbſchaft, wie Haller erbliche Geſchicklichkeiten der Thiere behauptet, und ich daſſelbe bey dem Menſchen annehme, nur nicht allemal in ununterbrochener Reihe. Dem Menſchengeſchlecht ſind außerdem Sprache und Schrift dafür vorhanden, woran es ſich emporhilft zum Bewußtwerden des wahren Seyns, der Heimat des Geiſtes.

Man hat von magnetiſch Schlafenden — um dieſer noch zu erwähnen — allgemeine Wahrheiten — etwa religiöſe, moraliſche — zu erfahren gehofft, und mußte ſich darin täuſchen. Der freudige Zuſtand, worin die Individualität ſtärker hervortritt als im gewöhnlichen Wachen, wieß allerdings wohl niedrige Sinnenbilder und Verhältniſſe zürnend von ſich,

vermehrte die alte durch Ueberlieferung gewonnene Einſicht mit neuen Anſchauungen der freyeren Individualität; aber die Allgemeinheit fehlte, und das Beſonderſte Eigenthümlichſte ward ſchwer in Begriffen und Worten kund gegeben. Oft ſogar blieben dem Individuum Eitelkeiten, Thorheiten und Vorurtheile des Wachens; ja wo ſtünde geſchrieben, der durch Krankheit in ſeinen Zuſtand Gekommene habe einen ganz neuen Menſchen angezogen, wohl gar einen Normalmenſchen, der alle Schranken ſeines endlichen Daſeyn überflöge? Eine ſchlafende Proteſtantin ſprach mit rührenden Worten ihr Dankgebet zu Gott; eine ſchlafende Katholikin ließ ihren Beichtiger rufen, und dankte ihm, daß er für ſie gebetet habe. Giebt dies Aufſchluß über die Allgemeinbeſchaffenheit des chriſtlichen Gebets? —

Ich eile, meinen langen Brief zu ſchließen. Vielleicht beantwortet er gar nicht ordentlich, was Sie gefragt haben, vielleicht ſteckt er zu voll von Hypotheſen. Dieſe mögen ſich ſelber vertheidigen, und können es, nicht bloß in der Aſtronomie, ſondern auch in der Philoſophie. Kants Syntheſis a priori, Fichte's Setz-Ich,

Spinoza's Seyn = Werden oder All = Eins, ſind Hypotheſen, und hätte man eine, welche die andern einſchachtelt, auf Thatſachen ſich beruft, und ihre eigne Unentbehrlichkeit nahe legt, ſo ſcheint ſie wenigſtens ebenbürtig. Giebt es mathematiſche Phantaſie, welche die Entwickelungen dieſer Wiſſenſchaft begleitet, warum nicht auch eine philoſophiſche? Zunächſt alſo, mein Freund, vertrauen wir dem Schlafe und deſſen Herrlichkeit, welchen, wie Sancho ſagt, ein großer Mann gemacht hat, und in welchem, nach dem Sprichwort, Gott es den Seinen ſchenkt; wünſchen wir uns dann zwar glückſelige Tage, aber darneben, wie der Italiener, glückſelige Nächte.

Neunter Brief.

Julius 1822.

In Frankreich ſcheint die Preßfreyheit gefährdet, ſeit es gelang, die Vergehungen der Schriftſteller den Schwurgerichten zu entziehen, und Philippiſche Reden trefflicher Männer ver-

klungen ſind vor dem tauben Ohr ihrer Gegner, ungefähr wie der König von Macedonien die Donner des Demoſthenes mit einigem Aerger, doch ohne alle Sinnesänderung, gehört haben mag. Wir Deutſche ſehen hinüber, und können uns nicht ganz in die Sache finden; wir würden ja zufrieden ſeyn, wenn unſre Preßvergehen den ordentlichen Gerichten im gewöhnlichen Rechtsgange anheim fielen, wir haben keine Jury, und laſſen doch drucken; warum dann meynen die franzöſiſchen Schriftſteller, mit Beſeitigung der Jury ſey Alles verloren, und der übrige Rechtsgang gewähre keinen Schutz? Wirklich, mein Freund, ich begreife nicht das laute Aufſchreyen, und wären nicht die Anhänger der rechten Seite ſo hartnäckig in ihrer Feindſchaft gegen die Schwurgerichte, ich möchte die Reden dafür als theilweiſe Uebertreibungen nehmen, zu denen der Eifer um eine wichtige Sache den Redner hinzureißen pflegt.

Gerne geſtehe ich Ihnen meine Bedenklichkeit über die großen Vorzüge des Schwurgerichtes. England und jetzt auch Frankreich beſitzen dieſes Inſtitut, ſein Ruhm ertönt in Schriften, man hält es weſentlich für die Sicher-

heit des Bürgers, für politiſche Freyheit, man preiſet den geſunden Menſchenverſtand, der darin wohnt, im Gegenſatz mit den gelehrten Spitzfindigkeiten der Juriſterey, und welch ein edles Selbſtvertrauen denjenigen etwa beſeele, der von ſeines Gleichen gerichtet werde. Kann ſeyn unter gewiſſen Umſtänden, kann ſeyn für Erfahrungen von geſtern und heute; aber iſt die Jury darum allemal herrlich, und hat jedes Volk und Land ſich darnach zu ſehnen? Manche Criminalfälle, in denen Schwurgerichte ſprachen, z. B. der Fall des Kaufmanns Fonk in Cölln, ſo weit man ihn aus öffentlichen Blättern kennt*), ſcheinen unſre Erwartungen ſehr herabzuſtimmen, und ob Preßfreyheit dadurch allemal einen feſten Schutz gewinne, ſteht in Zweifel.

Vorab müſſen wir die Frage über Schwurgerichte und deren Werth durchaus nicht vermiſchen und verwechſeln mit jener über Oeffentlichkeit der Rechtspflege, was häufig in Deutſchland geſchah. Hierüber kann jetzt auf

---

*) Nach Leſung der Aktenſtücke (Coblenz 1822. Heft 1 und 2.) wird kein gewiegter Juriſt den Beklagten verurtheilen. Dennoch hat der (ſchwerlich geſunde) Menſchenverſtand einer Jury Schuldig gerufen.

Feuerbachs Schrift verwieſen werden, welche hoffentlich die Leſer überzeugt, während ich vor Erſcheinung derſelben vergeblich einen Juriſten beſtritt, der behauptete, ſobald man Oeffentlichkeit wolle, müſſe man auch die Jury wollen, und dieſe tauge Nichts. Oeffentlichkeit der Rechtspflege kann mit und ohne Jury, mit und ohne durchgängige Mündlichkeit der Verhandlungen ſtatt finden; die Schwurgerichte haben einen eigenthümlichen Zweck, und dürfen nicht die etwanigen bedeutſamen Vorzüge der Oeffentlichkeit ſogleich für ſich geltend machen.

Sie entbehren dadurch eines Beyſtandes, brauchen aber vielleicht keinen. Hört man ihre Lobredner, was bleibt zu wünſchen übrig? Hume ſagt bey Gelegenheit einer Gerichtsinſtanz der Hundert während der Regierung des Königs Alfred: „ſie war der Urſprung der Schwurgerichte, einer Einrichtung, bewundernswürdig in ſich ſelbſt und treflicher berechnet für die Erhaltung der Freyheit und Pflege des Rechts, als je etwas durch menſchlichen Scharfſinn ausgedacht wurde.“ (Hist. of England Vol. I. Ch. 2. p. 124.) Möſer verlangt, die Criminalurtheile ſollen **nicht** von Gelehrten geſprochen werden,

auch nach der peinlichen Halsgerichtordnung, die abgefaßt worden, damit alle und jede Reichs-unterthanen ein gerechtes Urtheil zu finden im Stande ſeyn möchten. (Patriot. Phantaſien Th. I. S. 338.) Delolme hält die Jury für eine bewundernswürdige Einrichtung, beſonders zum Schutz freyer Conſtitution, und „von einer ſo glücklichen Beſchaffenheit, daß die richtende Gewalt, in ſich ſelber furchtbar, welche ohne Widerſtand über Eigenthum, Ehre, Leben der Individuen entſcheidet, welche, ungeachtet aller Vorſichtmaaßregeln und Einſchränkungen, immer willkührlich genug bleibt, in England allerdings ausgeübt wird, ihren Zweck vollkommen erreicht, und doch in Niemandes Händen iſt.“ (Constit. of England p. 141.) Geſchworne mögen in bürgerlichen Rechtsſachen nützlich ſeyn, urtheilt Craig, (Grundzüge der Politik, Lpz. 1816. S. 308. und 313.) „aber in peinlichen ſind ſie weſentlich zur Sicherheit eines jeden Bürgers.... ... Es überſteigt den Scharfſinn des Menſchen, die genaueren Schattirungen des Verbrechens zu finden; es muß Vieles den Geſchwornen überlaſſen bleiben, oder im Namen der Gerechtigkeit das offenkundigſte Unrecht begangen werden.“

Der berühmte Erskine fragt in einer Vertheidigungrede vor der Jury ſelbſt: „was unterſcheidet die Regierung Englands von den willkührlichſten Monarchien? Nur die Sicherheit, deren der Unterthan durch Unterſuchung und Richterſpruch von ſeines Gleichen ſich erfreut, verſtärkt durch den engen Zuſammenhang mit einem Rechtsſyſtem, welches keine Privatabſicht beugen und keine Macht ungeſtraft misbrauchen kann.“ (Speeches of Erskine, Lond. 1813. Vol. III. p. 326.)

Gegen die Jury erklären ſich faſt alle deutſchen Juriſten der alten Obſervanz. Sie haben in ihrem Rechtsbetriebe dies fremdartige Weſen nicht kennen gelernt und fühlen kein Bedürfniß es herbeyzuwünſchen. Man könnte dieſe Stimmung — ſo gut wie bey den Engländern die entgegengeſetzte — aus einer liebgewordenen Gewohnheit, aus Furcht vor unüberlegten und raſchen Rechtsſprüchen, aus Abneigung wider jedes Neue Unverſuchte herleiten. Aber die franzöſiſchen Rechtskenner urtheilen aus der ihnen gewordnen Anſchauung und Erfahrung des Inſtituts nicht minder nachtheilig, ein deutſcher Ungenannte hat ihre Ausſagen geſammelt (Merk-

würdige Urtheile neuerer franzöſiſcher Rechtsge= lehrten über Geſchwornengerichte und franzöſiſche Criminaljuſtiz überhaupt. Berl. 1819.) und ſie müſſen allerdings bedenklich machen, zur wieder= holten Prüfung auffodern. Schon was Cottü bemerkt, das neue Geſetzbuch des franzöſiſchen Criminalprozeſſes ſey in einer Zeit der Verderb= niß und Knechtſchaft abgefaßt, verdient Beher= zigung. In England alſo hält man Schwurge= richte für die Hauptſtütze bürgerlicher Freyheit, und in Frankreich werden ſie eingeſetzt von will= kührlicher Alleinherrſchaft? Dies mag in Frank= reich daran liegen, daß man bey Einführung der Geſchwornen ihre eigentliche Natur verließ, eine fehlerhafte Wahl geſtattete, wie franzöſiſche Rechtslehrer glauben, oder daß, wie Herr Comte anführt, die Engländer richtig urtheilen, man habe in Frankreich, trotz alles Sprechens davon, das Inſtitut der Jury gar nicht ordentlich be= griffen. Ich folgre wenigſtens: Schwurgerichte ſind nicht Daſſelbe diſſeits und jenſeits des Ca= nals; man darf ihnen, wie Geiſtern, die Frage über Böſe und Gut vorlegen. Vielleicht gar bleiben die Engländer bey ihren Geſchwornen vorzüglich aus dem Grunde, weil ſie an ihrer

Rechtsverfaſſung gar nichts ändern, aus Furcht, Eine Neuerung führe zur Zweyten und Dritten. Hr. Merlin will dieſe Aeußerung aus dem Munde Erskine's gehört haben, den er in Paris ſah, und der kein Anhänger der Jury geweſen ſey. (Urtheile franz. Rechtsgelehrten ꝛc. S. 113.)

Stellen wir uns die Sache anſchaulich in unſre Nähe, unter deutſche Umgebungen, ohne die Fehler und Mängel, denen etwa die franzöſiſche Verpflanzung unterliegt. Weſentlich bleibt: Schuld und Unſchuld des Beklagten ſoll ausgemittelt werden durch ſeines Gleichen, unabhängig von den Richtern und deren vorgefaßter Meynung. Wer ſind die Geſchwornen? Sind ſie lauter einſichtvolle entſchieden rechtlich denkende Männer, dann iſt keine Gefahr. Wählen Sie, mein Freund, unter Ihren Mitbürgern. Sie finden die Meiſten mit Rechtsfällen wenig vertraut, in ihren Privatgeſchäften mehr oder minder kundig und gewandt, vor Prozeſſen auf ihrer Hut, oder wenn ſie hineingerathen, den Anwälden die Führung überlaſſend. Der Adel lebt im Glanze des Hofes, in Militairverhältniſſen, auf Landgütern. Gelehrte vertiefen ſich in ihre beſondre Wiſſenſchaft, kennen — Ju-

riſten ausgenommen — weder andre Geſetzgebungen noch die des Landes. Beamte und Bürger widmen ihre Zeit dem Geſchäft und Gewerbe, wiſſen höchſtens von denjenigen Rechtsverhältniſſen, welche damit in naher Berührung ſtehen, eben ſo die Landleute. Nun wird unſer Schwurgericht gebildet aus dem Stande, welchem Sie angehören. Die Glieder verſtehen möglicherweiſe Etwas von Civilfällen und vom Civilrecht nach Maaßgabe ihrer Erfahrung; Criminalſachen und deren Recht ſind ihnen fremd, weil ſie als unbeſcholtene Männer niemals in Anklage gerathen. Sie ſollen dennoch ihr Schuldig oder Unſchuldig ſprechen. Bey Verwicklung der Fälle iſt Scharfſinn vonnöthen, richtige Abwägung der gegenſeitigen Gründe, Würdigung verſchiedner oft kleiner Umſtände, die Schwurrichter kommen in Verlegenheit, ſtehen auf ungewohntem Boden. — Wo Schwurgerichte herkömmlich ſind, ſagt man, wird die Ungewohnheit aufhören, die Geſchwornen ſollen ihrem geſunden Menſchenverſtande folgen!! — Ja wohl! Einige Gewohnheit mag Einiges thun; aber geſunder Menſchenverſtand iſt eine Seltenheit unter Menſchen.

Um das Auffallende dieſer letztern Behauptung zu mindern, will ich nicht die Erklärung geben, was ich unter geſundem Menſchenverſtande verſtehe, in welchem Sinne ich ihn für die ausgezeichneteſte Eigenſchaft des urtheilenden Individuums halte; ſondern ich will bloß auf Erfahrung mich berufen, und jenes Wort im allgemeineren gewöhnlichen Sinne gelten laſſen. Ganz zum Erſtaunen iſt, wie verkehrt ſich die meiſten Menſchen benehmen für ihren Zweck, wie oft ſie ihren eigenen Vortheil nicht verſtehen, gegen ſich ſelbſt handeln, die einfachſten Dinge außer Acht laſſen, durch die Folgen ihrer Verkehrtheit leiden, und dennoch nie einſehen, woran es gelegen. Darum giebt es der durchweg Tüchtigen für jeden Stand und jedes Geſchäft Wenige, daß man ſogar Aufhebens macht, wenn jemand nach beſonnener Ueberlegung verfährt, und durch angemeſſene Mittel ſeinen Zweck erreicht, oder Nachtheilen begegnet. Selbſt das Unentſchloſſene und Schwankende, welches bey Vielen wahrzunehmen, die zu keiner Entſcheidung kommen, wie nahe ihnen auch die Nothwendigkeit derſelben tritt, entſpringt aus einem Mangel des geſunden Menſchenverſtandes. Mit

ihm kann ſich großer Scharfſinn für einzelne Begrif- und Sachverhältniſſe verbinden, gleichwie von gewiſſen fein ausgedachten ſpekulativen Syſtemen behauptet worden, es ſey kein geſunder Menſchenverſtand darin. Vorzüglich aber ſcheint dieſer Mangel hervorzutreten, wenn rechtliche Verhältniſſe mit einiger Sicherheit beurtheilt werden ſollen, oder auch das wirklich Unbeſtimmte derſelben Anerkennung verlangt; faſt in unbegreiflicher Weiſe halten Viele das Entſchiedenſte für zweifelhaft, das Zweifelhafte für entſchieden, ſtamme dieſes aus Befangenheit in Vorurtheilen, aus Partheyſucht, aus logiſcher Denkſchwäche, oder aus Unbekanntſchaft mit der Geſetzgebung und deren Gebrauch für die Bürgerwelt.

Ich ſuche außerdem noch die Quelle dieſes Mangels — welcher den Schwurgerichten keinen Vorſchub leiſtet — in einer gewiſſen Unempfindlichkeit für Recht und Unrecht bey der größeren Menſchenmaſſe, ſobald nicht etwa perſönliche Kränkung ſie aus dem Schlaf rüttelt, oder ganz auffallende Ereigniſſe ihre Einbildung feſſeln. Die größte Menge von Köpfen beſchließt meiſtens am abgeſchmackteſten, leidenſchaftlichſten,

ungerechteſten. Nicht ohne Grund hielten Griechiſche Philoſophen die Gerechtigkeit für das Höchſte der Tugend, für ihre eigentliche Vollendung. Abgeſehen von jener Unempfindlichkeit, dürfte man Gerechtigkeit als das Kleinſte, was der Menſch ſeines Gleichen ſchuldig iſt, fodern und erwarten. Unſre Geſchwornen werden aus der Maſſe gewählt. Sie ſollen urtheilen nach Wiſſen und Gewiſſen. Wie wird ſich Jeder mit ſeinem Gewiſſen abfinden? Beyſtimmung von Andern beſchwichtigt den eigenen Vorwurf, und es beweiſt ſchon Charakterſtärke, wider das Meynen Andrer mit gewiſſenhafter Rechtlichkeit zu beharren. Dagegen iſt Charakterloſigkeit ſo allgemein verbreitet, daß kaum zu ſagen, wie oft ſie von einer fremden ihr mitgetheilten Richtung abhängig wird, beſonders wenn eine höhere Macht dieſe Richtung andeutet, in welchem Fall die Geſchwornen ſich befinden, wenn der Wunſch mehr oder weniger kenntlich wird, was für ein Urtheil man von ihnen erwarte. Auf der einen Seite ein Beklagter, lediglich der unbefangenſten Rechtseinſicht und der Stimme des Gewiſſens vertrauend; auf der andern Seite die Oberbehörde, ihre eigenen Gedanken durch

den Antrag vorbereitend, unterſtützt durch mancherley Neigung, ihr nicht auffallend zu widerſtreben; wohin wird die Schale ſinken? Freylich müßten die Geſchwornen ihren hohen Beruf, das mit jedem einzelnen Spruch verflochtene Wohl des Ganzen bedenken, das heißt, ſie müßten Charakter und umfaſſende Einſicht beſitzen! Darüber war ja die Frage; und ich denke, meiner Lebenserfahrung gemäß, wie Cottü, wenn er von den Schwurgerichten ſagt: „ſie folgen oft mit leidendem Gehorſam der ihnen durch den Präſidenten gegebnen Richtung, ... Ehre und Leben der Bürger werden in gewiſſen Fällen dem Zufall überlaſſen ſeyn.“

Verſetzen wir uns einmal ins funfzehnte Jahrhundert, nach der Schilderung, welche Sismondi davon entwirft. „Der religiöſe Glaube hatte damals einen Einfluß auf die Gemüther, deſſen Natur und Gränzen unerklärlich ſcheinen. Er hatte ſich, wenigſtens bey der größeren Menſchenmaſſe, gänzlich losgeriſſen von aller Andacht, aller Wärme der Empfindung, von allem Enthuſiasmus; er war auf keine ſittliche Vorſtellung geſtützt, ward keiner Berechnung des Privatvortheils vorgezogen; aber dennoch bewirkte er eine

unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was den Namen der Ketzerey und des Schisma trug. Gemüther, welche alle ſittliche Geſetzgebung, jede Feſſel ihrer Leidenſchaften, jeden über Eigennutz hinausgehenden Grundſatz verwarfen, ſchauderten vor Unterſuchungen über Religion; ſie erhoben ſich gegen die Freyheit des Denkens, nicht gegen neue Dogmen..... Die ganze Chriſtenheit zählte nicht einen einzigen Mann, ſelbſt unter eigentlichen Philoſophen, der es chriſtlich erlaubt hielt, mit Irrgläubigen in Frieden zu leben, und der nicht mit Abſcheu den Gedanken der Duldung von ſich ſtieß.“ (Hist. des republiques du moyen age Tome IX. p. 167. 169.) „Die Meynung, daß Pabſt und Prieſter allein die Schlüſſel der Hölle und des Paradieſes in Händen hätten, herrſchte ungeſchwächt; der Schrecken vor jeder unabhängigen Ueberzeugung in Glaubensſachen, vor Ketzerey, war allgemein; und die Gerechtigkeit Gottes, verdorben unter den Händen der Menſchen, gewährte bloß eine Sicherheit des Glaubens, nicht der Rechtſchaffenheit, nicht der Ehre.“ (Ebend. Tome XI., p. 333.) — Stellen Sie nun einen Ketzer dieſes Jahrhunderts, einen Huſſiten, vor eine Jury

ſeiner Zeit — er iſt durchweg verloren. Allerdings würde ſein Schickſal vor andern Gerichthöfen, vor geiſtlichen, weltlichen, kaum beſſer ausfallen; aber wo iſt denn der Vorzug des Gerichts durch ſeines Gleichen?

Unſers Gleichen ſind meiſtens Leute, die uns ſehr ungleich ſind, die grade wegen äußerer Gleichheit aller innern Ungleichheit übel wollen, denen bey vorhandener Anklage der Stolz zuflüſtert, ihre ſchwere Hand den abhängig Gewordenen fühlen zu laſſen, oder denen der Neid empfiehlt, für lange genährten Verdruß Entſchädigung zu nehmen. Selten werden die Menſchen beyder Leidenſchaften Meiſter, am wenigſten unter Gleichheitverhältniſſen; nur große Seelen verſchmähen dieſes Erbtheil der kleinen, ungeblendet von den Sumpflichtern des Erdenlebens. Ich ſchaue umher, und ſuche das unpartheyiſche gerechte Schwurgericht; Cajus, Titius, Sempronius, und ein Heer Andrer müſſen ausgeſchloſſen bleiben; — es giebt freylich Männer, deren Spruch das Wohl und Wehe eines Menſchen anzuvertrauen, — aber ſie ſind erleſen vor der Menge, ſie wohnen nicht in allen Gaſſen.

Vorausgeſetzt deswegen eine Unabhängigkeit der richtenden Gewalt von der ausübenden, welche ja rühmlichſt in deutſchen Staaten beſteht, und für deren ſorgſame Bewachung mit Recht das Herz der Geſetzkundigen ſchlägt, ſo ſcheint mir keine gute Juſtizbehörde der beſterleſenſten Jury nachzuſtehen, und in den meiſten Fällen ihr vorzuziehen. Iſt doch die Behörde aus Männern gebildet, welche der Geſetzkenntniß und Beurtheilung von Rechtsfällen ihr Leben weihten, welche an gewiſſe Formen gebunden ſind, um der Uebereilung vorzubeugen, deren eigene Ehre ſie auffodert, das Daſeyn einer unpartheyiſchen Rechtspflege ihren Mitbürgern zu beweiſen. Ich weiß wohl, daß die Formen nicht allemal das Formloſe ausſchließen, daß Trägheit und Ueberdruß die Stimmen der Pflicht und Ehre zuweilen ſchwächen, daß ein mechaniſcher Geſchäftgang der Einſicht hinderlich ſeyn, und wunderbare Misgriffe veranlaſſen kann. Aber iſt dieſes als Regel aufzuſtellen, oder darf man es im Durchſchnitt von Männern erwarten, denen Achtung und Auszeichnung Etwas werth ſind, die endlich ein Gewiſſen haben werden, gleich den Gliedern des Schwurgerichtes? Fer-

ner bleibt dem Verurtheilten die Berufung geſtattet, während ein Ausſpruch der Jury unbedingt ſeine Schuld entſcheidet. Sollte nicht die Durchführung des Falles vor mehreren Inſtanzen, das Beyfügen der Gründe des Spruches, die wiederholte Prüfung derſelben Sache nach denſelben Geſetzen eine größere Wahrſcheinlichkeit der Rechtsſindung gewähren, als das plötzliche Zuſammentreten unvorbereiteter bloß durch ihren Schwur gebundener und ihrem muthmaßlichen geſunden Menſchenverſtande überlaſſener Mitbürger?

Die Jury, heißt es, ſoll bloß Thatſachen ausmitteln, das Uebrige fällt rechtskundigen Richtern anheim. Cottù ſucht in dieſem außer Acht gelaſſenen Umſtande den Hauptfehler der franzöſiſchen Einrichtung, die Geſchwornen nämlich in Frankreich beurtheilen, „ob der Beklagte mit ſtrafbarer Abſicht handelte,“ ja auch, „ob er ein Verbrechen vor dem Geſetz begieng und welches die Art des Verbrechens ſey;“ jenem Rechtsgelehrten ſcheint dadurch das Schwurgericht eine „ganz gewöhnliche Behörde, gebildet aus bloßen Bürgern, anſtatt aus Magiſtratperſonen.“ (Urtheile franzöſ. Rechtsgelehr-

ten ꝛc. S. 4.) Ueberhaupt hat man in der Verbindung doppelter Intelligenz, der natürlichen Sach-Anſchauung durch die Geſchwornen, und der wiſſenſchaftlich verſtändigen Beziehung des Beſondren auf die Geſetzesallgemeinheit durch den Richter, eine Vollkommenheit erkennen wollen; was ſich mit einer fabrikmäßigen Theilung des Geſchäfts vergleichen ließe, wo dann jeder Arbeiter in dem ſeinigen ſehr geſchickt wird, der Anſchauende im Anſchauen, der Urtheilende im Urtheilen, und wobey beſonders die nachtheilige Möglichkeit vermieden iſt, daß die Richter durch kluges Ueberlegen, durch ſpitzfindige Wiſſenſchaft und Fertigkeit in Begriffen der unverwirrten Sachanſchauung ſich entfremden. Schlimm genug, wenn letzteres geſchieht, allein gegen eine fabrikmäßige Theilung der Arbeit ſind die Bedenken noch größer.

Hätte ich Recht mit meiner Ihnen jüngſt geäußerten Behauptung, es gebe keine ſogenannte reine Sinnenwirklichkeit, ſo würde ſchon dadurch die Aufgabe der Jury mislich, und man könnte, ſtreng genommen, von reinen Thatſachen, vom bloßen Faktum, gar nicht reden. Stellen wir indeß dieſen Satz bey Seite, wie

wahr ich ihn auch halte, ein andrer wird durch die gewöhnlichſte Lebenserfahrung bewieſen. Nichts iſt ſchwerer, als etwas Geſchehenes in ſeiner Eigenthümlichkeit aufzufaſſen, nur wenige Menſchen, und zwar von ausgezeichneten Gaben, ſind dazu fähig. Irgend ein Ereigniß, in Gegenwart vieler Zuſchauer vorgefallen, wird von jedwedem abweichend erzählt. Theils die Unmöglichkeit, alles Einzelne zu überſehen, theils der Mangel an Beobachtungſchärfe bewirken dies, ja es giebt ſogar Leute, welche Alles verkehrt und unrichtig anſchauen. Die Jury nun, ſie hört die verſchiednen Berichte der Zeugen, daraus ein Ganzes zu bilden erfodert Vergleichung, Kritik des Zeugniſſes, ſcharfſinnige Zuſammenſtellung. Wie wenn unſre Geſchwornen ſelber ſchlechte Beobachter wären, wenn ſie noch weniger in das Fremdverwirrte Licht und Ordnung zu bringen wüßten, wenn ſie mit einer plötzlich vorgefaßten Meynung aus dem Labyrinthe ſich retteten? Sie würden es thun, ohne um ihr Thun zu wiſſen, weil die große Schwierigkeit der Ausmittelung des Thatſächlichen faſt überall unerkannt bleibt, und jeder meynt, ſie ſey das Leichteſte.

Allein jene Annahme, daß die Jury bloß auf den Thatbeſtand eingeſchränkt ſey oder ſeyn könne, iſt falſch. Erskine, welcher das Schwurgericht, wie erwähnt, für die Grundlage der engliſchen Freyheit hält, nennt die Beſchränkung derſelben auf das Faktum einen „ſo ungeheuerlichen furchtbaren Satz, daß er lieber am Ende ſolcher Rechtsverhandlungen, nachdem er ſeine Pflicht für die unglücklichen Beklagten erfüllt, auf ſeinen Knien ſterben und Gott danken möchte, daß er für die Vertheidigung der Unſchuld und das Wohl ſeines Vaterlandes ein Werkzeug geworden, jenen Satz zu läugnen und anzufechten, als Methuſalems Alter erleben, ohne ihn gerügt und widerlegt zu haben.“ (Speeches Vol. IV. p. 23.) Wirklich ſind ſeine Reden voll dieſer Bemühung und eine ungewöhnliche Wärme beſeelt den Redner, ſobald er die Rechte der Geſchwornen auf ein umfaſſenderes Urtheil, als die Erhärtung der bloßen Thatſache, in Schutz nimmt.

Wegen Verbreitung jenes Irrthums über die Schwurgerichte, wovon wir bey Cottú ein Beyſpiel fanden, gebe ich nähere Belege. Schon Delolme ſagt, die Jury unterſuche ſowohl den

Fall, als deſſen Verhältniß züm Geſetz (Constitut. of England p. 135.); allein die Autorität dieſes Schriftſtellers iſt nicht entſcheidend genug, und grade die eben angeführten Worte ſind nicht ganz zutreffend. Beſſer entwickeln wir aus Erskine ſelbſt ſeine Anſicht.

Dieſer Rechtsgelehrte unterſcheidet zwiſchen Civilſachen und Criminalfällen. Wenn erſtere vor die Jury kommen, ſo ſprechen die Geſchwornen über das bloße Faktum, und der weitere Prozeß muß vor dem Gerichthofe geführt werden; dieſe Trennung des Sächlichen und des Geſetzlichen iſt dem Sinn der Prozeßordnung angemeſſen und beſtimmt die Gränzen der Jurisdiktion für den Gerichthof und die Jury. Nie ward der letzteren eine weitere Macht gewährt; im Fall aber der vorliegende Punkt des Rechtsſtreites ſchon Entſcheidung in ſich zu ſchließen ſchien, wenn der Beklagte im Civilprozeß auf allgemeine Losſprechung antrug und ſeine Vertheidigung den Geſchwornen vorbrachte, ſo ſtritt der Gerichthof für ſeine Befugniß, und verweigerte alle Zeugenausſagen, worauf jene Vertheidung geſtützt ſeyn konnte. Erskine geſteht, die Erweiterung des allgemeinen Losſpre-

chens über deſſen alte Gränzen, und mit Abweichung von ſeinem wahren Prinzip, habe einige Verwirrung in dies einfache und harmoniſche Syſtem gebracht, aber das Geſetz bleibe weſentlich daſſelbe. Er ſagt: „Niemand heut zu Tage, in irgend einem Rechtsſtreit, bey welchem die alten Formen des Rechts weislich beobachtet werden, kann die Meynung der Geſchwornen über Etwas anſprechen, welches nach der Conſtitution ihrer Entſcheidung nicht unterliegt. In Schuldklagen, in Prozeſſen über Vorenthaltung fremden Gutes, über Contraktverletzung, unrechtmäßige Beſitznahme, Aufhebung eines Verhafts oder Beſchlags, kann der Vertheidiger bloß das reine Faktum der Jury vorlegen, das Geſetzliche muß vor dem Gerichthofe ausgemacht werden, und wenn er, die Meynung der Richter fürchtend, ſeine Rechtfertigung unter einer allgemeineren Ausführung verbirgt, und dadurch vortheilhafter bey der geſetzlichen Unterſuchung ſich zu vertheidigen hofft; ſo darf dies nicht einmal zur Kenntniß der Geſchworenen gelangen; jede geſetzmäßige Vertheidigung muß aus den Thatſachen hervorgehen, und die Autorität des Richters verhindert, daß Nichts

vor ein Tribunal gelange, was in dieſem Fall nicht vor daſſelbe gehört.“

„Durch dieſe auferlegte Nothwendigkeit, jede Rechtfertigung in Bezug auf das Geſetz vor dem Gerichthofe zu führen, und durch dieſe Ausſchließung aller Zeugenausſage mit Ausnahme der Thatſachverneinung, wollten die Gerichthöfe unſtreitig ihre Richterbefugniß über alle Geſetzfragen behaupten und vor Eingriffen ſichern; und es giebt keinen Grund in den Geſetzen oder im geſunden Menſchenverſtande, warum nicht dieſelben Abgränzungen zwiſchen Thatſache und Geſetz nach derſelben Prozeßordnung auf Criminalfälle hätte übertragen werden können, wenn es Zweck geweſen wäre, die Gerichtsbarkeit der Jury, wie in Civilſtreitigkeiten, auf die Thatſache zu beſchränken.“

„Aber keine ſolche Abgränzung ward je gemacht oder verſucht; im Gegentheil jeder durch Anklage oder Anzeige eines Verbrechens Beſchuldigte, zu allen Zeiten, von der Normänniſchen Eroberung bis auf die Stunde vermochte und war obendrein verpflichtet, ſeine Losſprechung vom Vaterlande durch allgemeine Berufung auf das Nicht ſchuldig zu erwarten;

er unterwirft ſeine ganze Vertheidigung der Jury, beſtehe ſie in einer Läugnung der Thatſache, oder in einer Rechtfertigung vor dem Geſetz; und es hat der Richter keine Befugniß, wie in Civilſachen, ein Zeugniß den Unterſuchenden zu verweigern, als außer dem Streitpunkt gelegen, als coram non judice; — welche Befugniß er ſicher haben müßte, wenn die Jury keine höhere Gerichtbarkeit in dem einen Falle hätte, wie in dem andern. Die auf ſolche Weiſe durch undenkliche Gewohnheit geheiligte allgemeine Prozeßführung miſcht ſo ſehr das Geſetz und die Thatſache durch einander, daß ſie nur durch eine Willensbeſtimmung der Jury trennbar werden, wenn dieſe einen vereinzelten Spruch (special verdict) thut: die allgemeine Unterſuchung der ganzen Anklage iſt demnach vor ihr; und obgleich der Beſchuldigte die Thatſache der Anzeige oder ſchriftlichen Anklage einräumt, bringt er nichts deſtoweniger vermöge ſeiner allgemeinen Vertheidigung Zeugniſſe vor über verwandte Thatſachen, unterwirft ſie als geſetzliche Entſchuldigung oder Rechtfertigung dem Urtheil der Jury, und erwartet von ihrem Spruch eine vollſtändige, allgemeine, entſchei-

dende Befreyung." (Speeches Vol. I. p. 277 — 279.)

Es erhellt aus dieſen Worten, die einer Rede für die Rechte der Jury angehören, daß Erskine jene vorausgeſetzte Trennung des Thatſächlichen und Geſetzlichen in Criminalfällen läugnet, in Civilfällen behauptet; aber für beydes ſtreiten muß, weil man durch unſichere Gränzbeſtimmungen der Geſchwornenanſtalt in England, wo ſie urſprünglich zu Hauſe iſt, ihr in Civilfällen manchmal zu viel Raum gewährte, und in Criminalfällen ſie ungebührlich einſchränken wollte. Wo dergleichen Unbeſtimmtheit nach Gebrauch und Uebung ſeit Jahrhunderten herrſcht, wo der Anwald eines Beklagten das Gericht ſelber über ſeine Befugniſſe des Urtheilſprechens zu belehren hat, wo er demjenigen, was die Geſchwornen in Civilſachen thun, die Bedingung beyfügt, „daß in dem Rechtsſtreit die alten Formen weislich beobachtet werden," welches mithin wohl nicht immer geſchehen ſeyn muß; da finde ich keine ſonderliche Vollkommenheit der Gerichtverfaſſung. Der eines Verbrechens Beſchuldigte ſteht vor der Jury, hält dieſelbe nach allgemeiner Sage für Schutz und

Schirm ſeiner Unſchuld, und ſein Anwald muß erſt durchſtreiten, daß Rechtfertigunggründe angenommen, und von Geſchwornen erwogen werden dürfen! Er muß wider die geprieſene Theilung des Thatſächlichen und Geſetzlichen deren Miſchung verlangen, damit ſeinem Clienten Recht geſchehe! Er muß einen hiſtoriſch politiſchen Beweisgrund zu Hülfe nehmen, um die Behauptungen der Gegner — auch Britten, auch Kenner des Rechtsganges — zu widerlegen! Dieſer Grund iſt folgender: „Während der ſächſiſchen Periode und noch lange unter der Normänniſchen Regierung, war die geſamte Rechtsverwaltung, civile und criminale — in den Händen des Volks, ohne Aufſicht und Dazwiſchenkunft irgend eines von der Krone aufgeſtellten Richters. Sie war nicht auf einzelne Orte, oder geringere Klagen und Vergehungen eingeſchränkt, ſondern die Seele der geſamten Rechtsverfaſſung. . . . . Als die Gerichthöfe zu Weſtminſter in ihrer gegenwärtigen Form eingeſetzt wurden, als Civiliſation und Handel verwickeltere Rechtsfragen herbeyführten, mußte natürlich die Richterautorität in Civilſachen ihre Gränzen erweitern; die Eigenthumverhältniſſe

eines gebildeten Geſellſchaftzuſtandes überſtiegen allmählig die Einſicht der unwiſſenſchaftlichen Menge; und mit einigen wohlbekannten Einſchränkungen wurden ſie unſtreitig Sache der Richter; doch mehr vielleicht aus Noth als durch freywillige Einräumung, da alle Rechtsverhandlungen künſtlich in Normänniſcher Sprache geführt wurden, welche das Volk nicht verſtand. Solcher Gerichtveränderungen ſind undenkliche Gewohnheit und ſtillſchweigende Einwilligung der Geſetzgebung Zeuge; worauf die Jurisdiktion der Gerichthöfe nach dem wahren Prinzip des Engliſchen Rechts beruht, und deren Wirkungkreis durch altes Herkommen beſtimmt wird. Aber kein ſolches Zeugniß für die geringſte Begebung oder Einſchränkung des Volkrichtens findet ſich in Bezug auf Verbrechen; im Gegentheil, jedes Blatt unſrer Geſchichte iſt voll von Kämpfen unſerer Vorfahren um deſſen Beybehaltung. Das Recht des Eigenthums wechſelt mit neuen Gegenſtänden, und wird verwickelter durch erweiterte Anwendung; — aber Verbrechen ſind immer auf dieſelbe Weiſe unterſuchbar: — ſie beruhen gänzlich auf der Abſicht, und je mehr ſie von der Politik der Regierenden

vervielfältigt werden, deſto entſchiedner hängt alle öffentliche Freyheit an dem Feſthalten des Volks, daß ihm ſelber die volle Verwaltung der Strafgerechtigkeit bleibe. . . . . Wer nur im mindeſten mit der Völkergeſchichte oder der Geſchichte ſeines Vaterlandes vertraut iſt, muß eingeſtehen, daß, ſobald die Verwaltung der Strafgerechtigkeit den Händen der Krone oder ihrer Bevollmächtigten überlaſſen wird, keine größere Freyheit ſtatt haben kann, als die Regierung nach Gutbefinden oder Politik des Tages zu dulden geneigt iſt. Dieſe wichtige Wahrheit iſt nicht eine Entdeckung oder Behauptung von mir, ſondern ſie iſt in jedem Rechtswerk anzutreffen" (Speeches Vol. I. p. 272. 273.). Erskine beruft ſich auf Stellen im Blackſtone und dem fünfhundert Jahre älteren Brackton.

Wie alſo? Eine Wahrheit, die in allen Rechtsbüchern ſteht, welche nach obiger Behauptung geſchichtliche und vernünftige Gründe für ſich hat, bedarf eines feſten und beredten Vertheidigers, um nicht Richtern und Geſchwornen unbekannt zu bleiben? „Hoffentlich ſind die Tage vorüber," ſagt Erskine, „da Richter und Geſchworne bey Unterſuchung von Staat-

verbrechen ſtets verſchiedne Wege giengen; wo der Gerichthof ſich bemühte die Wirkſamkeit des Schwurgerichts zu vernichten, und das Schwurgericht mit Ekel, Eiferſucht und Widerwillen die Anträge des Gerichthofes hörte — jetzt darf man eine Unterſuchung erwarten, voll jener ſchönen Harmonie unſrer geſetzmäßigen Verfaſſung; — wo die Jury ihre Unabhängigkeit behauptet, indem ſie über die Abſicht, als das Weſen jedes Verbrechens, urtheilt, aber auf die Meynung des Richters über den Zeugenbeweis und das Geſetz mit derjenigen Ehrfurcht und Beſonnenheit merkt, welche ſtets das Anſehn, die Gelehrſamkeit und den redlichen Willen obrigkeitlicher Perſonen begleiten müſſen und ſollen" (Vol. I. p. 154. 155.). Erskine beweiſt durch dieſe Worte das Gegentheil deſſen, was er ſagt; denn er ſpricht ſie zur Vertheidigung eines Dechanten von St. Aßaph im Jahre 1783. als die Jury durch des Richters Anklage irre geleitet worden, als er nebſt dem Beklagten auch die Rechte der Geſchwornen in Schutz zu nehmen hatte, als er ſeine Rede mit der nachdrücklichen Wendung ſchloß: „Was auch werden möge aus der Freyheit Englands,

nimmer ſoll man ſagen, daß ſie untergieng ohne Widerſtand, ſo lange ſie meinem Schutze anvertraut war" (Ebend. p. 262.).

Faſt in allen Reden des ausgezeichneten Mannes kehrt der Gedanke wieder, eine Jury muß die verbrecheriſche Abſicht finden. Georg Gordon war des Aufruhrs beſchuldigt und hatte ſich an der Spitze eines Haufens befunden, der Unfug verübt; „Ihr müßt finden, daß Georg Gordon dieſe Menſchen mit ſolcher verrätheriſchen Abſicht verſammelte.... Verbrechen aller Art beſtehen einzig in dem Vorſatz des Willens, der die Handlung hervorbringt; die Handlung iſt kein Verbrechen, wenn die Geſinnung nicht verbrecheriſch iſt. Dies iſt der große Text, von welchem die ganze Moral der Strafgerechtigkeit abhängt; er ſteht an der Spitze jedes Criminalblatts durch alle Bände menſchlicher und gefühlvoller Geſetze" (Speeches Vol. I. p. 84.). — Lord Gordon ward in der That unter dem größten Beyfall Londons freygeſprochen. Der Dechant von St. Aßaph hat eine Schmähſchrift verbreitet und ſteht als Beklagter vor der Jury. „Widerſinnig iſt jeder Ausſpruch des Schuldig, welcher nicht auf

einem vorausgegangenen Urtheil beruht, das Buch ſey wirklich eine Schmähſchrift und der Beklagte habe es mit verbrecheriſcher Abſicht bekannt gemacht; denn, ſobald ihr das Wort Schuldig ausſprecht, ohne in dem Bekanntgemachten oder in der Geſinnung des Herausgebers Aufruhr zu finden, ſo verdammt ihr zu Schaam und Strafe die Unſchuld deſſen, den ihr zu beſchützen wähnt, der Richter muß ihn geſetzlich verdammen in der Art und Weiſe, wie er angeklagt worden, als ſchuldig der Herausgabe eines Libells mit aufrühreriſcher Abſicht, und ſonach — ohne Unterſuchung des einzigen Umſtandes, der die Schuld ausmacht, und ohne daß ihr meynt, der Beklagte ſey ſchuldig — werdet ihr verführt zu einem Spruch, wogegen euer Gewiſſen ſich empört, und den eure Worte vielleicht vor der Welt Lügen ſtrafen" (Ebend. p. 166.). „Die feindſelige Geſinnung iſt das Verbrechen, welches ihr pflichtmäßig entdecken ſollt — der Ankläger bleibt bey der einzelnen Thatſache der Herausgabe ſtehen, ohne im Stande zu ſeyn dem Betragen des Angeklagten Vorwürfe zu machen, ja ohne einen Grund zur Wahrſcheinlichkeit dieſer Beſchuldigung an-

zuführen" (Ebend. p. 195.). „Die Rechte des Eigenthums beruhen auf mancherley verwickelten Einrichtungen, deren Anordnung viele wiſſenſchaftliche Kenntniß und deren Befeſtigung viel Beſtimmtheit des Ausdrucks erfodert; aber Verbrechen beſtehen gänzlich in der Abſicht; und über dasjenige, was in der Bruſt eines Engländers Beweggrund ſeiner Handlungen wird, darf nur ein Engliſches Schwurgericht entſcheiden. Es iſt in den meiſten Criminalfällen unmöglich, das Geſetz von der Thatſache zu trennen; und mithin, ob eine Schrift Libell ſey oder nicht, kann keine ausſchließliche Geſezzesfrage für die Richter ſeyn" (Ebend. p. 200.). „Jener Grundſatz ward angeführt: Die Geſchwornen beantworten die Frage über das Faktum, die Richter beantworten die Frage über das Recht; .... ich aber behaupte: keine Handlung, welche die allgemeine Theorie des Geſetzes verbrecheriſch erklärt, iſt in ſich ſelbſt ein Verbrechen, abgeſondert von der böſen Abſicht des Handelnden, und die Abſicht, ſelbſt in Fällen, wo ſie nach einfachem Schluß aus erwieſenen Thatſachen erhellt, kann und ſoll mit Hülfe des Richters von der Jury ausgemacht werden;

.... die Hinſtellung der Thatſache iſt immer nichts weiter als ein Zeugniß für das Verbrechen, nicht das Verbrechen ſelbſt, wenn nicht die Jury es dazu macht durch beſondern Ausſpruch und es dem Gerichthofe freywillig übergiebt" (Ebend. p. 245.).

Uns darf bey dieſen ſcharfſinnigen Beſtimmungen des brittiſchen Sachwalters wenig befremden, wenn er bisweilen in ſeinen Ausdrükken nicht ganz gleich zu bleiben ſcheint und wegen der Einheit des Abſichtlichen und Thatſächlichen im Verbrechen bald dieſes bald jenes Merkmal hervorhebt. So ſagt er an einem Orte: „Lächerlich iſt die Behauptung, das Schuldig ſey ein Faktum, es iſt der Rechtsſchluß aus einem Faktum" (Vol. I. p. 310.); und anderwärts: „die verbrecheriſche Abſicht, obgleich eine geſetzliche Folgerung aus dem Faktum, wenn der Beklagte keine Gegenbeweiſe vorbringt, wird eine Frage über das Faktum, ſobald er der Jury Beweiſe für ſeine Rechtfertigung liefert" (Vol. I. p. 260.). „Die Abſicht iſt das Verbrechen, deſſen Wirklichkeit zur Thatſache gehört, nicht zur Geſetzesſache, ſonach von der Jury erhärtet werden muß, ſie wird dagegen die bloße Folge

einer geſetzlichen Entſcheidung, ſobald das Faktum nicht gradehin die Abſicht umfaßt und einſchließt, welche das Verbrechen ausmacht" (Vol. IV. p. 35.). Dieſe Worte ſetzen einen Unterſchied zwiſchen Thatſachen und Thatſachen, fodern das abſichtliche Geſchehenſeyn der Handlung zum vollen Verbrechen, welches dadurch eben ein wirkliches thatſächliches wird.

Unabläſſige Vertheidigung ſolcher Grundſätze bey Rechtsverhandlungen über Schmähſchriften und Staatverbrechen, welche allgemeine Theilnahme erweckten, brachte das Libellgeſetz in England zuwege, durch Fox dem Hauſe der Gemeinen vorgeſchlagen und durch Erskine lebhaft unterſtützt. Es ſpricht aus: „Das Schwurgericht kann allgemein über Schuldig und Nichtſchuldig, über die ganze vorliegende Sache in ſolchen Fällen entſcheiden, und iſt nicht gehalten, laut der Einleitung des Gerichthofes oder Richters, vor denen die Unterſuchung geſchieht, den Beklagten ſchuldig zu finden, lediglich weil er die als Libell betrachtete Schrift herausgab, und in dem Sinne, welchen die Anklage in der Schrift findet." So konnte dann Erskine zehn Jahre nach (1794.) jener

Verhandlung über den Dechanten von St. Aſaph, worin er ſeine Grundſätze entwickelte, bey ähnlicher Gelegenheit das Libellgeſetz und ſich ſelber zu Hülfe rufen: „Hatte ich unrecht meine Meynung zu behaupten, ſo war all mein Beſtreben gegen einen erleuchteten jetzt geſtorbnen Rechtskundigen verkehrt und falſch; ich widerſtand ihm während der Mittaghöhe ſeines Ruhms in der Lehre, daß geſetzlicher Rechtsſpruch über Libelle eine bloße Folgerung aus dem Faktum ſey, und nun hat die Geſetzgebung feyerlich meine Meynung beſtätigt, daß Geſetz und Faktum mit einander verſchmolzen ſind, und beyde vor die Jury gehören. Ich hätte nicht mein Haupt erheben mögen vor dieſem Gerichthofe noch vor der Welt, wenn anders entſchieden wäre, und ich begreife durchaus nicht, wie jemand gegenwärtig behaupten kann, daß die Fragen über Libelle behandelt werden ſollen gleich allen andern Criminalſachen, und daß dennoch die verbrecheriſche Abſicht eine bloße Rechtsfolgerung ſey. .... Geſchworne werden ſtets die ausdrückliche Meynung des Richters mit Ehrfurcht hören, aber ſie ſind verbunden die Meynung ſo ſtrenge zu unterſuchen, wie nur ein Anwald vor den Schran-

ken; — ſie können nicht und dürfen nicht vergeſſen, daß der Richter Menſch iſt, gleich ihnen ſelbſt, mithin nicht ausgenommen von menſchlichen Schwachheiten" (Vol.II. p. 414.). —

Mit der allgemeinen Unterſuchung des Verbrechens, ohne Sonderung des Thatſächlichen und der ſtrafbaren Abſicht, wird die Jury in das geſamte Gebiet der juridiſchen Zurechnung gezogen, und hat, wenn ſie gewiſſenhaft verfährt, kein leichtes Geſchäft. Wir kennen ja, mein Freund, die ganze Schwierigkeit der Größenbeſtimmung innerlicher Schuld und überhaupt auch des ſichern Wiſſens, ob der Wille gewollt, was die That anzukündigen ſcheint (Vergl. meine Rechtslehre ꝛc. S. 138. fg.). Bleiben die Richter Menſchen, und menſchlichen Schwachheiten unterworfen, gilt dies nicht zugleich den Geſchwornen? Vermuthlich ſind ihre Gedanken unbeläſtigt durch metaphyſiſche Unterſuchungen über menſchliche Freyheit, und in wiefern ein vernünftig ſinnliches Weſen ſich ſelber angehöre in ſeinen Handlungen oder einem unausweichlichen Schickſal, unbeläſtigt durch die Erwägung, wie viel Einfluß die Vorſtellungen vom Rechtsgeſetz gegen ſinnliche Begierden

und Leidenſchaften haben mochten und konnten; ſie unterſcheiden ſchwerlich genau die Begriffe des Vorſätzlichen und Unvorſätzlichen (dolus, culpa), oder einer Vermiſchung von beyden (dolus indirectus, culpa dolo determinata), welche in den Lehrbüchern des Strafrechts verzeichnet ſtehen; ſie urtheilen mehr nach unmittelbarem Gefühl, als nach Zerſetzungen des abwiegenden Verſtandes; aber wird denn allemal vermöge dieſes Mangels ihr Urtheil ſicherer, tadelloſer, gerechter? Der Verſtand kann fehlgreifen, trotz der ſorgfältigſten Begriffſcheidung; das Gefühl kann irren, trotz ſeiner unmittelbar ergreifenden Gewalt; nur die Vereinigung beyder gewährt dem Menſchen eine für ihn erreichbare Sicherheit und Feſtigkeit. Rühmt ihr den geſunden natürlichen Verſtand ſtatt des Schulwitzes, ich ehre ihn hoch, und erinnere nur an ſeine Seltenheit; meyne auch, wo er ſey, werde ihn der Schulwitz nicht verderben und umbringen. Immer beurtheilen die Geſchwornen, was am ſchwerſten zu beurtheilen ſteht, die ſittliche Geſinnung, das Maaß des Guten und Böſen im Menſchen, den Zuſammenhang des Innern mit der äußern That,

vollkommen nur Gott erkennbar, mit behutſa= mer Vermuthung nur dem erleuchteten Verſtande edler und erhabner Sterblichen.

Daher dann muß unſer brittiſche Rechtsge= lehrte ſeine Schwurgerichte häufig vor Ueberei= lungen warnen, ihnen die Richtſchnur ihres Ur= theils vorzeichnen. „Gedanken werden nicht ge= ſtraft durch das ehrwürdige Geſetz Englands. Von Menſchen verfaßt, um menſchliche Gebre= chen zu heilen, und nicht von Gott, um die Reinheit von Engeln zu bewachen, überläßt es uns unſre Gedanken, unſre Meynungen, unſer Geſpräch, und ſtraft bloß offne Handlungen des Ungehorſams und der Verachtung ſeines An= ſehns. Dies iſt nicht Redewendung eines An= waldes für den Betheiligten, es iſt nicht einmal meine Auslegung des Geiſtes unſrer Conſtitu= tion, es iſt Wort und Buchſtabe des Geſetzes ſelbſt. Unter den bedenklichſten Umſtänden un= ſrer Geſchichte, wenn die Regierung für ihr eig= nes Daſeyn und Fortbeſtehen Geſetze gab, über= ſchritt ſie niemals dieſe weiſe Mäßigung. Um die beſtehenden Einrichtungen zu ſtützen, zügelte ſie gelegentlich die dahin gehörigen Meynungen, aber die Strafen, obwohl blutig, legten keine

Schlingen einem unbedachtſamen Leben, und griffen niemanden durch Ueberraſchung" (Speeches Vol. II. p. 346.). Anderweitig warnt er, aus den wahrſcheinlichen Folgen einer Handlung die Strafbarkeit derſelben und die Geſinnung des Thäters herzuleiten: „Wie weit eine Handlung oder eine Reihe derſelben, unabhängig von ihrer Abſicht, wahrſcheinlich oder unvermeidlich natürliche oder politiſche Folgen hervorbringt, geht uns nicht an; das mag eine anziehende Frage für Caſuiſten oder Politiker ſeyn; aber es iſt Bosheit und Thorheit zu erklären, daß Folgen, welche mit keiner Abſicht und Bewußtheit zuſammenhängen, vor dem Geſetz daſſelbe ſind mit verbrecheriſcher Geſinnung; ungeachtet dieſe allein vor Gericht gezogen wird, weil ſie das Verbrechen ausmacht" (Vol. III. p. 332.). Wiederum die bloße Abſicht, ohne im Betragen hervorzutreten, wird von keiner menſchlichen Behörde geſtraft, durch offene That muß ſich die Abſicht äußern (Ebend. p. 358.). „Und weil das Verbrechen ſeiner Natur nach unſichtbar und unerforſchlich iſt, bis es durch ein ſolches Betragen ſich offenbart, was vor der Vernunft von der Abſicht Kunde giebt, worin das

Verbrechen beſteht; ſo iſt keine offene That hinreichend, um darüber zu richten, auch nicht für eine Jury, um daraus den verbrecheriſchen Vorſatz zu folgern; ſondern nur eine ſolche, woraus dies vernünftiger Weiſe gefolgert werden kann" (Ebend. p. 365.). Hinreichende Zeugniſſe und Belege dürfen nicht fehlen. „Ich trat auf, um das Daſeyn eines geſetzmäßigen und glaublichen Beweiſes von verrätheriſcher Geſinnung und Haß der Regierung zu läugnen, und ich werde aufgefodert zu beweiſen, daß mein Client nie verrätheriſch oder gegen die Regierung feindſelig geſinnt war und iſt? Sollen wir mit Lobreden auf die engliſche Conſtitution gekirrt, und dennoch ihres erſten und ausgezeichneten Charakters beraubt ſeyn, daß Unſchuld vorausgeſetzt werde, bis die Schuld entſchieden iſt" (Vol. II. p. 337.). Alle dergleichen Bemerkungen verſtehen ſich von ſelbſt bey gründlicher Rechtsunterſuchung, mochten aber den Geſchwornen nöthig ſeyn, und ob ſie jederzeit dieſelben beherzigten, ſcheint durch Endurtheile über die von Erskine vertheidigten Männer, ſo weit die Sache dem Leſer vorliegt, ſehr zweifelhaft.

„Folgen der Handlungen beſtimmen nicht die Strafbarkeit, und die ſtrafbare Geſinnung ſoll aus der That ſelber hinreichend erhellen.“ Jetzt nehme man: die meiſten Menſchen beurtheilen Handlungen nach ihren Folgen, erheben ſie, verdammen ſie, beſtimmen darnach ihren Werth, ſogar die Hiſtoriker thun es im Urtheil über einflußreiche Männer, ſogar die Criminalgeſetzgebung kann nicht ganz dieſem äußern Maaßſtabe entſagen, und ſtraft tödliche Verletzungen anders als heilbare. (Vergl. meine Rechtslehre S. 137.) Was in einem Zeitbilde vollendet vor Augen ſchwebt, ſoll unvollendet in ſeinen Anfängen erwogen und nach Wahrſcheinlichkeit und Nothwendigkeit des Werdens gedacht ſeyn, das heißt, man ſoll die angeſchaute Wirklichkeit in Gedanken aufheben und ſtückweiſe prüfend wiederum zuſammenſetzen. Keine leichte Arbeit und von unſicherem Gelingen, während es viel einfacher iſt, das Geſchehene mit allen Folgen aufzufaſſen und nach ſeinem Ganzen zu würdigen. Unſre Geſchwornen wählen vermuthlich den bequemeren Weg, urtheilen gleich den meiſten Menſchen, unbekümmert um die angeſonnene kunſtreiche Ab-

ſtraktion. Wer ihnen dieſe in Worten entwikkelte, würde vielleicht gar nicht von ihnen verſtanden. Vollends nun bey dem Schluſſe rückwärts von Handlungen auf die Abſicht liefert eine pſychologiſche Phantaſie das eigentliche Bild, die freylich Niemandem fehlt, aber oft ſehr raſch entwirft und dann aus der Seele nicht mehr weichen will. Beſonders in Criminalfällen pflegt dieſe Phantaſie vorauszueilen, das Schädliche der That ſucht ſeine Ergänzung in der Bosheit des Thäters und iſt der Unſchuld des Angeklagten durchweg ungünſtig. Es bedarf keines in Criminalunterſuchungen ergrauten Hanges die Schuld des Verbrechers auszumitteln, um ſie übereilt vorauszuſetzen; die meiſten Menſchen thun dies von ſelbſt, und beharren dabey mit hartnäckigem Glauben, troz mangelhafter Beweiſe.

Iſt es überhaupt ſchwer, wo nicht unmöglich, was vorhin angemerkt worden, reine Thatſachen aufzufaſſen, wie viel ſchwerer Thathandlungen, verbunden mit der innern freyen Zweckſetzung, worüber die Menſchen in tauſend Misverſtändniſſe gerathen? Zugegeben, daß wiſſenſchaftliche Bildung und juriſtiſcher Scharf-

ſinn wenig vor dem bloßen natürlichen Menſchenverſtande voraus hätten, wo liegt dann der überwiegende Vorzug des Schwurgerichts?

Haben wir nun deſſen Schattenſeiten in Bezug auf Criminalfälle, für die es beſonders geprieſen wird, kennen gelernt, ſo verdient noch der Gebrauch für Schriftſachen und Preßfreyheit Erwägung. Da ich ſelber Schriftſteller bin, dürfen ſie bey mir keine Gleichgültigkeit oder Feindſchaft gegen Bücher und die Guttenbergiſche Kunſt vorausſetzen, vielmehr würde ich jedes Mittel zur Förderung freyer Gedanken und Schriften eifrigſt empfehlen. Geiſteszwang drückt ſtärker als phyſiſcher Zwang, ja der letztere wird erſt durch das lebhafte Gefühl von jenem unerträglich. Was wird bey einer Klage über Mißbrauch der Preſſe angeſchuldigt? Der Sinn und die Abſicht des Schriftſtellers, worin einzig ſein Verbrechen beſteht. Nicht die Folgerungen, welche aus ſeinen Worten zu ziehen, nicht die Wirkungen, welche bey den Leſern entſtehen, machen ſtraffällig, ſondern die Geſinnung, deren ſtrafwürdige Beſchaffenheit aus möglichen Folgerungen, aus hinterher eintretenden Wirkungen keineswegs bewieſen iſt. Abſicht und Wort-

ſinn, die authentiſche Auslegung einer Schrift, kennt ihr Autor am beſten, und wie ſehr dieſe Erkenntniß vielfach von derjenigen des Leſers abweicht, bezeugen jene mannichfaltigen Klagen der Verfaſſer über Recenſenten, daß ſie falſche Abſicht und verkehrten Sinn in die Worte gelegt und Folgerungen gezogen, woran nicht von ferne gedacht worden. Mich ergreift Schauder, wenn ich erwäge, wie man zuweilen geleſen wird. Die Meiſten leſen aus ſich heraus, nicht in ſich hinein, und ein ſeltſames Gedankengewimmel entfliegt, welches der Schriftſteller gar nicht kennt, oder kennen konnte, ein Leſergemächt, welches möglicher Weiſe den Pranger oder Galgen verdient. Kommt nun dergleichen Gezücht vor die Jury und verklagt den Schriftſteller, hilf Himmel, ſie muß aus vortrefflichen Leſern beſtehen, wenn er nicht ſein Schuldig hören ſoll! Ließe man den Schriftſteller von ſeines Gleichen, nämlich von Schriftſtellern, richten; ſo ſind vielleicht Recenſenten darunter, gegen welche der Beklagte ſchon ſich heiſer geſchrieen, Partheygänger, Freybeuter, alte Syſtemfeinde, ungläubige Schranzen oder hochfahrende Sophiſten!

Daß eine Jury entweder aus Leſern, oder aus Schriftſtellern, oder aus beyden vermiſcht, beſtehen müſſe, leuchtet ein; denn es wäre wohl widerſinnig, die Preßvergehungen dem übrigens gebührend werthgeſchätzten Verſtande von Männern zu überlaſſen, welche weder Bücher geleſen noch geſchrieben. Sind ſie allerdings von jenen Gebrechen des Vorurtheils und der Leidenſchaft frey, dieſe Verneinung giebt für ſich noch keine Geſchwornentugend. Straffälligkeit der Bücher entſpringt aus ehrenrührigen Beleidigungen einzelner Bürger, aus Angriffen gegen Religion und Sitten, aus empörenden Grundſätzen oder Beſchuldigungen gegen die Staatregierung. Vergehungen letzter Art kommen begreiflicher Weiſe am häufigſten zur Sprache, und ſind für den Schriftſteller in heutiger Weltlage die gefährlichſten; weil Religion und Sitten theils ihre alte Strenge, theils den Beyſtand hierarchiſcher Macht verloren haben, und die Beleidigungen Einzelner, wenn ſie nicht angeſehene Perſonen treffen, wenig öffentliches Aufſehn erregen. Was iſt nun Schmähſchrift, Libell gegen die Regierung? Erskine hält von zwey Dingen Eines dazu nothwendig. „Entweder muß die Druck-

ſchrift Grundſätze angreifen und entſtellen, auf welchen die Verfaſſung ruht, mit der Abſicht, das Volk aufrühriſch und unzufrieden zu machen; — oder ſie muß, im Allgemeinen gute Grundſätze der Regierung zugebend, die beſtehende Verwaltung einer Abweichung von ihnen beſchuldigen, und zwar in ſolcher Art, um die Jury von der übeln Abſicht des Schriftſtellers zu überzeugen." (Speeches Vol. I. p. 168.) Wir ſehen aus dieſer Beſtimmung, wie nothwendig die Abſicht des Schriftſtellers dem Britten für das Verbrechen erſcheint, ein bloßer ſpekulativer Satz reicht nicht hin, eben ſo wenig ein Tadel der Verwaltung; der böſe Zweck deſſen, der die Feder führt, iſt ſeine Schuld, ihn muß die Unterſuchung ans Licht ziehen, ihn als das Strafſällige betrachten. Dieſelben Schwierigkeiten der Auffindung innerlicher Geſinnungen, welche für Criminalfälle überhaupt bemerklich gemacht wurden, kehren in dieſen Libellverhältniſſen alle wieder. Kein ſchlechter Gebrauch des Bücherinhalts von Seiten der Leſer entſcheidet darüber das Mindeſte. „Wollten wir uns nach der Möglichkeit richten, daß menſchliche Verworfenheit und Thorheit zum Böſen wenden kann, was gut

gemeynt iſt, ſo müßten alle Tröſtungen und Segnungen, welche der Schöpfer uns verliehen, und ohne welche wir unſer Daſeyn weder genießen noch verdienen könnten, als ſchädlich vertilgt werden, bis wir in den Zuſtand der Thiere geriethen. Die Bibel dürfte nicht gedruckt ſeyn; — denn obgleich ſie Grundlage aller moraliſchen Verbindlichkeiten iſt, welche Menſchen an einander knüpfen, ſo hat doch ihre Leſung oft ſchwache Gemüther zu falſchen Meynungen, Schwärmerey und Unſinn geführt. Der Gebrauch von Schießgewehren müßte verboten ſeyn; — denn obgleich ſie nothwendige Werkzeuge zur Selbſtvertheidigung ſind, ſo wendet menſchliche Rache ſie doch oft gegen einander in Privatſtreitigkeiten. Feuer müßte verboten ſeyn; — denn obgleich, unter gehöriger Anordnung, es nicht bloß eine Bequemlichkeit, ſondern eine Nothwendigkeit des Lebens iſt, ſo ſind doch die Wohnungen der Menſchen und ganze Städte dadurch in Aſche gelegt und zerſtört worden. Arzneymittel müßten nicht allgemein verkauft werden; — denn, obgleich ſie, in der Hand geſchickter Aerzte, Geſundheit wiederherſtellen, können ſie durch Quackſalber als Gifte wirken. Kurz, es iſt Nichts ſo

vortreflich, was Bosheit oder Thorheit nicht von ſeinem urſprünglichen Zweck abwenden und verderblich machen können." (Vol. I. p. 184.)

In welcher Weite unſer brittiſche Anwald den Gebrauch der Preſſe geſtattet, ohne dem Schriftſteller verbrecheriſche Geſinnungen gegen die Regierung aufzubürden, lernen wir aus vielen Stellen. Locke ſchreibt: „Viele behaupten, Aufruhr werde gepredigt, wenn man dem Volke ſagt, daß es vom Gehorſam entbunden ſey, ſobald widerrechtliche Angriffe auf ſeine Freyheit gemacht werden, und daß es gegen die Obrigkeit ſich auflehnen dürfe, wenn dieſe, im Widerſpruch mit dem bisherigen Vertrauen, das Eigenthum beeinträchtigt; es ſey daher dieſe Lehre nicht zu dulden, als ſchmähend, gefährlich, den Frieden der Welt zerſtörend. Aber ſolche Leute könnten eben ſo wohl ſagen, man ſolle dem Volke nicht beybringen, daß ehrliche Leute Räubern und Corſaren widerſtehen dürfen, weil dies zur Unordnung und zum Blutvergießen auffodern möchte." (Vol. I. p. 183.) Nebſt Locke, der dieſes drey Jahre nach Wilhelms Thronbeſteigung drucken ließ und von

dem Könige zu Ehrenſtellen erhoben wurde, ruft der Redner den großen Bolingbroke zu Hülfe, der die Waffen ergriff für Jacobs verlornen Thron, der die Jacobiten von dem Vorwurf befreyen wollte, daß ſie wegen Vereinigung ſo vieler rechtlichen Anſprüche in der Perſon Jakobs ſeine Thronerbſchaft nach Weiſe der alten Reichsverfaſſung in Schutz nähmen, mithin an ſein göttliches Herrſcher-Recht, unabhängig von den Geſetzen, glaubten. „Mein Zweck iſt, vernünftige Begriffe von der Natur unſrer freyen Regierung allen meinen Landsleuten einzuprägen, und der nachtheiligen Folgerung aus jenen ſclaviſchen Grundſätzen vorzubeugen, welche von ſchlechten und ränkevollen Menſchen im Königreiche gefliſſentlich verbreitet werden. Wer das Volk blind machen und es von Belehrung über dieſe Gegenſtände der Zeit zurückhalten will, iſt mit Recht des Aufruhrs und des Haſſes der Regierung verdächtig: wer aber es zu ſeinem Geſchäfte macht, den Verſtand der Menſchen aufzuhellen durch Darlegung der wahren Grundſätze ihrer Regierung, zerſchneidet alle Wurzeln der Partheyung; denn das Volk wird nothwendig für Erhaltung ſeiner

Verfaſſung ſtreben, ſobald es deren Vortref-
lichkeit und Weisheit kennt.“

Hierauf fragt Erskine ſich ſelbſt, „ſoll man der Menge dies Alles vortragen? Antwort Ja. Ich behaupte, Nichts kann die Regierung des freyen und glücklichen Landes, in welchem wir unter dem Segen Gottes leben, beſſer ſchützen, Nichts kann ihr Dauer geben für alle Zukunft, als die Erkenntniß ihrer Vortreflichkeit und Weisheit, nicht bloß unter höheren Ständen, welche der aufrühreriſchen Menge unterliegen dürften, ſondern bey der großen Maſſe des Volks, indem man unter ihr die wahren Grundſätze derſelben verbreitet, indem man zeigt, daß ſie nicht Holzhacker und Waſſerträger für Andre ſind, die von ihrer Arbeit und ihrem Fleiß ſich gütlich thun; — ſondern daß Regierung hervorgeht aus ihrem eigenen Vertrauen, ein Ausfluß iſt ihrer eigenen Kraft, eine Wohlthat und ein Segen, welche die Prüfung der Zeit beſtanden; — daß ſie regiert werden, weil ſie wünſchen regiert zu ſeyn, daß ſie freywillig den Geſetzen gehorchen, weil die Geſetze den Genuß ihrer Freyheiten ſichern.“ (Vol. I. p. 186. 187.) —

Geſetzt aber, eine Schrift bringt noch andre Dinge vor als dieſe, und iſt in England wirklich ein Libell, ſo iſt die Bekanntmachung derſelben dennoch kein Verbrechen, wenn nicht vor der Jury die ſtrafbare Abſicht des Herausgebers dargethan wird. Lord Mansfield erklärt: es giebt Fälle, wo das Faktum der Herausgabe eines Libells als geſetzmäßig oder ſchuldlos gerechtfertigt oder entſchuldigt werden kann; denn keine nichtverbrecheriſche Thatſache, auch wenn die Schrift ein Libell iſt, kann gleichkommen einer Herausgabe, deren der Beklagte ſchuldig befunden werden muß." (Vol. I. p. 191.) Wollte man das Gegentheil behaupten, ſo wäre ſchon die Anklage der Gerichtſpruch ſelbſt, und die Staatverbrecher wären allemal der Willkühr der Krone preisgegeben. (Ebend. p. 253.) „Die Herausgabe eines Libells, welches jemand nicht dafür hält, nachdem er es geleſen, iſt ein weit günſtigerer Umſtand, als wenn er es ungeleſen aus Irrthum herausgiebt; dieſes, neunmal unter zehn, iſt eine ſtrafbare Nachläſſigkeit, und giebt keine Entſchuldigung; jenes, wenn der Leſer das Werk für ungefährlich und nützlich hält, kann ihn keines Verbrechens überführen." (Ebend.

p. 359.) Erskine macht davon die Anwendung auf Worte und Reden, die als ernſthafte Herzensmeynung Ahndung verdienen, als zufällige Aeußerungen höchſtens unziemlich und thörigt erſcheinen. „Viele Dinge ſind in der That unrecht und anſtößig, welche nie ein Gegenſtand der Criminaljuſtiz ſind oder werden können, weil das Glück und die Sicherheit des geſelligen Lebens, welche den Zweck alles Geſetzes und aller Gerechtigkeit ausmachen, ihre Mittheilung verbieten; — weil ein rechtlicher Sinn, weil zarte moraliſche Schicklichkeit entweder demjenigen das Ohr verſchließt, was nicht gehört werden ſollte, oder die Zunge mit den heiligen Verpflichtungen der Ehre bindet.“ (Vol. II. p. 343.)

Genug von der Anſicht des Britten über ſeine Schwurgerichte. Zwey Dinge alſo kommen bey Libellklagen vor die Geſchwornen. Erſtlich: ob ein beſtimmter Angrif auf die Regierung gemacht iſt? Hier nehmen die Menſchen gewöhnlich entſchiedne Parthey. Regierungfreunde, durch ihre politiſche Meynung oder durch Ausſicht von Vortheilen beſtimmt, halten Alles für Angrif auf die Regierung, was dieſe ſelber dafür hält; Regierunggegner freuen ſich

über jeden der oberſten Behörde zugefügten Schmerz; iſt jene Geſinnung bey der Jury vorherrſchend, das Buch wird verdammt; iſt die letztere überwiegend, es gilt allemal ſchuldlos. Zweytens: hatte der Herausgeber eines Libells ſtrafbare Abſichten? Wiederum urtheilen die Partheyen nach ihrer Partheyung, raſch folgert die eine aus der Thatſache den Zweck, ſchadenfroh läugnet ihn die andre zur Aufrechterhaltung der Freymüthigkeit. Erskine ſelber machte davon die Erfahrung, bey ſeiner nach obigen Grundſätzen geführten Vertheidigung des Thomas Paine wegen des Werks Rechte des Menſchen. Die Jury ſprach ihr Schuldig, ungeachtet der Hauptgedanke des Werks, „Regierung ſtütze ſich auf den allgemeinen Willen der Nation," dem Geiſt engliſcher Geſetzgebung entſpricht (Vol. II. p. 111.), ungeachtet Erskine das Beyſpiel Cromwells anführt, der ein Libell — die Oceana des Harrington — mit den Worten zurückgab: „wenn meine Regierung beſtehen kann, hat ſie Nichts von Papierſchüſſen zu fürchten" (Vol. II. p. 177.); ungeachtet er richtig bemerkt: wenn Paine's Lehren irrig ſind, laß Andre ſie widerlegen und die Wahrheit

wird aus dem Kampfe hervorgehen (Ebend. p. 178.); ungeachtet er am Schluſſe ſeiner Vertheidigung erklärt: „alle Freyheit, welche ich in Schutz nahm, iſt bloß die alte Freyheit unſrer eigenen einheimiſchen Verfaſſung; ich wünſche nicht, daß Thomas Paine freygeſprochen werde nach andern Grundſätzen als denjenigen des Rechts, welches ihr beſchworen habt zu verwalten: — mein großer Zweck war, einzuſchärfen, daß Weisheit und Staatklugheit, die Stammhalter Großbritanniſcher Regierung, ein eiferſüchtiges Auge über ihre Unterthanen verbieten.“ (Vol. II. p. 180.) — Aber damals, in den erſten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hatte Angſt vor der franzöſiſchen Revolution aller Gemüther ſich bemächtigt, und Thomas Paine war verrufen. Angenommen, dergleichen Angſt — mit Grund oder ohne Grund — herrſche in irgend einem Zeitpunkt; ſo werden die Geſchwornen vereint mit der Regierung über den Schriftſteller herfallen.

Ich ſehe deswegen gar nicht, welchen entſchiedenen Vortheil das Schwurgericht in Bücherangelegenheiten gewährt, da alles von Umſtänden abhängig ſcheint — außer in dem einen

Falle, wenn die Regierung mit der öffentlichen Meynung gänzlich zerſiel, und jedweder Angrif — wirklich oder gewähnt, in guter Abſicht oder böſer — Billigung findet. Grade dann iſt die Gefahr einer Revolution nahe, und für ihren außerordentlichen Zuſtand macht man nicht die Geſetze. Vielmehr wird aller ruhige Rechtsgang in Criminalſachen und Civilſtreitigkeiten durch Revolution unterbrochen und ſchon durch die nahe Gefahr derſelben unregelmäßig. Sind Unterbrechung oder Unregelmäßigkeit einmal vorhanden, dann wird weder Einführung noch Aufhebung der Jury Rechtsſicherheit verſchaffen, ſondern die Flut der Leidenſchaft wird den Schriftſteller hin und her werfen oder verſchlingen.

Ein andrer Vortheil der Bücherjury, welcher in Entfernung eines Nachtheils beſteht, kommt mehr den Schriften als dem Autor zu gut; iſt aber in dieſer Hinſicht einer Doppelbetrachtung fähig. Wo keine Schwurgerichte die Preſſe bewachen, ſind Libelle, ungeeignete, der Regierung misfällige Schriften, oder welchen Namen ſie ſonſt tragen, nach herkömmlichem Staatgebrauch den ordentlichen Gerichthöfen entzogen, und fallen ins Gebiet der Polizey. Dieſe — was

Ihnen aus meiner Rechtslehre erinnerlich ſeyn wird — bedenkt lauter Möglichkeiten, muß alſo zunächſt die Möglichkeit des Schadens erwägen, den ein Buch anrichten könnte. Verfährt ſie eifrig in ihrem Amt, welcherley Möglichkeiten ſind nicht möglich für eine Schrift, die ſtark geleſen wird, weil ſie etwa über den Staat, deſſen Verwaltung und Regierunggrundſätze ſich verbreitet? Dem Schaden muß ſonach vorgebeugt werden, man muß das Leſen der Schrift verbieten, mit der Strafe die Verfolgung anfangen, das Gedruckte aus der Welt ſchaffen. Zwar entſcheidet die Maaßregel kurz und ohne Umſtände, Buch und Schriftſteller werden getroffen durch einen Wetterſchlag aus blauer Luft, weder vorher noch hinterher giebt es darüber viel Redens, viel Unterſuchens, was den Schaden manchmal vergrößern möchte; — nur ſcheint freylich die Schnelligkeit eine Rechtsverletzung, die Preßfreyheit gefährdet, und eine förmliche Verhandlung vor Geſchwornen deren Schutzwehr. Inzwiſchen iſt zugleich die Gefahr des Schriftſtellers geringer, man bezüchtigt ihn keiner beſtimmten Unthat, man mißt ihm keine böſe Abſicht bey, man behandelt den Vorgang mehr als

Vergehen denn als Verbrechen. Wie viel unangenehmer muß ihm eine weitläufige Rechtfertigung vor Gericht werden, als dieſes einfache Losfahren gegen ſeine polizeylich zum Libell erklärte Schrift; die dennoch, im Fall nicht alle Exemplare vertilgt wurden, als verbotene Waare Leſer findet, dadurch den nächſten Zweck ihrer Herausgabe erreicht, und möglicher Weiſe ſogar dem Autor einen nicht ungünſtigen Ruf zuwege bringt! Soll einmal der Schriftſteller als Libelliſt in Gefahr gerathen, ſie geht am geſchwindeſten und leichteſten an ihm vorüber durch bloße Beſchlagnahme des anſtößigen Werks, verwickelt ihn nicht in verdrießliche Rechtshändel, hält die öffentliche Meynung ſchwebend zwiſchen Schuldig und Unſchuldig, und er wird troz des gewaltigen Windſtoßes hoffentlich, wie das Libell ſelber, ſtranden und landen.

Vollkommen ſicher vor Unfällen iſt nur dann die Fahrt, wenn vor dem Erſcheinen des Buches eine nach Grundſätzen der Polizey urtheilende Cenſur jedwedes Anſtößige oder Verdächtige wegſchneidet, mithin keine Libellklage oder Libellbeſchlagnahme ſtatt finden kann, ſondern ein Werk, welches Cenſur beſtanden, freymüthig und

unbehindert die Welt erleuchtet. Anzüglich bemerkt Erskine: „Die Regierung, nach ihrer eigenen Abſchätzung, war zu allen Zeiten ein Muſter der Vollkommenheit; bloß die freye Preſſe unterſuchte und entdeckte deren Fehler, und das Volk verbeſſerte ſie von Zeit zu Zeit. Dieſe Freyheit allein machte unſre Regierung zu dem, was ſie iſt; dieſe Freyheit allein kann ſie erhalten; und darum kämpfe ich heute, unter der Fahne dieſer Freyheit, für Thomas Paine.“ (Speeches Vol. II. p. 99.) Gewiß wäre der genannte Mann unverklagt geblieben, hätte ſein Werk Cenſur erfahren und unter dem Schirm derſelben ſeine Laufbahn angetreten! Vielleicht blieben gar die Rechte des Menſchen ungedruckt, vielleicht würden die meiſten politiſchen Schriften vor ihrem Eintritt in die Preſſe zerſtäuben! Deſto beſſer für die Schriftſteller, ſie können dann ungeſtört durch Anklagen, Vertheidigungen oder Beſchlagnahmen von vorne anfangen zu denken und zu ſchreiben. Gewährt ihnen irgend Etwas ſonſt mehr Sicherheit und Muße? Die Verfaſſer des Edinburgh Review (1813 Vol. XXII. p. 74. fg.) geben ein ſeltſames Bild des engliſchen durch eine Jury angeblich

geſchützten freyen Preßzuſtandes. „Wir halten es für eine Eigenthümlichkeit der Libellverbrechen, daß die öffentliche Meynung ſelten oder wohl nie, mit der geſetzlichen Anklage übereinſtimmt; und daß dieſe Anklagen dennoch ſcharf verfolgt werden, ſobald irgend ein Wunſch vorhanden iſt, ſie durchzuſetzen. In den letzten zwanzig Jahren giebt es keine Zeitung, die nicht von irgend einer Perſon oder Parthey verfolgt wäre. Das geſchieht keinem Libell, wenn es nicht gegen mächtige Perſonen gerichtet iſt; deswegen betrachtet man ſolche Anklagen als bloße Partheyſache. Niemand tadelt den Straffälligen, und doch dürfen Richter und Jury auf dieſen Umſtand keine Rückſicht nehmen; die Geſchwornen ſind ein Werkzeug der Partheylichkeit in der Hand des Mächtigen, weil hunderte von Libellen täglich ohne Aufſehen die Preſſe verlaſſen.“ Wie ſoll nun ein Schriftſteller abnehmen, was er, ohne ſtraffällig zu werden, drucken laſſen darf? Hunderte vor ihm thaten vielleicht daſſelbe und nur ihn ſtempelt man zum Verbrecher! Was würden wir ſagen, wenn Raub und Mord täglich vorgiengen, ohne daß ſich jemand darum bekümmerte, und bloß wenn eine mächtige Familie

beleidigt worden, griffe man den Thäter und verurtheilte ihn nach den Geſetzen? Sogar Schmeicheley und Lobpreiſung der Regierungen und Regenten dürften nicht allemal den behutſamſten Autor retten. Im Jahr 1735. ſchrieb David Faßmann: „Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi bis auf gegenwärtige Zeit.“ Der Verf. war im Tabackkollegium des Königs Zielſcheibe des Witzes geweſen, und preiſet auf 1088 Seiten ekelhaft ſchmeichleriſch alles, was der König gethan, und wenn er ja einige Unvollkommenheiten dieſer allerglückſeligſten und weiſeſten Regierung zugeben muß, ſo entſchuldigt er ſie damit, daß ja auch in Gottes Regierung ſich Mängel und Gebrechen finden. Dennoch ward das Buch gleich nach ſeiner Erſcheinung in Preußen confiſcirt. (S. von Dohm Denkwürdigkeiten ꝛc. Bd. V. S. 467.)

Alle Ueberlegungen führen dahin zurück, was ich ſchon ausſprach, die Jury ſey kein unbedingt preiswürdiges Inſtitut, habe keine Vernunftvortreflichkeit nach allgemeinen Rechtsgrundſätzen, weder als Spruchbehörde für bürgerliche

Verbrechen, noch als Autoren= und Büchergericht, und ihr Gutes erſcheine nur unter gewiſſen Vorausſetzungen, und diene dann als Abwehr eines noch Schlimmeren. Angenommen, die oberſte Staatmacht führt einen bleibenden Kampf gegen Rechte der Unterthanen, beyde Partheyen haben ſich zu ſchützen und zu beobachten wie im Kriege, ſo bildet alsdann das Schwurgericht einen guten Wall wider die Angriffe des Feindes; dieſer wird nicht im Stande ſeyn das Lager zu erobern, bis er die Schanzung überwältigt. Ich halte deswegen die Jury für ein Mittel, bürgerliche Rechtsfreyheit zu erkämpfen und zu ſichern, nicht für das Weſen derſelben, und finde jene Lobſprüche, die man ihr in England ertheilt, damit übereinſtimmend. Erskine ſagt: „Die Rechte der Jury ſollen nach Abſicht der weiſen Urheber unſrer Verfaſſung, das Leben und die Freyheit der Engländer beſchützen gegen die Eingriffe und Verderbniſſe der Macht in den Händen obrigkeitlicher Perſonen.“ (Speeches Vol. I. p. 268.) „Ein Maaß iſt dadurch dem Wirkungkreiſe der Gerichthöfe nach den wahren Grundlagen des engliſchen Rechts und nach alter Gewohnheit geſetzt.“ (Ebend. p. 272.)

„Unter der Herrſchaft grauſamer Staatnothwendigkeit, wird jeder Schutz des Geſetzes abgeſchafft und zerſtört; niemand darf unter Schrekken und Aufruhr ſein Leben, ſeine Freyheit, ſeine Ehre oder ſonſt irgend ein Gut ſicher halten; wenn Bündlerey, oder gemäßigte Denkart, oder Mangel an Bürgerſinn, oder was ſonſt die wechſelnde Mode und Partheyſucht zu Staatverbrechen erhebt, zur Anklage dienen, wird man ſeine Freunde, ſeine Familie, das Licht der Sonne, nicht mehr ſehen; Klage und Spruch werden Eins ſeyn, wie der Donner dem Blitze folgt. — So war einſt der Zuſtand Englands." (Vol. III. p. 326.) — Dergleichen Vergangenheit ſcheint allemal den Engländern vorzuſchweben, wenn ſie von den Vortheilen der Jury reden. Craig (in ſeinen Grundzügen der Politik Lpz. 1816. S. 245.) geſteht: „wäre es möglich, in allen oder auch nur in vielen Fällen, die Thatſachen von den Rechtspunkten zu trennen, ſo wären die Geſchwornen wohl aller Lobſprüche würdig. Aber eine ſo vollſtändige Trennung iſt ſelten thunlich; — deswegen wird in engliſchen Gerichthöfen gewöhnlich nur ein allgemeiner Ausgang, der ein jedes Ding, die Thatſache, das

Geſetz und die Billigkeit des Falles unausgemacht läßt, dem Schwurgerichte vorgelegt.“ (Blackstone Comm. B. III. ch. 20.) Dennoch urtheilt derſelbe Mann wie oben erwähnt: „Geſchworne mögen in bürgerlichen Rechtsſachen nützlich ſeyn, aber in peinlichen ſind ſie weſentlich zur Sicherheit eines jeden Bürgers. Es überſteigt den Scharfſinn des Menſchen, die genaueren Schattirungen des Verbrechens zu finden. Es muß Vieles den Geſchwornen überlaſſen bleiben, oder im Namen der Gerechtigkeit das offenkundigſte Unrecht begangen werden!!!! (Grundzüge der Pol. S. 308. 313.) Manche Gründe, mit denen man außerdem das Inſtitut in Schutz nimmt, ſind ſchwerlich zureichend. Sherif Philipps z. B. in ſeinem Werke über Gewalt und Verbindlichkeiten des Schwurgerichts, vom Herrn Comte überſetzt, behauptet: „Der Ausſpruch einer Jury iſt weder eine Annäherung zur Wahrheit noch eine Angabe bloßer Wahrſcheinlichkeit, er iſt, im Sinn des Geſetzes, die Kuppel der Wahrheit. Gewißheit, nicht Wahrſcheinlichkeit iſt Zweck des Schwurgerichtes. Das ſicherſte Zeichen der Wahrheit iſt die allgemeine Bey-

ſtimmung des menſchlichen Geſchlechts, und die einſtimmige Erklärung von zwölf Geſchwornen, die unter einander ohne Verbindung und frey von jeder Partheylichkeit ſind, iſt das am wenigſten zweydeutige Zeichen ſolcher Beyſtimmung. Sobald ſie daher nicht alle einig ſind, ſobald ſie nach Stimmenmehrheit entſcheiden, kann ihre Entſcheidung nicht als Wahrheit, ſondern bloß als größere oder kleinere Wahrſcheinlichkeit betrachtet werden, je nachdem die Zahl der Bejahenden und Verneinenden größer oder kleiner iſt." (Urtheile franzöſ. Rechtsgelehrten ꝛc. S. 54.) Wir wollen gern die Einſtimmigkeit beſſer halten, als Stimmenmehrheit, aber, aber — — Am treffendſten hat mir das Urtheil des Edinburgh Review geſchienen: „Unſer Syſtem der Geſetzgebung iſt eine große und ſehr verwickelte Maſchine, und man hat behauptet, deren Lebensprinzip ſey in den Schwurgerichten. So ſagten einſt die Anatomen, die menſchliche Seele wohne in der Zirbeldrüſe, trennt man ſie jedoch vom Körper, dann iſt ſie nichts als winzige todte Maſſe...... Es ſind nicht die Schwurgerichte, welche unſre Freyheit aufrecht halten; es iſt die freyſinnige Denkart der Richter und die Milde

der Regierung unter dem Einfluß des öffentlichen Geiſtes der Nation, es iſt die öffentliche unter allen Claſſen der Bürger verbreitete Tugend" (Ebend. S. 98.). Maltebrun folgert hieraus ganz richtig: „Die Engländer thun wohl die Jury beyzubehalten, denn ſie ſind daran gewöhnt, aber man hätte Unrecht, dieſe Einrichtung in ſich ſelbſt zu vergöttern." Ich ſetze hinzu: wo öffentliche Tugend die Richter, die Regierung, den ganzen Staat durchdringt, da wird es an Freyheit und gutem Recht nicht fehlen; und wenn ohne dieſe Vorausſetzung auch die Schwurgerichtverſchanzungen nicht helfen, warum ſie mühſam aufführen?

Hätten wir in Deutſchland die volle Tugend, unſre Gerichthöfe würden in hellerem Lichte ſtralen, als die Geſchwornen. Unſer Rechtsgang genießt unſtreitiger Unabhängigkeit von Einflüſſen der Regierung, und wenn das Willkührliche ſich einfinden will, trifft es an ihm allenthalben Hinderniſſe. Völker und Regenten leben nicht in einem Kriege, ſo daß jeder Theil fortwährend nach Waffen und Schutzwehren ſucht, um ſich wider den Angrif des Andern zu vertheidigen, es herrſcht gutes Vertrauen und her-

kömmliche deutſche Geſinnung. Man müßte alſo annehmen, daß ſtatt des Friedens der Krieg käme, daß die Gerichthöfe und deren geſetzliches Verfahren ganz ausarteten, daß man ſtatt rechtlichen Schutz bey ihnen zu finden, gegen ſie ſelber eines Nothwalles bedürfte; um Schwurgerichte vorzuziehen oder unentbehrlich zu halten. Bey uns liegt die Sache vielmehr ziemlich anders: wo das Willkührliche hervortritt, ſtrebt es die Vergehen den ordentlichen Richtern zu entziehen, ſie als Polizeygegenſtand oder Verwaltungangelegenheit büreaukratiſch zu entſcheiden; wohl wiſſend, in der förmlichen Gerichtunterſuchung ſey Geſetzlichkeit vorhanden und mit Machtſprüchen der Zweck unerreichbar. Hieraus wage ich die Folgerung: deutſches Volk hat keinen Grund die Jury eingeführt zu wünſchen, keinen Sinn dieſelbe zu handhaben, und im Fall eine Verpflanzung dieſes Inſtituts geſchähe, würden die Meiſten gar nicht wiſſen, wovon die Rede wäre und darin eine Plage und verdrießliche Laſt erblicken.

Vielleicht ausnahmweiſe für Bücher und Autoren dürfte jemand dennoch die Schwurgerichte heilſam achten. Das öffentliche Recht der Preß-

freyheit hat außerhalb England nicht ſonderlich gedeihen wollen, und ihm ſteht ja in ſeiner Heimath die Jury zur Seite! Hoch rühmt der Britte dieſes öffentliche Recht, hält es mit ſeiner Conſtitution auf das engſte verbunden, wodurch dann die Lobpreiſungen der letzteren mittelbar auf die Jury zurückfallen. Hören wir Erskine's Worte: „Bey der erſten Einführung des Buchdruckens ward dies in England wie anderwärts, als Staatſache angeſehen. Die ſchnelle und weite Verbreitung von Gedanken und Meynungen, welche dieſe unſchätzbare Kunſt herbeyführte, mußte von Regierungen aufgegriffen werden, deren Hauptſtärke in der Unwiſſenheit des ihnen unterworfenen Volkes lag. Die Preſſe kam deswegen gänzlich unter den Zwang der Krone, und alles Druckenlaſſen, nicht bloß öffentlicher Bücher von religiöſem oder ſtaatgeſetzlichem Inhalt, ſondern jede Art der Bekanntmachung ward beſtimmt durch die Verfügungen, Verbote, Freyheitbriefe des Königs, und endlich durch die Beſchlüſſe der Sternkammer. Nach der Abſchaffung dieſes gehäſſigen Gerichts übte das Lange Parlament, in Folge ſeines Bruchs mit Karl I. dieſelbe Ge-

walt, wie vorhin die Krone; und nach der Reſtauration wurden dieſelben Einſchränkungen dem Vorrecht beygefügt durch das Statut Karls II. und aufrecht erhalten durch ſpätere Beſchlüſſe bis nach der Revolution. Auf welche Weiſe ſie unter König Wilhelm endlich verſchwanden, brauche ich nicht zu ſagen; ihre glückliche Abſchaffung und die vergeblichen Verſuche zur Wiedererweckung am Ende der erwähnten Regierung ſtehen geſchrieben in unſern Gerichtverhandlungen, ich denke als ein ewiges Denkmal von Weisheit und beharrlicher Kraft. Es genügt zu wiſſen, daß die Abſchaffung dieſer ſchimpflichen Statuten, durch die Verweigerung des Parlaments ſie länger beſtehen zu laſſen, die große Aera der Preßfreyheit in dieſem Lande herbeyführte, und die Krone jedes Vorrechts über die Preſſe beraubte, ausgenommen, was nach gerechten und vernünftigen Regierunggrundſätzen der ausübenden Macht allenthalben zukommen muß, nämlich das ausſchließliche Recht, religiöſe und bürgerliche Verordnungen bekannt zu machen; jedes Geſetz, nach welchem das Leben des Unterthans geregelt und regiert wird. Dieſe Dinge gehör=

ten ſtets, und müſſen gemäß der Natur bürgerlicher Verfaſſung allemal dem Staatoberhaupt gehören" (Speeches Vol. I. p. 40. 41.). „Als Grundlage der Preßfreyheit, und ohne welche ſie ein leerer Schall iſt, behaupte ich: — daß jedermann, der nicht irreleiten, ſondern was Vernunft und Gewiſſenhaftigkeit ihm als Wahrheit vorhalten, Andern mittheilen will, ſich an die Geſamtvernunft einer ganzen Nation wenden darf, ſey es in Bezug auf Regierungen überhaupt, oder auf Regierung ſeines Landes; — daß er die Grundſätze der Verfaſſung entwickeln, ihre Fehler und Mängel angeben, prüfen und bezeichnen, gegen deren gefährliche Folgen ſeine Mitbürger warnen, und die zweckmäßigſten Veränderungen der von ihm weſentlich oder durch Misbräuche fehlerhaft gehaltenen Einrichtungen vorſchlagen darf" (Vol. II. p. 96.).

Weit gefehlt, daß dieſe Freyheit dem Staat oder deſſen Oberhaupt gefährlich werde, ſichert ſie beyde. „Der unglückliche Karl, ungewarnt durch eine freye Preſſe, litt einen ſchmachvollen Tod. Sobald Menſchen ihre Gedanken und Leiden, wirklich oder eingebildet,

frey mittheilen können, verſchwinden ihre Leidenſchaften in der Luft gleich dem auf eine Fläche hingeſtreuten Schießpulver; — aber eingeſperrt durch Schrecken, wirken ſie ungeſehen, brechen mit einmal hervor und zerſtören Alles in ihrer Nähe. Laß Vernunft gegen Vernunft, Gründe gegen Gründe auftreten, und jede gute Regierung iſt ſicher. . . . . Karl II. erhob die Sternkammerverordnung von 1637. zum Parlamentbeſchluß und darnach ward verfahren während ſeiner und der nächſtfolgenden kurzen Regierung mit blutiger Strenge; — und was iſt in aller Geſchichte bekannter, als daß dieſe blinde und verächtliche Politik die Revolution vorbereitete und beſchleunigte? Zu dieſer großen Zeit zerſtoben alle Spinnweben, — die Preßfreyheit ward wiedergeboren, und geleitet von ihrer Liebe, genießt das Reich ſeitdem ein Jahrhundert der Ruhe und des Ruhms. — So behaupte ich aus der engliſchen Geſchichte: im Verhältniß als die Preſſe frey geweſen, war die engliſche Regierung ſicher" (Vol. II. p. 141. 142.).

„Sind die Gemüther durch Schrecken vor Strafe überwältiget, dann können nicht Werke

des Genius erſcheinen, welche das Reich der Vernunft erweitern, keine meiſterhafte Schriften über die allgemeine Natur der Regierungen, deren Hülfe die großen Staaten des Menſchengeſchlechts ihre Entſtehung danken, vielweniger giebt es eine nützliche Anwendung derſelben in gefährlichen Lagen, wodurch, von Zeit zu Zeit, mittelſt Beſtrebung vaterlandliebender Bürger, unſre eigne Verfaſſung auf ihren rechten Standpunkt zurückgebracht worden. Unter ſolchen Schrecken muß alles Licht der Wiſſenſchaft und Sittenbildung verlöſchen, denn wo die Peitſche über dem Haupte ſchwebt, tauſchen die Menſchen keine freyen Gedanken. Es iſt die Natur jedes Großen und Nützlichen in der belebten und unbelebten Welt, wild und unregelmäßig zu ſeyn — wir müſſen es nehmen mit ſeiner Zuthat, oder es ganz entbehren. Das Genie durchbricht die Feſſeln der Kritik, wandelt ſeinen Pfad in eigner Majeſtät und Weisheit; unterwirf es der Kritik, und es wird zahm und ſtumpf. Mächtige Ströme treten im Winter aus ihren Ufern, ſchwemmen die Heerden fort von dem Boden, den ſie im Sommer fruchtbar machen; Eindeichung kann dem Ertrinken wehren, aber

die Heerde ſtirbt vor Hunger. Stürme erſchüttern unſre Wohnungen und ſtören unſern Handel; aber ſie miſchen die trägen Elemente, welche ſonſt ſtocken würden zur Seuche. Gleichergeſtalt muß Freyheit, das letzte und beſte Geſchenk Gottes in ſeiner Schöpfung, genommen werden, wie ſie grade iſt; — du kannſt ſie herabbringen zu ſchaamvoller Regel und ſie gießen in die Muſterform eines genauen Geſetzes, aber dann wäre ſie nicht mehr Freyheit, und du mußt zufrieden ſterben unter den Streichen unerbittlicher Gerechtigkeit, die ſtatt der Freyheitfahne eingetauſcht ſind“ (Vol. II. p. 266. fg.).

„Unſre Conſtitution iſt das Werk frommer Vorfahren, ein heiliges Vermächtniß von Geſchlecht zu Geſchlecht, hervorgegangen aus Weisheit und Tugend, — des Königes Macht wurzelt in der Liebe des Volks, ſie iſt die Grundlage des Throns, und jedes Volkes Liebe auf Erden wird ſtets eine Regierung aufrecht halten, welche gleich der unſrigen auf Vernunft und Einwilligung ruht, ſo lange nämlich die Regierung ihrerſeits auf das Geſamtwohl merkt, als Zweck und Urſprung aller menſchlichen Macht. Fern von uns jene unwürdige und unweiſe

Furcht vor einem feſſelloſen erleuchteten Volk; wir zittern nicht vor den Rechten der Menſchen, ſondern ihre Rechte ihnen gebend, verſichern wir uns ihrer Zuneigung, und durch Zuneigung, ihres Gehorſams; wir wollen nicht die gefährliche Lehre aufbringen, daß Rechte der Könige und der Menſchen unverträglich ſind. — Alle Regierungen ſtützen ſich auf den öffentlichen Willen und ſollen beſtehen lediglich für das öffentliche Wohl; und ſobald dieſer heilige Grundſatz vergeſſen oder mit Füßen getreten wird, muß eine Nation, ſonder Verſchwörung von Einzelnen, wogegen das Strafrecht verfährt, ſich ſelber Gerechtigkeit ſchaffen. Unſer König iſt König des Volks, einzig wegen der Grundwahrheit, daß ein Volk ſeine Könige wechſeln kann, und dies iſt der ruhmwürdigſte Name, deſſen ein Fürſt ſich erfreut. — Wenn die Nation Schriften unterdrücken ſoll, ohne daß ſie weiter als mit dem Namen aufrühreriſch bezeichnet werden, und wenn die Verſuche dazu nicht einmal auf Bücher ſich beſchränken, die ſchon förmlich vor Gericht verdammt ſind, ſondern auf Alles ſich ausdehnen, was nicht ihrem Privaturtheil zuſagt; wenn jede Schrift

zu verfolgen iſt, welche ihr Verſtand nicht verſteht, oder ihre Tugend nicht zu befolgen weiß; wenn niemand ſchreiben darf, als nach ihren Grundſätzen, oder gefahrlos leſen darf, außer was ſie geſchrieben, im Fall er davon ſpricht: — ſo wird kein Menſch ferner über Regierung und Verwaltung zu ſchreiben und zu reden wagen; eine Freyheit, die doch anerkannt von unſern größeſten Staatmännern und Rechtsgelehrten die hauptſächlichſte Schutzwache einer Conſtitution iſt, welche durch Gedankenfreyheit ihr erſtes Daſeyn erhielt und durch Preßfreyheit allmählig zur Reife gebracht wurde. — Ich will kühn die Freyheit eines Engländers ſchützen, ich will die Würde des Menſchen behaupten, ich will jene Grundſätze vertheidigen und rühmen, welche dieſem Reich ſeinen Vorrang unter den Völkern der Erde gaben; und gleichwie es als Morgenſtern geſchienen, um das Licht der Freyheit unter Nationen zu verbreiten, die jetzt deſſelben genießen, ſo möge es fortfahren in ſeinem leuchtenden Kreiſe, die alten Vorrechte der Welt zu beleben, welche abgeſtorben, und ſie immerdar unter Zungen und Völker bringen, denen ſie nach geheimnißvollem Lauf der Dinge

bisher unbekannt geblieben" (Vol. II. p. 127. — III. p. 414. 428. 433. — IV. p. 438. 122.). —

Starke Worte, mein Freund, nicht ohne Stolz geſprochen, und von etwas beſchämenden Sinn für das Feſtland! Ich habe ſie grade deswegen hier zuſammengeſtellt, weil Ihnen ſchwerlich das Buch zur Hand iſt, und weil es immer Freude macht, das Spiegelbild eines von würdigen Gegenſtänden erfüllten, kühnen und hochfahrenden Herzens anzuſchauen. Wir Deutſche dürfen ſo nicht reden, weder von Vergangenheit noch von Zukunft, und was auch von der letzteren die raſcheſte Phantaſie und der gutmüthigſte Glaube ſich weiſſagen oder träumen, — jedes Volk, das eine andre Geſchichte hinter ſich hat, ſieht auch eine andre vor ſich. Deutſchland hat nie Preßfreyheit in Verbindung geſehen mit conſtitutionellen Kämpfen, es hat ſein größtes Zeitalter gelebt im gemeinſamen Kraftgebrauch wider den ausländiſchen Erzfeind ſeiner Sitten, Sprache, Wiſſenſchaft; als Fürſtenwille und Volkwille einig waren wider den Wechſel der Könige, als ſie voll Verzweiflung die Waffen führten wider das Machwerk von Verfaſſungen, denen keine Gedankenfreyheit ihr Daſeyn

und keine Preßfreyheit ihre Reife gegeben. Was von dieſen Gütern uns zu Theil worden, haben unſre Vorfahren blutig der Hierarchie abgerungen, und nicht einmal für alle deutſche Gauen erkämpft; das Uebrige kam als freundliches Geſchenk von den Höhen des Thrones, aus den Regierungsſälen Friedrichs II. und Joſephs II. Kein Wunder, wenn uns nicht die Schwurgerichte und öffentliches Verkommniß als Schutz und Schirm der Preßfreyheit erſcheinen, wir genießen dieſe vielmehr als heilige Erbſchaft unſrer Väter im vernünftigen Chriſtenglauben, und als Folge der Freyſinnigkeit von Regierungen, deren edle Natur in den Staaten Deutſchlands ſtets irgendwo Wurzel ſchlägt. Der Britte ſieht dies anders, von römiſcher Hierarchie hat ihn ein despotiſcher König losgeriſſen, von der Sternkammer die Revolution befreyt; der Franzoſe hat gleichfalls eine Revolution hinter ſich, und hält deren Gaben feſt, zumal wenn die öffentliche Volkmeynung mit Angriffen eines älteren Regiments in Gegenſatz und Krieg gerāth.

Ueberhaupt iſt die Frage, ob vollkommenſte Preßfreyheit im Staate denkbar ſey oder heilſam,

nicht ganz leicht zu beantworten. Unbedingt wird ſie in keiner bürgerlichen Geſellſchaft geſtattet ſeyn, ſobald man auf Wort und Schrift irgend ein Gewicht legt, und ſie nicht als bloßen Lufthauch und bedeutungloſe Zeichen betrachtet. Wollt ihr jede Verkehrtheit unter das Volk ſchleichen, jede bösliche Geſinnung ihre Anhänger werben, jede dem Staatganzen und ſeinem Geſetz gefährliche Meynung ungeſtört der Menge predigen laſſen, damit wahrſcheinlicher Weiſe die Gemüther dem Vernünftigen entfremdet, der guten Bürgerſitte und Rechtlichkeit ungetreu, jedes geſetzlichen Gehorſams müde und der Regierung widerſpenſtig werden? Das hieße dem bitterſten Feinde die Thore öfnen, anſteckende Seuchen ins Land tragen, die Staatvernunft ſelber verläugnen und Thorheit an deren Stelle ſetzen. Erskine, indem er für Preßfreyheit kämpft und ihr Weſen zu beſtimmen ſucht, muß doch eine mögliche Straffälligkeit des Schriftſtellers einräumen. „Wenn jemand ſchreibt, w a s e r n i c h t d e n k t; — wenn er, das Elend Andrer betrachtend, böslich verdammt, was ſein eigner Verſtand billigt; — oder, ſein wirkliches Misvergnügen mit der Re-

gierung vorausgeſetzt, wenn er lebende obrigkeitliche Perſonen verläumdet, oder Individuen vorſagt, ſie hätten ein Recht in ihrem Betragen der öffentlichen Geſinnung vorauszueilen, dürften mit Hartnäckigkeit oder Gewalt ſich demjenigen widerſetzen, was bloß ihre Privatmeynung misbilligt; dürften dem Geſetze Gehorſam verſagen, weil ihr Urtheil daſſelbe verwirft; oder dem öffentlichen Willen widerſtehen, weil ſie ernſtlich ihn anders wünſchten; — dann iſt ein ſolcher Schriftſteller ein Verbrecher nach jedem Grundſatz vernünftiger Staateinrichtung und den undenklichen Vorerkenntniſſen engliſcher Rechtspflege; weil er Individuen von ihrer Pflicht gegen das Ganze wegzuführen ſucht, und zu ofnen Vergehungen einen Theil des Gemeinweſens auffodert, ſtatt durch Vernunftgründe den allgemeinen Beyfall zu ändern, welcher in unſerm und jedem andern Lande das Weſen des Geſetzes ausmacht" (Vol. II. p. 96.). — Scharf genug ſcheiden dieſe Angaben das Thätliche und die Gedanken, das Aufrühreriſche und das Streben nach Verbeſſerung, das Lügenhafte böſer Abſicht, und das Ehrliche geprüfter Ueberzeugung. Wie leicht

aber wird in beſondern Fällen Gränzverwirrung entſtehen! Hume ſchon erweitert faſt die Befugniß des Schriftſtellers, wenn er ſagt: „Es iſt zu fürchten, daß willkührliche Gewalt auf uns einbricht, wenn wir nicht ſorgfältig ihren Fortſchritten begegneten, und es nicht ein leichtes Mittel gäbe, das Lärmgeſchrey von einem Ende zum andern des Königreichs zu verbreiten. Der Geiſt des Volks muß oft aufgeregt werden, um den Ehrgeitz des Hofes zu beugen; und Furcht vor ſolcher Erregung muß gebraucht werden, um dieſem Ehrgeitz zuvorzukommen. Nichts iſt für dieſen Zweck wirkſamer, als Preßfreyheit, durch welche alle Gelehrſamkeit, aller Verſtand und Geiſt der Nation für die bürgerliche Freyheit auftreten, und jedweder zu ihrer Vertheidigung angefeuert wird. So lange deswegen der republikaniſche Theil unſrer Verfaſſung ſich gegen den monarchiſchen behaupten kann, wird er dafür ſorgen, die Preſſe offen zu halten, als ſehr bedeutend für ſein eignes Beſtehen." — Hier iſt Krieg zwiſchen Volk und Hof vorausgeſetzt, in welchem Fall dann allerdings die Bemerkung zutrifft, und die Engländer ſehen ihren Staatzuſtand immer

durch die Augengläſer ihrer Geſchichte. Allgemeiner ſpricht Lord Stanhope: „Wenn unſre gerühmte Preßfreyheit lediglich in der Freyheit beſteht, das Lob der Conſtitution zu ſchreiben, ſo iſt dies eine unter manchem willkührlichen Regiment vorhandene Freyheit. Ich denke, ſelbſt die Kaiſerin von Rußland würde es nicht für unverzeihliche Beleidigung halten, wenn jemand eine Lobrede auf die Ruſſiſche Regierungsform ſchreiben wollte. Dieſe Freyheit dürfte ſchicklich eine Ruſſiſche Preßfreyheit heißen. Aber die Engliſche Preßfreyheit iſt ganz ein ander Ding, denn nach dem Geſetz iſt nicht verboten, ſpekulative Werke über die Conſtitution herauszugeben, ſie mögen Lob oder Tadel enthalten" (Speeches Vol. II. p. 147. 151.). Doktor Johnſon geſteht: „Zwiſchen Frechheit und Freyheit iſt ein ſolcher Zuſammenhang, daß man nicht leicht die eine züchtigen kann ohne die andre zu verwunden, die wahre Gränze zwiſchen ihnen iſt ſchwer zu erkennen; gleich einer verſchieden ſpielenden Farbe, ſehen wir deutlich den Unterſchied, aber entdecken kaum, wo die eine aufhört und die andre beginnt" (Ebend. S. 149.). Erskine ſtimmt ganz dieſen Worten bey,

hinzufügend: „Die Gefahr gegen die Preſſe einzuſchreiten, liegt in der Schwierigkeit ihre Gränzen zu beſtimmen.“ Er ſucht dergleichen Beſtimmung in dem Unterſchiede „eines Schriftſtellers, der lobenswerth ſeine Geiſtesgaben zur Unterſuchung der Religion oder Regierung eines Landes gebraucht, und eines andern, der das Weſen jeder Religion und Regierung angreift und Widerſinnigkeit und Thorheit ſowohl dem Staate vorwirft, der jene heiligt, als den gehorſamen Werkzeugen, welche dem Betruge fröhnen“ (Vol. II. p. 193.). — Wir fühlen gewiß den Unterſchied mit ihm, und müſſen dennoch mit ihm ſagen: „die Weite der Preßfreyheit kann nicht im Allgemeinen angegeben, ſondern muß nach dem beſondern Fall beurtheilt werden“ (Ebend. p. 268.). Das iſt gleichbedeutend mit dem Satz: es giebt darüber keine beſtimmten Geſetze.

Fehlen dieſe, dann urtheilt jeder nach jedesmaliger Einſicht, von Einflüſſen und Umſtänden abhängig; die Jury ſo gut wie der Hof, der Schriftſteller ſo gut wie das geſamte Publikum. Nichts wird den Beklagten ſchützen, ſobald ein böſes Geſchick ihn verderben will.

Umſonſt fragt er dann nach dem Geſetz, es iſt keines da, ſelbſt nicht in England, dem geprieſenen Staate der Preßfreyheit, wo über jedwedes andre Verbrechen der Buchſtabe des Geſetzes richtet! Umſonſt beruft er ſich auf Beyſpiele, daß Leute vor ihm dieſelben Gedanken geſchrieben und gedruckt; — was heute zu Ehren bringt, führt morgen in den Kerker. Umſonſt betheuert er ſeine guten Geſinnungen, ſeinen abſichtloſen Fehler; — man muß das Anſtößige wiſſen oder vermuthen, dazu brauche jeder ſeinen Verſtand. Umſonſt endlich flüchtet der Verfolgte zum Gewiſſen, zur Ehre, zur Gerechtigkeit ſeiner Ankläger und Richter; — ihr Gewiſſen fodert, ihre Ehre heiſcht, ihre Gerechtigkeit befiehlt unabänderlich des Verbrechens Strafe.

So ſteht nun der Schriftſteller in einem Verhältniß, wie keiner im Staate ſonſt. Der Mörder weiß vom Geſetz und leidet Uebel nach deſſen Maaßſtabe, der Dieb kennt das ſiebente Gebot und was ihn erwarte vor Gericht; der Schriftſteller weiß Nichts, erfährt Nichts, bis ihn die Klage feſthält, wider deren Angrif er Himmel und Erde bewegen, Menſchenrechte ſo-

dern, Geiſt und Gemüth zu Vertheidigern wählen darf; — wenn das Schickſal Untergang beſchloſſen, trifft der Blitz ſein ſchuldiges Haupt, welches durch unbekannte Mächte der Rache geweiht worden. Giebt es im Staate beſchränkte Preßfreyheit, niemand kennt die Gränzen ihres Gebrauchs; iſt Preßfreyheit geſtattet, jeder einzelne Fall kann die Zucht herbeyführen. Sichern auch Vermuthungen und herkömmliche Gewohnheit unter manchen Umſtänden, ſie ſichern nicht in allen; jeder Preßgebrauch betritt einen unbekannten vielleicht mit dem nächſten Schritte ſich öfnenden Boden, der Autor ſchifft ins weite Meer, unwiſſend, ob ihn Sturm oder heitrer Sonnenglanz empfängt.

Der vielbeſtürmte Doktor Bahrdt fragt in ſeiner Lebensgeſchichte: „Was kann ein Menſch dafür, wenn ihm ein Gedanke nicht aufſtößt? Kann irgend ein Sterblicher den Ideen ſeiner Seele gebieten, daß ſie zum Bewußtſeyn kommen?“ — Wie ſoll denn ein Schriftſteller dafür büßen, daß ihn keine Angſt ergriffen, daß er mit dem friſchen Winde ſeines Eifers und ſeiner Luſt die verhängnißvolle Reiſe angetreten? Doktor Bahrdt hatte ein Werk über Preßfrey-

heit geſchrieben (Züllichau 1787.), worin die Worte ſtehen: „Das Recht zu denken und zu urtheilen iſt ein allgemeines Recht der Menſchheit, das heiliger iſt, als alle Fürſtenrechte, und das, eben weil es allgemeines Menſchenrecht iſt, über dem partikularen Fürſtenrecht iſt" (Ebend. S. 43.). Er hatte gutes Glück, genoß vieler Lobpreiſungen, das königliche Kammergericht in Berlin erkannte ſeine Schrift für den richtigſten Maaßſtab zur Beurtheilung ſchriftſtelleriſcher Freyheiten, und krönte ſie mit lautem Beyfall in der Sentenz über Stark und die Berliner Monatſchrift (Lebensgeſchichte Th. IV. S. 247.). Könnten wir dieſelbe Gunſt dem längſtgeſtorbnen Manne auf einer zweyten Fahrt verbürgen?

Zum Troſt gereicht, daß es allen Seefahrern und zwar beſonders den Entdeckern unbekannter Meere und Länder nie beſſer gegangen. Sie wagen, und Wagniſſe haben Reitz. Jeder Schriftſteller wagt, nämlich ſeinen Ruf bey den Leſern, ſeine Selbſtzufriedenheit bey den Kritikern, und wenn öffentliche Angelegenheiten berührt werden, ſeine Gunſt oder Sicherheit bey der regierenden Macht. Sucht er Schutz durch eine

Jury, dieſer iſt ſehr ungewiß, und ſie kann möglicherweiſe das Schuldig ausſprechen, wider Vernunft und öffentliche Meynung. Vielleicht ſind grade die Gefahren, denen ſich der Schriftſteller ausſetzt, ein Vorzug ſeines Berufs, ein Werth ſeines Daſeyns, nicht zu vertauſchen mit unangefeindeter Ruhe, nicht mit friedlichem Behagen zwiſchen Zimmerwänden; ins Freye hinaus ſoll der Gedanke, ſoll Regen und Wind nicht achten, ihn ſoll der Vater ſchirmen, und unter Ungewittern ſich freuen, daß er einen Sohn draußen habe. Mir tönen immer die Worte eines Britten vor, der England mit Sicilien vergleicht, und die Urſachen aufſucht, warum England glücklich, Sicilien elend iſt, da doch die Verfaſſungen beyder Inſeln auf Feudalverhältniſſe geſtützt und in ihren Beſtandtheilen ähnlich ſind. „Sicilien," ſagt er, „hat keine Preßfreyheit, weder gemäß dem Geſetz, noch trotz dem Geſetz. Eingeſtandnermaßen, ſelbſt nach Burke, giebt es in England keine Preßfreyheit gemäß dem Geſetz. . . . . aber ungeachtet des Geſetzes, genießen wir unſtreitig einen hohen Grad von Preßfreyheit. Wir genießen ihn, weil das Geſetz nicht in Ausübung kommt;

und weil unter uns Schriftſteller ſind, welche hinlängliche Großherzigkeit beſitzen, um die Gefahr einer freyen Rede über ſich zu nehmen (Edinburgh Review 1813. Vol. XXII. p. 114.). —

Kein Schriftſteller hat eine andre Wahl, als, wenn ihn Vernunft und anſtändige Beſinnung leiten, ſeinem günſtigen Sterne zu vertrauen. Daß er dieſes darf, daß ihm die Möglichkeit eines Wagniſſes vorliegt, iſt der Vorzug freyer Verfaſſungen und einer mit ihnen verbundenen Preßfreyheit, welche nirgendwo auf andre Weiſe Daſeyn gewonnen, nirgendwo als Schooßkind der Geſetze gepflegt worden, und eben darum unendlich höheren Werthes, als jede ſtrenge oder milde Cenſur, welche den Autor vor allen Fährlichkeiten ſchützt. Luden hatte öffentlich erklärt, er werde kein Buch unter zwanzig Bogen ſchreiben, und man hatte ihn in Zeitſchriften darüber getadelt. Ich ſchrieb eine Rechtfertigung des Vorſatzes für ein auswärtiges litterariſches Blatt; die dortige Cenſur ſtrich ſo viel, daß Nichts übrig blieb, aus lauter Sorgfalt für das Blatt und mich. Dergleichen Sicherheit gewährt kein allgemein ausgeſprochenes Ge-

ſetz, kein Schwurgericht. Sie könnten nur fruchten, wenn ein edler großartiger Sinn Regierungen und Volk durchdringt, wenn niemand zittert vor dem freyen Wort, ſondern es liebt und achtet; wenn die ſchwächliche Peinlichkeit der Scheu weder Schriftſteller noch Leſer äfft; wenn die friſche Geburt der Gedanken ein Gemeingut geworden, deſſen hohen Werth Jünglinge und Greiſe kennen, kurz, wenn dieſer vorgeſchrittene kräftige Zuſtand des Staates ſelber ſchon aus Uebung und Kampf der Preßfreyheit hervorgieng. Auch die geprieſenſte Conſtitution gewinnt ihr wirkliches Leben nur durch Wagniſſe, ſie iſt eine halbe Sicherheitwache für den Kühnen, damit er ſich unterſcheide von dem Feigen, deſſen Seligkeit von keiner freyen Verfaſſung erhöht, ſondern oftmals durch Despotismus ungeſtörter beſchirmt wird. Ich verweiſe wiederum auf Erskine.

„Die engliſche Verfaſſung war ſtets in der Theorie eine freye Verfaſſung, aber ſie ward es einzig in der Praxis durch die zahlreichen und am Ende glücklichen Kämpfe unſrer freyen und tugendhaften Vorfahren gegen drückende Misbräuche der höchſten Gewalt. Manche aus-

gezeichnete Männer, denen dies Land ſeine Frey-heit dankt, ſtanden angeklagt vor Gericht, wurden losgeſprochen, und ſchufen allmählig in dem Herzen jedes Engländers ein allgemeines Mitgefühl, ſobald jemand auf Leben und Tod vor ſeinen Richtern ſteht. Dieſes iſt ein entſchiedner und ganz ausgezeichneter Charakter der Bewohner Großbritanniens. Er iſt nicht bloß dem gemeinen Volk eigen, als Vorurtheil der Unwiſſenheit oder Schwäche der Seele; ſondern er geht durch alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft; und entſpringt aus einem natürlichen Mitleiden, aus einem Nationalgeiſte des Stolzes auf unſre freye Verfaſſung, und aus einem Gefühl der dadurch gewonnenen Sicherheit. Kein Schluß iſt deswegen falſcher, wenn Leute, ſelbſt auf entſchiednes Zeugniß hin, über Verſchwörungen gegen die Regierung angeklagt werden; daß diejenigen, welche für ihre Freyſprechung Theilnahme äußern, darum nachtheilige Geſinnungen wider den Staat hegen. Engländer aller Klaſſen erhalten ihre Anſchauung von Unſchuld durch den Geſchwornenſpruch ihres Landes; und ſie empfinden eine Art Befriedigung, welche nach meiner feſten Ueberzeugung

in keinem andern Lande angetroffen wird. Gottvergeſſenheit und falſche Freyheit ſah man Luſt finden an Blut, an Opfern der Rache, ihnen däuchte Muſik das Stöhnen gequälter Sterbenden, und der Anblick zerſtümmelter Leichname ein Schauſpiel des Triumphs; aber der Freyheitſinn eines durch freye Verfaſſung längſt menſchlich fühlenden Landes ſchaudert zurück vor den Wirkungen ſelbſt der gerechteſten Verfolgung, — blickt mit mildem Auge auf den Beklagten ſelbſt, bevor das Gewiſſen von ſeiner Unſchuld überzeugt iſt, und empfindet einen unwiderſtehlichen Hang zur Freude über geſetzliche Losſprechung von Schuld. Lange, lange mögen dies die ausgezeichneten Züge unſers Landes bleiben!" (Speeches Vol. IV. p. 256 — 258.)

Unſerm Deutſchlande bleibe lange und für immer die Unabhängigkeit ſeiner Rechtspflege, das Vertrauen auf Freyſinnigkeit ſeiner Regierungen; es wachſe Achtung und Liebe der Wahrheit, ſamt Freude über deren anſtändiges Wort. Dann bedürfen die Gerichthöfe weder bey Sachklagen noch Strafunterſuchungen eines Schwurs der Jury gegen feindſelige Mächte, dann be-

darf deſſelben nicht die Preßfreyheit für ihre Wagniſſe, im Fall keine Cenſur vor Gefahren ſichert. Wird aber das Wagen unmöglich, dann wird das Schwören und Richten überflüßig. Gewiſſen des Schwörenden und Gerechtigkeit des Richtenden ſind Zeugniſſe der öffentlichen Tugend; wo dieſe fehlt, ſucht der wagende Schriftſteller vergebens Schutz bey ſeines Gleichen; wo dieſe herrſcht, wird ihn die Tugend ſchützen, welche von ſeines Gleichen erzeugt und genährt worden, ein Schild der Ehre gegen feige Angriffe der Schande. Ich wünſchte, daß Deutſchland ſtolz ſeyn könnte auf ſeine Tugend und Preßfreyheit ohne Schwurgerichte, wie Britannien es mit denſelben iſt; ich möchte, daß Großherzigkeit die Geſinnungen der Schriftſteller beſeelte wie der Leſer und aller Schriftenrichter; daß nicht wie in England ein freyes Wort ſeine Wege fände trotz dem Geſetz, ſondern gehört und erwogen würde gemäß demſelben; daß freye Gedanken heilig wären von Natur durch alle Laute der Sprache; daß Bücher nichts zu fürchten hätten, als ſich ſelber, nämlich ihre eigene Nichtswürdigkeit, Bosheit und Lüge.

Fromme Wünſche, mein Freund, und wie

alles Fromme, im Herzen zu bewahren und zu pflegen! Was aber im Herzen waltet, hat oft die Welt verändert und gebeſſert. Keine Gabe des Himmels wird auf der Erde rein und ungetrübt empfangen, ſelbſt nicht der Sonnenglanz, den ja Dunſtkreiſe und Wolken brechen und verſchleyern; gleichergeſtalt ſind Schreiben und Druckenlaſſen, als Gedankenſtralen, einer Brechung oder Hemmung ausgeſetzt, ohne darum, ſo lange noch Tag iſt, mit Leuchten aufzuhören. Nur die Nacht bringt Finſterniß, und auch in ihr ſchimmern Sterne und Mond bis zur neuen Morgenröthe. Jedes Volk ringt auf eigne Weiſe mit unzerſtörbarer Gewalt um den vollen Beſitz der Himmelsgaben, und ſtärkt durch Gymnaſtik den freyen Geiſt. Seine Tugend iſt kein Traum, ſo lange ſie ſich ſelber nicht verläßt, ſeine Freyheit iſt kein Unding, ſo lange nicht von Geſchlecht zu Geſchlecht jede Erbſchaft derſelben verloren geht, und matte Feigheit die letzten Trümmer derſelben preisgiebt; — außerdem wirken ſie unſterblich, führen unter göttlichem Beyſtande ihren rühmlichen Kampf durch alle Zeiten, bewahren das Höchſte, was dem Leben Werth ertheilt, durchdringen das Chaos der Geſchichte, ſchaffen in ihr am erſten oder letzten Tage Ordnung und Licht; — ſie müſſen wagen, dulden, und überwinden.

A n h a n g.

Aus den Papieren eines Geiſtlichen.

Der Glaube, den die heilige Schrift ſo nachdrücklich als Quelle der Tugend und Zufriedenheit, als Mittel zur Erlangung des göttlichen Segens, empfiehlt, hat zu verſchiedenen Zeiten, unter verſchiedenen Umſtänden eine abweichende Farbe. Selbſt bey den Zeitgenoſſen Jeſu Chriſti iſt es damit anders vor ſeiner Auferſtehung, anders nach derſelben. Stärke und Schwäche, Beymiſchung mancher Vorurtheile, ja ſelbſt Verirrung der Gläubigen kommen vor. In unſern Tagen pflegt man dieſen Glauben der Vernunft entgegenzuſetzen, und anzunehmen, beyde ſeyen unvereinbar. Dennoch iſt es um die menſchliche Ruhe geſchehen, ſobald Glaube und Vernunft in unſerm Gemüthe nicht übereinſtimmen. Sind die Rechte der Vernunft heilig und unverletzlich, ſo ſind es die Rechte des Glaubens eben ſo gewiß. Das heilige Band beyder macht des Menſchen

Glück, und unſer Chriſtenthum ſey nie ohne Vernunft, unſre Vernunft nicht ohne Glauben. Gott fodert beyde, aber die Menſchen verkennen ihre Bedeutung, klügeln und ſtreiten, ſich ſelbſt in eigner geiſtiger Kraft und Wirkſamkeit ein Räthſel.

Die Hauptſumma des Gebots iſt: liebe von reinem Herzen und von gutem Gewiſſen, und von ungefärbtem Glauben. (1 Tim. 1, 5.) Aengſtlichkeit, ob man Fleiſch von Götzenopfern genießen, ein Geſchäft am Sabbath vornehmen dürfe, iſt keine Gewiſſenhaftigkeit, zumal, wenn ſie mit Fühlloſigkeit im Großen ſich verbindet, oder vom Spiele der Leidenſchaften ſich beherrſchen läßt, wie das Gewiſſen eines Geitzigen, eines Judas, Herodes; oder gar nur zum Blendwerk für Andre dienen ſoll. Die wahre Ehrfurcht vor Gott und Gewiſſen iſt ſtille und ohne Geräuſch, lehret des Lebens Uebel mit Geduld und Standhaftigkeit tragen, ſucht in allen Verhältniſſen die Pflichten der Menſchlichkeit zu erfüllen, ernſthaft geſchäftig den innern Menſchen

zu bilden, voll Vertrauen zur Vorſehung und voll Hofnung einer andern Welt.

Das iſt das menſchliche Herz: Wir können viel von Verläugnung der Welt reden; gleich hinterher fühlet man den Werth deſſen, was in der Welt iſt, und neiget ſich zu demjenigen, was man zu verläugnen gelernt haben ſollte. Die Jünger Chriſti fragten, wer iſt der größeſte im Himmelreich? Gieng die Frage hervor aus eitlem Ehrgeitz, ſo iſt ſie verwerflich; gieng ſie hervor aus dem Streben nach höherer Vollkommenheit und Prüfung des eigenen Verhaltens, dann hat ſie chriſtlichen Sinn.

Scheinbar bezeugen die Menſchen viel Achtung für Wahrheit und Eifer ſie zu ſuchen, darum des Grübelns, Streitens, Begründens, kein Ende. Aber die Liebe zur Wahrheit iſt nicht ſo allgemein. Wenige möchten von Herzen beten: Herr, zeige mir deine Wege, lehre mich deine Steige, leite mich in deiner Wahrheit. Pſ. 25, 4. 5.

Ein weit ausgebreiteter Phariſäiſcher Geiſt iſt jener Geſchmack, in Dingen der Religion und Tugend bey Kleinigkeiten lange und ſorgfältig zu verweilen. Ob man am Sabbath heilen ſolle? Was für Vorſchriften wegen der Sakramente, Gelübde, Schwüre, zu beobachten ſeyen? Dieſer Geiſt verkennet Gott, macht ängſtlich und betrübt, vergißt das Weſentliche. Das Evangelium vermeidet zu genaue Entwickelung, es zeigt immer im Großen die Hülfe des Lebens; wie der Menſch gebeſſert und erlöſet werde, iſt klar genug, aber die Lehre verträgt keine haardünne Zergliederung.

Lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden. Pſ. 90, 12. Wenige werden klug, im Sinne des Pſalmendichters, wiewohl ſie an ihrer Sterblichkeit nicht zweifeln. Sie entfernen die Bilder des Todes, und Gottes Weisheit verſtattete dem menſchlichen Herzen dieſe Möglichkeit, damit niemand den Gebrauch ſeiner Kräfte für das Leben vernachläſſige. Aber nun tanzen die Menſchen leichtſinnig und wild über den Gräbern. Der Tod

ward ſelten für Vorwelt und Gegenwart lehrreich, und wirkte ſelten wahre bleibende Entſchließung und Kraft zum Guten; er wird immer Geringes wirken, wenn Gottes Gnade nicht die Seele auf einer andern Seite erleuchtet, heiliget, und zum vernünftigen Nachdenken und Anwenden führt.

Je größer und edler meine Vorſtellungen von Gott ſind und je deutlicher meine Erkenntniß ſeines Willens, deſto richtiger iſt mein Gottesdienſt. Dieſen hohen edlen Begrif verließen ſchon die Juden in übermäßiger Schäzzung des levitiſchen Dienſtes, und die Chriſten haben es ihnen oft nachgethan.

Forſchet in der Schrift. Der Menſch hat eine natürliche Neigung, zu wiſſen, was mit ſeiner Wohlfahrt in Verbindung ſteht, und wird wegen des Einfluſſes der Religion auf Gewiſſen, Wandel und Seelenruhe doppelt zum Forſchen ermuntert. Darum iſt es ein Vorurtheil, zu ſprechen: alle Glaubensmeynung ſey gleichgül-

tig. Solches kann nie angenommen werden, wenn auch die Glaubenslehren auf verſchiedene Weiſe zuſammengeſtellt ſind, manche Dunkelheiten nicht verlieren, und wenn ſtatt eines bittern Streites darüber andre Beſchäftigungen viel vernünftiger wären. Nur erwarte niemand überall gleiches Licht, unb bemühe ſich, was ihm als Wahrheit einleuchtet, im Leben fruchtbar zu machen.

Gott iſt Vergelter aller Tugend, ſo lautet der Grundſatz vernünftiger Religion, und wird von der Schrift beſtätiget. Aber iſt die Tugend eines Menſchen, ſind ſeine guten Handlungen der Grund, auf welchem alle Hofnung künftiger Glückſeligkeit ruht? Im Ganzen wohl, doch muß Vieles dabey näher beſtimmt und ſorgfältiger geprüft werden, zumal die Schrift den Menſchen nicht bloß auf ſeine Tugend und Verdienſte, ſondern auf Gottes Erbarmung in Chriſto hinweiſt. Laſſet uns annehmen, Gottes Gerechtigkeit entſcheide das künftige Schickſal der Menſchen, aber ſeiner Erbarmung ſey kein Ziel geſetzt; ſeine Barmherzigkeit ent-

ſcheide, ohne daß ſeine Gerechtigkeit eingeſchränkt ſey.

Petrus fragte Jeſum: was ihnen, den Apoſteln, dafür werde, daß ſie ihm nachfolgten? In der Antwort (Matth. 19, 28.) liegt einige Unzufriedenheit mit der Frage ausgedrückt, und letztere ſcheint übereilt. Damals hatte Petrus noch wenig gethan, er verließ wenig, fand ſeinen Unterhalt bey dem Herrn, und für die kleinen Unbequemlichkeiten war der tägliche Unterricht ein reichlicher Erſatz, ſelbſt von ſeiner Liebe hatte Petrus noch wenige Proben abgelegt; er, der bald hernach die Worte zu ſeinem Troſte vernahm: der Satan hat dein begehrt, aber ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Eigentlich ſollte kein Freund an ſeinen Freund dergleichen Frage richten. Innige Liebe des Herzens pflegt das Andenken deſſen, wozu ſie uns bewog, bald auszulöſchen, ich berufe mich auf euer Gefühl, ihr Väter, Mütter und Kinder; ja die Handlungen aus ſolchem Geiſte ſind die edelſten. War Petrus aus Ueberzeugung und Liebe dem Herrn gefolget, ſo übermannte ihn in dieſem Augenblicke Etwas Kleinliches, was Klugheit und Gewandtheit ſonſt verſtecken,

aber des Apoſtels Offenheit ohne Rückhalt äuſert.

Voll Liebe iſt die Antwort, ſie will nicht durch Empfindlichkeit kränken oder niederſchlagen, ſie iſt groß und des Weltrichters würdig. Allein jene Worte: „die Erſten werden die Letzten und die Letzten die Erſten ſeyn;“ ſollen den Fragenden auf ſich ſelbſt aufmerkſam machen.

Spricht man deswegen, jeder müſſe durch Tugend und edle Thaten das ewige Leben verdienen, ſpottet man des einfältigen Glaubens, der vielleicht noch am Ende der Tage den Erbarmer ſucht, der die Welt in Chriſto verſöhnte; — gewiß, zur Tugend iſt aufzufodern, die guten Handlungen ſind nicht überflüſſig, alle Rechtſchaffenheit bringt Segen. Bevor jedoch ein Sterblicher die Anwendung auf ſich ſelbſt macht und ſpricht: „Herr, ich habe die Welt verlaſſen und bin dir nachgefolget;“ gedenke er des Worts: „viele Erſte werden die Letzten ſeyn.“

Ihr rühmet Verdienſte und Tugenden. Habt ihr auch eine gerechte Wage für eure Thorheit? Kennt ihr den Werth eures Verdienſtes bey Gott? Sähe der Menſch im Bewußtſeyn der größten Rechtſchaffenheit nur auf Gottes Wohl-

thaten in dieſem Leben, er müßte ſchon rufen: Ich bin unwürdig aller Barmherzigkeit, welche der Herr an mir gethan! Um ſo weniger werden Verdienſte das ewige Leben erwerben.

Gott iſt Liebe, und Liebe in unſerm Herzen iſt wahre Anbetung. Sie läßt an ſich ſelbſt nicht denken, nicht Verdienſte aufzählen, nicht Lohn fodern. Wer vor Gott ſtehet, vergißt ſeiner Tugend, oder es dringen die Worte Chriſti ihm in die Seele: die Erſten werden die Letzten ſeyn.

Lange ſchon iſt das Chriſtenthum in der Welt, und die wahre Natur deſſelben, dürfte man ſchließen, müßte längſt nicht allein bekannt, ſondern auch allgemein bekannt und ohne Widerſpruch entſchieden ſeyn. Das Gegentheil findet ſtatt, Partheyung, Widerſpruch, Tadel und Lob verſchiedner Meynungen und Gebräuche, verwirren die Zeiten. Dem Unglauben bringt dieſes keinen Sieg, aber es giebt ein Zeugniß von der Schwäche des menſchlichen Verſtandes.

Man unterſcheide das Weſentliche im Chriſtenthum von dem minder Nothwendigen oder

Ueberflüſſigen. Ueberwiegt die Sorge für das Letztere, für Morgenopfer, Abendopfer, Tempeldienſt; dann verſchwindet das Größere unſern Augen. Chriſtus unterſcheidet beydes immer; dieſes thun und jenes nicht laſſen. Wir halten für billig, Kirche zu beſuchen, Sakramente zu brauchen, andre Erbauunganſtalt zu nützen, wir halten für chriſtlich, Allmoſen geben, keine Rache zu üben, einem Freunde beyzuſtehen, in der Schrift die Wahrheit zu ſuchen, Jeſum auch vor der Welt zu bekennen, zu beten, geduldig, fleißig, zufrieden mit Gott zu ſeyn; — das iſt nicht Alles einerley. Jedes gut in ſeiner Art, aber Eines nothwendiger als das Andre. Verkehrte Auswahl bringt Selbſtbetrug, phariſäiſchen Stolz, Zwieſpalt, harte Urtheile, überhaupt Gefahr der Seele, zumal wenn Leidenſchaften ſich einmiſchen.

Von wannen die Regel der Unterſcheidung? Freylich Vernunft; aber die des Schwärmers, des Kaltblütigen, des Aengſtlichen, des Sinnlichen, urtheilt abweichend und oft ſeltſam — man feyert Feſte, verehrt die Heiligen, bauet Klöſter, hält Abendmal — und ſtellt vielleicht

Hurerey, Müßiggang, Prachtliebe, Hochmuth, unter die Nebendinge!

Alſo: der Wille Gottes durch Jeſum Chriſtum und ſein Wort. Verlaſſen wir dieſes, dann wird die wahre Verehrung Gottes in verunſtaltete Ceremonien, Ruchloſigkeit, Aberglauben und Schwärmerey ausarten. So jemand nicht bleibet bey den heilſamen Worten unſers Herrn Jeſu Chriſti, der iſt verdüſtert und weiß Nichts. (1 Tim. 6, 3.)

Nur geſchehe die Anwendung dieſes Grundſatzes mit weiſem Maaß. Das Wiſſen blähet auf, aber die Liebe beſſert. So jemand Gott liebet, der wird von ihm erkannt. Man gedenke deſſen nicht verächtlich, was Andre hoch ſtellen, man erniedrige nicht zu ſehr das Geringe, wenn es mit dem weſentlichen Höhern in genauer Verbindung ſteht, und gebe dieſem allenthalben die Ehre. Handelt nach Gewiſſen, ſuchet Weisheit in der Liebe.

Drey Vorſtellungen wurzeln unvertilgbar im Menſchen; die von ſeinem eignen Seyn und Leben, einer Welt außer ſich, und einem Gott

über ſich. Ihre erſte Entſtehung und nach und nach wachſende Klarheit laſſen ſich ſo wenig aufſuchen und beſtimmen, als der Uebergang des Menſchen ſelbſt aus dem Nichts oder dem todten bewußtloſen Zuſtande zum vernünftigen Leben, aber auf ſie bezieht ſich alles unſer Denken und geht aus ihnen hervor.

Mit der Welt verbinden uns die Sinne, und deren Empfindungen drängen jedes Vernunftweſen zum Beobachten wie zum Vergleichen des Mannichfaltigen — das iſt Anfang und beſtimmter Kreis aller Philoſophie der Natur. Sie geht nicht auf die Hervorbringung einer Ueberzeugung von der Wirklichkeit dieſer Welt, ſondern auf die Verſchiedenheiten der für mich, als ein vernünftiges Sinnenweſen, ſchon wirklich vorhandenen Dinge, und auf ihre Verhältniſſe unter einander und zu mir.

Die Vorſtellung von meinem Seyn und Leben liegt unmittelbar im vernünftigen Leben ſelbſt, iſt mein Bewußtſeyn, ohne welches ich nicht wäre, was ich bin, nicht lebte, wie ich lebe. Philoſophie kann nicht damit umgehen, die Wirklichkeit dieſes lebendigen Seyns zu finden, ſondern ſie iſt die Tochter deſſelben. Ihr

Geſchäft beſteht in Beobachtung und Verglei=
chung der verſchiedenen Zuſtände dieſes Bewußt=
ſeyns, z. B. des Kummers, der Freude, der
Furcht, Hofnung, des Denkens, Urtheilens,
Erinnerns u. ſ. w. Alle Vorſtellung meiner
ſelbſt iſt mit der von einer Welt ſonderbar und
innigſt verflochten, unmittelbar vorhanden, ich
finde mich in der Welt und ſie in mir, ich bin
von ihr bald abhängig bald unabhängig. Dies
Selbſtbewußtſeyn, als erſter Charakter der
Vernunft, iſt unläugbar nicht jedem ſinnlichen
Leben eigen, welches vielmehr häufig in bloßen
ſinnlichen Empfindungen und ſinnlich wirkſamen
Trieben begränzt iſt. Der Unterſchied, welchen
wir zwiſchen dem Mechanismus einer Uhr und
den Entwickelungen einer Pflanze, oder zwiſchen
dieſen und dem thieriſchen Leben wahrnehmen,
kann nicht größer ſeyn, als derjenige, welcher
Letzteres vom vernünftigen Leben ſcheidet. In=
zwiſchen iſt doch, was ſich von dem wunderbaren
und mannichfaltigen Sinnenſpiel ſo weit ent=
fernt, dieſe Vernunft, dieſer Geiſt, oder wie
man es nennen will, mit dem ſinnlichen Seyn
und Wirken genau verkettet; es erwacht, beſteht
und vergeht mit ihnen, ſo weit unſre Erfahrun=

gen reichen. Deswegen bezeichnen wir den Uebergang aus einem Zuſtande des bloß thieriſchen Lebens zum eigentlich menſchlichen Bewußtſeyn, in unſrer Sprache mit dem merkwürdigen Ausdruck des Beſinnens, gleichſam als ob dem vom Zorn oder irgend einer andern Leidenſchaft Hingeriſſenen der reine freyere Gebrauch der Sinne fehlte. Eben ſo heißt das Aufhören oder nicht merkbar Werden der Vernunft, ohne gänzliches Aufhören des Lebens, Unbeſinnlichkeit, Wahnſinn, Unſinn.

Daher begreife ich nicht, was man bey Aufzählung und Beſchreibung menſchlicher Kräfte und Wirkſamkeit mit dem ſcharfen Gegenſatz reiner Sinnlichkeit und reiner Vernunft ſagen will. Giebt es irgend einen Vorgang in irgend einem Zeitpunkt des Lebens, wo der Menſch aufhören könnte ſinnlich zu ſeyn? Aber ſeine Begriffe von Freyheit und Pflicht? Sie ſind das Ergebniß ſeiner menſchlichen erhöhten Sinnlichkeit, wie er ſie nur bey ſich und ſeines Gleichen findet. Es ſteht mir frey, ſie wegen ihres Eigenthümlichen vernünftig zu nennen, und dem Menſchen Vernunft beyzulegen, allein ich bin nicht berechtigt, dieſe ſogenannte Vernunft

als ein von der Sinnlichkeit geſchiedenes, für ſich beſtehendes Prinzip aufzuſtellen. Da ſteht eine Eiche, neben ihr ein Roſenſtrauch, in beyden iſt organiſches Wachſen und innere Triebkraft. Aber wie verſchieden! Der eine bleibt nahe an der Erde, die andre dringt in die Wolken. Benennet ſie in dieſer Hinſicht, wie ihr wollet, nennt die Eiche aetheriſch; dürfet ihr darum das Aetheriſche zu einem beſondern vom Organismus ganz verſchiedenen Prinzip machen? Oder glaubt ihr, etwas Tüchtiges vorzunehmen, wenn ihr jene an der Eiche vorkommenden Erſcheinungen zum Theil aus der reinen Organiſation, zum Theil aus dem reinen Aetheriſchen herleitet?

Ich bin, die Welt iſt; dies Doppelbewußtſeyn liegt in mir, ſobald ich Menſch bin. Meine ſinnlich vernünftige oder vernünftig ſinnliche Natur drängt mich, über beyde nachzudenken, ich werde größer und beſſer, je mehr ich an Einſicht von beyden gewinne. Wollte ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Dinge um mich her richten, nie auf mich ſelbſt, ſo würde ich ein verſchrobenes Weſen. Ich würde es nicht weniger durch bloße Beſchauung meiner ſelbſt, wenn dieſe möglich wäre. Beyde Arten von

Einſichten müſſen ſich harmoniſch entwickeln, gegenſeitig beleben und unterſtützen. Hier liegt die große allgemeine Scheidewand zwiſchen Wahrheit und Irrthum, oder nirgends.

Zu den beyden erwähnten Vorſtellungen ſetze ich die dritte, die von einem Gott. Daß der Menſch ſie unter einer gewiſſen Anleitung von Menſchen bekommt, iſt kein gültiger Einwurf gegen ihre Urſprünglichkeit, weil wir überhaupt nur unter Vernunftweſen zum Bewußtſeyn unſrer ſelbſt gelangen. Die Vorſtellung von Gott, als Quelle aller Religion, kommt mit dem vernünftig ſinnlichen Leben, und iſt von der Vorſtellung einer Welt und meiner ſelbſt eben ſo wenig zu trennen, als dieſe beyden von einander zu trennen ſind.

Iſt demnach die Trennung der Vernunft und Sinnlichkeit zu zwey beſondern Prinzipien nur ein Wortſpiel, ſo würde der Menſch in Wahrheit durch bloße Sinnlichkeit oder durch bloße Vernunft ohne Sinnlichkeit weder den Gegenſtand der Religion finden, noch eine Welt, noch ſich ſelbſt. Gottes Daſeyn iſt mir, ſobald ich zum Menſchen mich entwickle, mit dem Daſeyn der Welt und meiner ſelbſt gegeben.

Wie ich im Nachſinnen über die Welt nicht mich ſelbſt, und im Nachſinnen über mich die Welt nicht aus den Augen verlieren kann und darf, ohne daß mein menſchliches Leben und Wirken verſchroben wäre, ſo entſtände gleichfalls ein Zerrbild, wenn in beydes ſich nicht die Religion miſchte, oder dieſe von jenen abgetrennt würde. Ein Menſch ohne Religion müßte in gewiſſem Verſtande ſich ſelbſt und die Welt verlieren, gleichwie ſeine Religion eine ſeltſame Geſtalt erhielte, wenn er nicht in gleichem Verhältniß ſich ſelbſt und die Welt kennen lernte. Sinnlichkeit, Vernunft, Religioſität, ſind nicht drey verſchiedene Prinzipien, ſondern ſie ſind das eine unzertrennliche wahre reine menſchliche Seyn und Leben, deſſen verſchiedene Zuſtände und Richtungen wir unterſcheiden und mit beſonderen Namen bezeichnen.

Aus dieſen Bemerkungen ergeben ſich einige wichtige Folgen, und Aufſchlüſſe über mancherley Zuſtände und Aeußerungen unſers Daſeyns, welche uns ohne jene Vorausſetzungen ſchlechterdings räthſelhaft und ganz unbegreiflich bleiben müßten.

Erſtlich: unſre ſchönſten und nach allgemei-

nem Eingeſtändniß erhabenſten Empfindungen ſind diejenigen, in welchen ſich der ganze volle unzerſtückelte Charakter der Menſchlichkeit ausdrückt. Die Tonkunſt z. B. muß nicht bloß unſer Ohr, ſondern unſer Herz treffen, das mannichfaltige Schwingen der Saiten im harmoniſchen Steigen und Fallen muß uns zum innigen Gefühl unſrer ſelbſt bringen, ſobald wir es ſchätzen ſollen, es muß uns begeiſtern, mit Geiſt erfüllen, oder vielmehr den Geiſt in uns merkbar machen. Dieſe Begeiſterung ſteigt aufs Höchſte, wenn die Empfindungen des Ahndens, Sehnens, Strebens für ein höheres Weſen ſich einmiſchen, dann ſchwingt ſich die Erhabenheit der Kunſt und Harmonie zum Aeußerſten. So iſt es gleichfalls mit der Anſicht der Natur. Die Einathmung reiner Luft, der Eindruck wechſelnder Bekleidung der Erde, des hohen Himmels drüber, des unendlichen Lebens und Treibens in der Schöpfung, verbinde ſich mit dem lebendigen Anſchauen unſrer Selbſtſtändigkeit, mit dem innigen Erkennen des allmächtigen Alles durchdringenden Geiſtes zu Einer wunderbaren und unbeſchreiblichen Empfindung; dann trägt ſie das Gepräge der vollen Menſchlichkeit,

und in dieſer Fülle iſt Größe, Wahrheit und Freude. Sobald ſich das Eine oder Andre von ihr ablöſet, unter welchem Einfluß innerer oder äußerer Urſachen es geſchehe, ſo iſt der Menſch von ſeiner Höhe herabgeſunken. Gänzliche Unbekanntſchaft mit dieſem Zuſtande, Unvermögen ſich dahin zu heben, iſt eine niedrigere Stufe menſchlichen Lebens. Wer beweiſet, daß ſich aus Himmel und Erde und allem, was ſie in ſich faſſen, das Daſeyn Gottes nicht erweiſen laſſe, zeigt nichts mehr und nichts weniger, als daß der denkend zerſtückelte Menſch den Menſchen nicht begreife und noch weniger die von einander geriſſenen Glieder zuſammenſetzen könne. Warum aber zerſtückeln, warum in dieſem zertrümmerten Leben die Wahrheit ſuchen?

Ferner: die Beſchäftigung des menſchlichen Geiſtes mit dieſen urſprünglich gegebenen Gegenſtänden, ich meyne, Welt, Menſch, Gott, ſamt den daraus hervorgehenden Empfindungen, unterſtützen und beleben ſich wechſelweiſe im vollendeteren Zuſtande unſers Daſeyns. Ein gänzlicher Mangel des Einen oder Andern, oder ihr gegenſeitiger Widerſpruch, zeugt ſicher von Irrthum, Schwäche, Verwirrung und einem weniger

edeln und weniger glücklichen Leben. Der grobe Epikureismus, welcher alle Wirkſamkeit des Menſchen auf die ſinnliche Welt beſchränkt, und eine ſtrenge Aſcetik, welche im Beſchauen und Genuß des Unſichtbaren die ſinnliche Welt vergeſſen machen will, tragen eben darin das Merkmal der Verwerfung. Wer bey ſeinem Glauben an eine Vorſehung oder eine überall wirkende Gottheit den innern Zuſammenhang der Welt und ihrer mannichfaltigen Kräfte verkennt, iſt auf einem Irrwege. Wer das Werden und Entwickeln der Dinge ohne Vorſehung zu erklären und zu begreifen meynt, iſt es nicht weniger. Sinnlichkeit, moraliſches Selbſtgefühl und Religion müſſen ſich harmoniſch ſtärken, wenn das vernünftige Leben ſeiner Vollkommenheit ſich nähern ſoll.

Hieraus, ſcheint mir, ergiebt ſich das allgemeine aber auch einzige ſichere Merkmal des Glaubens und Aberglaubens. Ich kenne eine Welt und mich ſelbſt als moraliſches Weſen. Jede religiöſe Vorſtellung und Empfindung, welche mich mit mir ſelbſt in Streit und Widerſpruch ſetzet, muß mir ſchlechterdings verdächtig vorkommen. Nun ſind unſre Einſichten auf allen Seiten beſchränkt, und in verſchiednen

Menſchen nicht ganz dieſelben; mithin werden unſre Urtheile über Aberglauben nothwendig bloß relativ ſeyn, und der einzige Weg, Andre zur gleichen Anſicht eines religiöſen Gegenſtandes zu bringen, iſt, ſie mit uns auf denſelben Standpunkt der Welt und Selbſtkenntniß zu ſtellen. So lange die Bewegung der Planeten und ihre Lage gegen Sonne und Erde unbekannt blieb, war es dem Menſchen zu verzeihen, wenn er eine Sonnenfinſterniß als unmittelbare Wirkung der Gottheit anſah. Nur bey erhöheten Einſichten in die Weltordnung und verbeſſertem moraliſchen Gefühl konnte die Mythologie des Heidenthums ihre Achtung verlieren und der Aberglaube verdrängt werden.

Noch mehr: der Glaube, oder im allgemeinſten Sinn des Wortes, die dem ſinnlichen Vernunftweſen eigne Richtung zur Religioſität, wird durch Wiſſenſchaft keineswegs hervorgebracht, wenn ſie nicht ſchon im Menſchen vorhanden iſt, auch durch keine Wiſſenſchaft vernichtet, ſo wenig als die Ueberzeugung, daß ich denke, und in einer Welt lebe und empfinde. Allein eben deswegen giebt es keine Religion, ohne eine gewiſſe zum ſinnlich ver-

nünftigen Leben des Menſchen gehörige Anſicht der Natur und der Menſchheit. Folglich wird auch unſre Anſicht der Welt und unſrer ſelbſt mit unſrer Glaubensrichtung mannichfaltig in einander wirken, Eins muß durch das Andere und mit dem Anderen verſtärkt und veredelt zur Vollendung hinſtreben. Jeder Misklang im Innern und Aeußern fodert eine nothwendige Auflöſung in reine Harmonie. So lange der Menſch dieſen Misklang nicht merket, und ſeinem ungeübten Ohr die reinen und falſchen Töne gleich klingen, wandelt er mit ungewiſſem Schritt; daraus entſtehet die ſeltſame, in Geſchichte und eigner Erfahrung wiederkehrende Verwirrung menſchlicher Urtheile. Dieſelben Perſonen, welche in den alten prophetiſchen Schriften Ausſprüche der Gottheit verehrten, hielten es für Aberglauben, dem neuen Propheten von Nazareth zu folgen; derſelbe Römer, welcher zum Apoſtel ſprach: Paule, du raſeſt; bebte vielleicht in der Mitternacht vor dem Geſchrey eines Unglückvogels, und ließ ſich in den Geheimdienſt der Iſis einweihen. Die Frage: was iſt Wahrheit? — hat in dieſer Hinſicht Aehnlichkeit mit der: was iſt Glaube?

Der Menſch lernt beyde, — wie auch Tugend, wie auch Recht — nur in demjenigen Maaß und Verhältniß kennen, und von ihrem Gegentheil unterſcheiden, wie ſeine ganze ſinnlich vernünftige Natur ſich zum höheren Leben entwickelt. Auf jeder Stufe ſeiner unendlichen Fortſchreitung ſiehet und empfindet er Anders. Hält er ſich an das letzte Sehen und Empfinden, weil ihm das frühere weniger rein und klar vorſchwebt, ſo folgt erſtens: in wiefern noch ein Höheres im Fortſchreiten möglich iſt, wird in dem jedesmal gegenwärtigen Zuſtande ſeiner Wahrheit etwas von Dunkelheit oder Irrthum, ſeinem Glauben einiger Aberglaube beygemiſcht ſeyn, welche ſich bey wachſender Vollendung allmählig abſondern; — zweytens: wegen der verſchiedenen Stufen, auf welchen der Menſch in ſeinem Fortſchritt zur Vollkommenheit ſteht, läßt ſich ſchlechterdings keine allgemeine Regel für Wahrheit und Irrthum, Glauben und Aberglauben aufſtellen, vielweniger ein vollendetes Syſtem von Unterſcheidungmerkmalen. Verſuche dieſer Art müſſen immer, je weiter man ſie treibt, auf der einen Seite zum Skepticismus, auf der andern zum Unglauben führen;

daß heißt: ſie werden dem innern Drange und Streben der vernünftigen Natur keinesweges entſprechen, ſondern ihnen vielmehr entgegenwirken.

Das Evangelium iſt den Armen geprediget, Gottes Geheimniß den Unmündigen offenbaret, die Schwachen und Unwiſſenden ſind erwählet zur Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti. So ſagt die Schrift, und ſie ſagt auch, dieſe Erkenntniß ſey die höchſte Weisheit, das Geheimniß Gottes in der Verſöhnung der Welt durch Jeſum Chriſtum könne von keinem menſchlichen Verſtande gefaßt werden. Paulus verkündet den Heiden (Eph. 3, 8.) den unerforſchlichen Reichthum Chriſti.

Wirklich beſitzt das Evangelium eine eigne Klarheit; ſeine Lehrſätze ſind faßlich und leicht — und bey dem Allen ſind hier dennoch Tiefen, die der geübteſte Verſtand nicht durchſchauet, es hat einen Umfang von Wahrheiten, welche Niemand ganz erforſchet, ſo daß der Menſch daran ſtete Beſchäftigung findet.

Nicht bloß auf die dunkeln Seiten ſoll ſich

dieſe beziehen, ſondern vornämlich auf Einſicht des großen Werthes der Wahrheit, auf Feſtigkeit der Ueberzeugung gegen Zweifel und Irrthum, auf Anwendung im Leben, auf dadurch beförderte Liebe zu Gott, Freudigkeit zum Guten, Geduld im Leiden, Liebe der Brüder, Troſt und Hofnung.

Biſt du, der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines Andern warten? —

Gehet hin und ſaget, was ihr ſehet und höret, die Blinden ſehen, die Lahmen gehen — und den Armen wird das Evangelium gepredigt. (Joh. 11, 4. 5.) —

Aber, iſt nicht das Evangelium für Arme und Reiche, iſt es nicht für Alle? Freylich aller Welt verkündigt, dem jüdiſchen Volk wie den Phariſäern, den Zöllnern wie dem Herodes, den Griechen wie den Hebräern. Buße und Vergebung der Sünde, Glauben und gutes Gewiſſen brauchen alle, und Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde.

Sind jedoch die Armen unglücklich, gebeugt, (Jeſ. 61, 1.) in ihrer Betrübniß Hülfe ſuchend,

wie dann? Unterweiſung über Pflichten findet man auch ſonſt, in den Sittenlehren der Heiden, in den Schriften Moſis und der Propheten; von Demüthigung der Stolzen, Beſchämung der Thoren, Beſtrafung der Böſen geben ſie Zeugniß ſamt der Geſchichte; nur wenn die Rede iſt von einem guten Herzen, das leidet, das gedrängt und verlaſſen iſt, da fehlet anderwärts die freundliche Hand, der aufrichtende Troſt, die ſtärkende Güte, die belebende Gotteskraft des Evangeliums.

Ihr Weiſen der Welt, ihr Helden der Tugend, meſſet eure Kraft! Auch ihr ſeyd arm und vergänglich, werdet euch ſehnen nach göttlicher Hülfe. Hindern euch Jugend, Glück, Wohlſtand, an dieſer Einſicht, es kommt eine Zeit der Erkenntniß.

Chriſtus der Sohn Gottes, der Meſſias. So lehrt er ſelber, (Matth. 26, 63. 64. Joh. 4, 25. 26.) ſo lehren die Apoſtel. Andre ſtritten dagegen, und um hierüber zu urtheilen, muß man genau bekannt ſeyn mit den Schriften der alten Propheten, mit der Denkart folgender

Zeitalter und ihren Vorſtellungen vom Meſſias, mit der Erklärungart, nach welcher Jeſus und die Apoſtel die Propheten auslegen. Zur Beruhigung des Glaubens iſt es genug, auf die Aeußerung des Neuen Teſtaments über die Perſon Jeſu zu merken, ſein Leben, ſeinen Tod, ſeine Auferſtehung und auch die Thaten und Schickſale der Apoſtel damit zu vergleichen, woraus erhellen wird, Jeſus ſey eine ganz außerordentliche Perſon geweſen, von der ewigen Vorſehung zur Ausführung des wundervollſten Rathſchluſſes beſtimmt. Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit ihm ſelber. 2 Cor. 5, 19.

Nicht günſtig war die Zeit ſeiner Erſcheinung ſolcher Lehre, nicht der Eigenſinn des Jüdiſchen Volkes, nicht die Staatverfaſſung in Paläſtina, nicht die Weisheit und der Aberglaube heidniſcher Welt. Dennoch hat die Lehre den Eigenſinn überdauert, die Staatkunſt der Klugen beſiegt, den Aberglauben verdrängt; Schulen der Weiſen ſind entſtanden und untergegangen, das Chriſtenthum iſt geblieben.

Denn es ſpricht Jeſaias: Zu der letzten Zeit wird der Berg, da des Herrn Haus iſt, feſt ſeyn, höher als alle Berge, und über alle Hügel

erhaben werden, Heiden und viel Völker hinziehen und ſagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, daß er uns lehre ſeine Wege und wir wandeln auf ſeinen Steigen. Von Zion wird das Geſetz ausgehen und des Herrn Wort von Jeruſalem. (Kap. 2, 3.)

Iſt jemand misvergnügt mit ſeinem Zuſtande, ſo iſt er gewöhnlich weit entfernt auf die innre Lage ſeines Herzens und ſein voriges Leben zurückzuſehen oder die Urſachen ſeiner Beſchwerden im eignen Betragen zu ſuchen. Lieber verklagt er eine halbe Welt, die gegen ihn ungerecht und menſchenfeindlich handle, oder ſelbſt die göttliche Vorſehung. Darum werden Kreuz und Trübſale ſelten ein Antrieb zur Verbeſſerung des innern Menſchen, heilen ſelten Jemanden von nichtigen Einbildungen, von Stolz, Irrthum und Verwirrung, oder bringen ihn zur Vernunft, zur Tugend und zur Gottesfurcht.

Dagegen iſt wiederum der Menſch im Glücke ſehr geneigt, von dem Guten, was ihm begegnet, auf ſeine innere Würdigkeit zu ſchließen, und von ſeinem Herzen, ſeinen Verdienſten deſto

günſtiger zu denken, je mehr Vorzüge und Vortheile er vor anderen beſitzt. Selbſt das Urtheil der Welt, welches vom Aeußerlichen oft geleitet wird, der natürliche Zuſammenhang der Dinge, welcher Gutes aus Gutem hervorgehen läßt, und die Ueberzeugung von einer Vorſehung, welche gerecht belohnt und beſtraft, beſtärken ihn darin.

Die Bibel beſtimmt nicht das Maaß der Freuden dieſes Lebens nach dem Maaß des menſchlichen Werthes und der Tugend. Gott hat Wohlgefallen an dem Frommen, Gerechten, ſchützt und ſegnet ihn, aber in dieſem Leben wird ſolches nicht immer ſichtbar, das Glück eines Ungerechten darf nicht irre machen an der Verheißung, welche zu ihrer Zeit ſchon in Erfüllung geht. Nicht weil es uns wohlgehet, ſind wir gut, ſondern wenn es uns wohlgeht, ſollen wir ſtreben durch Güte der Wohlthat würdig zu werden. Sehet zu, daß ihr Gottes Gnade nicht vergeblich empfahet. Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?

Es giebt ein chriſtliches Streben nach guten Sitten. Was wahrhaftig, was ehrbar, was

keuſch, was lieblich iſt, was wohl lautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem jaget nach. (Phil. 4, 8.)

Die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Menſchen, ihr ausgebreiteter Verkehr und geſelliger Umgang haben darüber gewiſſe Urtheile herrſchend gemacht, nicht allemal auf gleiche Weiſe, doch im Weſentlichen übereinſtimmend. Vieles hängt von Gewohnheit ab, anderes entſpringt aus Vernunft und Natur. Der erſteren füge dich, wenn ſie den letztern nicht widerſtreitet. Paulus ſuchte in dieſem Sinne Allen Alles zu werden.

Aber ſetze keinen großen Werth auf allgemeine Sitte, wo kein innerer feſter Grund iſt. Entferne dich nie im Reden und Handeln von den ewigen Geſetzen der Gerechtigkeit und Menſchenliebe. Es leite dich ein richtiger Verſtand, ein wohlwollendes Herz, Wahrheit und Treue, ein milder Sinn, und du wirſt das Anſtändige finden.

Viel Schönes iſt von uneigennütziger Tugend zu ſagen, was in der Anwendung oft von ſelbſt

verſchwindet. In der menſchlichen Geſellſchaft übernimmt man die Verbindlichkeit, nicht bloß für ſich ſelbſt zu ſorgen, ſondern auch für Andre, und erhält dadurch ein Recht auf Gegendienſt und Hülfe. Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohns werth.

Eingeſchränkt auf Erde und Menſchen, führt dies jedoch nie zu edlen großen Handlungen. Ausgleichung aller Foderungen und Anſprüche giebt nur die Liebe; ſie iſt ſo wirkſam, ſo geſchäftig, ſo feurig, ſie gewährt Erſatz für Alles. Gott iſt nicht ungerecht, daß er vergeſſe eures Werks und Arbeit der Liebe. Hebr. 6, 10.

Salomos Bemerkung (Prediger 9, 2.) iſt traurig, daß die Denkart und das Betragen eines Menſchen keinen ſonderlichen Einfluß auf ſein Leben und Sterben zu haben ſcheinen; „es begegnet einem wie dem andern, dem Gerechten wie dem Gottloſen, dem der opfert, wie dem der nicht opfert, dem Guten wie dem Sünder, dem Meineidigen, wie dem der den Eid fürchtet; das iſt ein böſes Ding unter allem, was unter der Sonne geſchieht.“

Allein dieſe Bemerkung iſt nicht allgemein zutreffend. Sichern auch Gerechtigkeit und Tugend nicht vor Leiden und ſchwerem Ausgange aus der Welt, ſo machen ſie doch einen bedeutenden — wenn auch nicht immer ſichtbaren — Unterſchied. Simeon wußte, er ſollte den Tod nicht ſehen, er hätte denn zuvor den Chriſt des Herrn geſehen. Und er gieng in den Tempel, nahm das Kind auf ſeine Arme, lobete Gott und ſprach: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Friede fahren.“

Dürften wir Menſchen die Umſtände unſers Lebens und Sterbens beſtimmen, ſo würden die meiſten wünſchen, nach vollbrachten zufriednen Tagen auf dieſer Erde, in einem ruhigen Alter, ohne Geräuſch und umgeben von liebenden Freunden zu ſterben.

So ſtarb Jeſus Chriſtus nicht. Wie er in ſeinem Leben nicht unverborgen lehrte und handelte, ſondern öffentlich vor der Welt, wird er durch Gottes Rathſchluß auch im Sterben Gegenſtand der Betrachtung für Engel und Menſchen, Gute und Böſe.

Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? — Nicht ohne Befremdung hören wir dieſe Worte des Pſalmendichters (Pſ. 22, 1.) aus dem Munde des Sterbenden. Wo war der hohe Geiſt, den er in ſeinem Leben zeigte, wo die Seligkeit des reinen Herzens, wo die Verachtung der Todesfurcht? Er redet eine Sprache gewöhnlicher Menſchen, und viele derſelben haben mit Standhaftigkeit und Würde ihrem Ende entgegengeſehn, ihre Freunde getröſtet, unter Martern Gott gelobet, Triumphlieder angeſtimmt, beſonders manche Bekenner des Chriſtenthums! Gewiß kannten die Apoſtel die Kraft der ſiegenden chriſtlichen Hofnung, und hätten leicht ihren bewunderten Lehrer ganz Anders groß und herrlich zu ſchildern vermocht. Aber ſie liebten Wahrheit, erzählen darum das Erhabne und Schwache, das Rührende und Anziehende, wie das Abſchreckende und Zurückſtoßende; was ſie ſahen und hörten. In demſelben Augenblick da ſie jene ſonderbare Finſterniß über das jüdiſche Land, das Erdbeben, das Zerreißen des Vorhangs im Tempel, anzeigen, beſchreiben ſie Jeſum als den eigentlichen Sohn des Menſchen, der als

ein andrer Menſch erfunden wird. Außer daß wir hierbey zu bedenken haben, wie Jeſus Chriſtus bey aller ihm eigenen Würde und Hoheit ſeinen Brüdern gleich geworden, iſt es nicht bedeutſam, daß jene Worte am Kreuz aus einem Pſalme genommen ſind, deſſen übrige Stellen ganz eigentlich auf Jeſum zu paſſen ſcheinen? „Meine Kräfte ſind vertrocknet, und meine Zunge klebet am Gaumen, meine Hände und Füße haben ſie durchgraben, ſehen ihre Luſt an mir, ſie theilen meine Kleider unter ſich und werfen das Loos um mein Gewand!“ David erlebte keinen Zeitpunkt, in welchem er dieſe Worte von ſich ſagen konnte. Wie dunkel die Stelle auch ſey, ſie lehrt Vorſehung.

Bis zum Rande des Abgrundes ſchwebte die gekränkte leidende, ſinkende Natur, ein furchtbarer Schauder, ein finſtrer Gedanke durchdringt die Seele; — aber noch einen Augenblick, und ſiehe, der Geiſt ſammelt ſeine Kraft, der Glaube verbreitet Licht, wird ſtark, ergreift getroſt die frohe Hofnung des Gerechten.

Vater, ich befehle meinen Geiſt in deine Hände! — Heilig und groß iſt der Name Gottes, ſanfter und freudiger der Name

Vater; jenen braucht Jeſus im Kampfe, dieſen im Siege. Furchtbar ſind Gottes Gerichte, ſchrecklich iſt die Stunde der Rechenſchaft; aber der Name des Vaters entwafnet allen Unwillen oder Zorn, und verdrängt in der Seele des Kindes jeden Zweifel, jede Beſorgniß. —

Sowohl der Werth eines tugendhaften Lebens als beſonders die Kraft des Chriſtenthums kann den Geiſt des Menſchen unter Prüfungen ſtärken und ſelbſt im Tode große Freudigkeit gewähren. Allein man hat auch hier oft übertrieben und in die Vorſtellung eines ſterbenden Gerechten alles Schöne, Große und Liebenswürdige vereinigt, ohne die Natur des Menſchen ſo wie beſondre Lagen und Verhältniſſe ins Auge zu faſſen. Ein ſolches Bild findet ſich dann in der Erfahrung nie, oder äußerſt ſelten. Das Schauderhafte der Todesſtunde bleibt, als eine gewaltſame Erſchütterung der ſinnlichen Natur und Zerſtörung derſelben; glücklich, wer im Glauben ſagen kann: Vater! dieſer Glaube überwindet die Welt, ſteht feſt im Tode.

„Lieben Kindlein, habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt iſt. So jemand die Welt

lieb hat, in dem iſt die Liebe des Vaters nicht. Denn Alles, was in der Welt iſt, nämlich des Fleiſches Luſt und der Augen Luſt und hoffärtiges Leben, iſt nicht vom Vater, ſondern von der Welt. Und die Welt vergehet mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.“ (1 Joh. 2, 15—17.) — Das iſt eine der ſchönen Stellen, die in Johannis Schriften, des treuen Zeugen, des Lieblings Jeſu, vorkommen, und mit eindringender rührender Herzlichkeit den Glauben an Jeſum Chriſtum und die Ausübung ungeheuchelter Bruderliebe empfehlen. Nur von wenigen Anhängern des Evangeliums wird dergleichen ganz erkannt und geſchätzt, wie überhaupt die chriſtliche Sittenlehre; — denn dieſe iſt freylich auf Menſchennatur, auf Grundſätze des geſunden Verſtandes gebaut und erſcheint in natürlicher Einfalt; aber ſie iſt zugleich feyerlich und erhaben, was Viele nicht faſſen, Manche ſogar unter die Ausbrüche einer verwilderten Einbildung ſetzen. Kann der Menſch in dieſer Welt leben, für ſie empfinden, auf ſie wirken, mit ihr in tauſend nothwendigen Verbindungen ſtehen, und dennoch ſie nicht lieben? Die Stelle hat Aehnlichkeit mit einer an=

dern, 1 Cor. 7, 30. „Die da weinen, ſollen ſeyn, als weineten ſie nicht, die ſich freuen, als freueten ſie ſich nicht, die da kaufen, als beſäßen ſie es nicht, die dieſe Welt brauchen, als brauchten ſie dieſelbe nicht, denn das Weſen dieſer Welt vergehet.“ — Viel gefodert, und auch räthſelhaft; aber darum nicht minder wahr und ſchön!

Die Kinder Gottes entgehen nicht dem Aergerniß. „Warum leben die Gottloſen, werden alt, nehmen zu an Gütern, die doch ſagen zu Gott: hebe dich weg von mir, wir wollen von deinen Wegen Nichts wiſſen? Was ſind wir gebeſſert, daß wir ihn anrufen? (Hiob 21, 7.) Es verdroß mich, als ich ſahe, daß es den Gottloſen ſo wohl gehet. Siehe, dachte ich, ſie ſind glücklicher in der Welt und werden reich. Solls denn umſonſt ſeyn, daß mein Herz unſträflich lebet, und ich meine Hände in Unſchuld waſche? Ich bin geplaget täglich und mein Leiden iſt alle Morgen da?“ (Pſ. 73, 3. 12. 13.)

Die Kinder Gottes entgehen nicht der Traurigkeit. „Wahrlich ich ſage euch,

die Welt wird ſich freuen; ihr aber werdet traurig ſeyn!“ (Joh. 16, 20.) Den Jüngern war die Trennung von Jeſu ſchmerzlich, und dennoch ſagt er, ſie ſey gut. Der Geiſt wird kommen, die Welt ſtrafen, das heißt, ſie überführen von Sünde, Gerechtigkeit, Gericht. Geht Jeſus zum Vater, ſo leuchtet Gerechtigkeit, und das Reich des Fürſten dieſer Welt hat ein Ende. Reitzen euch in der Welt Augenluſt, Fleiſchesluſt, Macht und Ehre; — lieben Kindlein, iſts auch von Gott? Da ſtehet nun einmal Chriſti Wahrheit und ſtrafet den Stolz, die Wildheit, den trägen ſinnlichen Geiſt! Ihr ſollet tragen, und eure Traurigkeit ſoll in Freude verkehret werden.

Auf die Liebe der Menſchen ſchließet man aus ihren Bemühungen für unſer Glück. Wie kann der Chriſt wiſſen, daß Gott ihn liebt, wenn Gott ſein Leiden nicht endigt?

Der Chriſt weiß, daß ſeine Gedanken mit den Abſichten Gottes übereinſtimmen, wenn er an ſeinen Sohn glaubt und ein gutes Gewiſſen zu bewahren ſucht. Leidet er ungerecht, es iſt Beweis ſeines Gehorſams. Der Vater hat euch

lieb, ſagt Chriſtus, und verſagen doch gute Väter auf Erden ihren Kindern Manches aus Liebe, bleibet doch die Fähigkeit und Freudigkeit zum Gebet! Bittet, ſo werdet ihr nehmen; eure Seele wird über die Verwirrung des Lebens erhaben ſeyn.

Verpflichtung zum Glauben an Chriſti Wort iſt nicht der willkührliche Gedanke eines Menſchen, ſondern gründet ſich auf die unveränderliche Natur Gottes und der Menſchheit. Jede Belehrung von einigem Werth iſt eine Wirkung der göttlichen Vorſehung, welche Gaben und Kräfte dem menſchlichen Geiſt ertheilte, ſie ausbildete, ſie zur Erkenntniß nützlicher Wahrheit leitete. Aber nie war dieſe Vorſehung ſo ſichtbar, als bey den Jüngern des Herrn, durch ihr eigenthümliches Gewahrwerden der höchſten Wahrheiten, durch Zeichen und Wunder, durch die Erhaltung des Lehramts unter tauſend Anfechtungen. Nie war dieſe Vorſehung ſo ſichtbar, als bey Jeſu Chriſto, dem Muſter aller Tugend, dem auf Gott Vertrauenden, dem Menſchenliebenden, dem bis zum Tode am Kreuz

Gehorſamen, dem Erſtling der Auferſtehung und ewigen Herrlichkeit. Chriſti Wort hat Gottes Urtheil für ſich, das die Vernunft nicht wirken kann.

„Herr, es wartet Alles auf dich, daß du ihnen Speiſe gebeſt zu ſeiner Zeit. Wenn du ihnen giebſt, ſo ſammeln ſie; wenn du deine Hand aufthuſt, ſo werden ſie mit Gut geſättigt. Verbirgeſt du dein Antlitz, ſo erſchrecken ſie, du nimmſt weg ihren Odem, ſo vergehen ſie, und werden wieder zu Staub; du läſſeſt aus deinen Odem, ſo werden ſie geſchaffen, und erneuerſt die Geſtalt der Erde.“ Pſ. 104, 27.

Liebliches Pfingſtfeſt, das Feſt des grünenden Frühlings, du biſt keine Zerſtörung der Winterwelt, ſondern ſanftes Wecken, Treiben, Reitzen der Naturkräfte! Zugleich ein ſchönes Bild der Welterneuerung durch den Geiſt Jeſu Chriſti, welchen er ausgegoſſen hat über alle, die an ihn glauben. Stimme der Liebe, die uns zur Liebe rufet!

Liebe Gottes erzeugt Liebe zu den Menſchen. Das Heidenthum erkannte wohl die Pflicht,

Eltern und Wohlthäter zu lieben, aber wo ſprach man von der Liebe Gottes? Moſes gab das große Grundgeſetz: du ſollſt Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele. Das Chriſtenthum führet eben dahin durch ſanftes Wort und Beweiſe der göttlichen Verheißung. Nichts iſt freyer, als dieſe Liebe.

Der Glaube iſt Mittel, die Liebe iſt Zweck. Denen, die dazu erneuert werden, folgt Segen, in ihrer Seele iſt Friede, ſie kommen in kein Gericht, ſondern zum Vater, und bleiben bey ihm.

Gerne vertheidigen ſich die Menſchen gegen Vorwürfe, die ihrem Betragen gemacht werden, ſowohl auf den großen Schauplätzen des Lebens, als in kleinen häuslichen Geſchäften, und oft ſelbſt dann, wenn das Fehlerhafte und Unrechtmäßige augenſcheinlich iſt. Manchmal wäre ſchwer zu entſcheiden, ob ihnen mehr daran liegt, richtig zu urtheilen und recht zu handeln, oder die Kunſt der Vertheidigung und Beſchönigung des Falſchen und Schlechten zu lernen und zu

üben. Geſtändniß und Misbilligung eines Fehlers iſt deſſen eigentliche wahre Entſchuldigung. Sie gilt allein vor Gott; vergebens wälzt Saul die Schuld ſeines Ungehorſams auf das Volk, 1 Sam. 15, 21. vergebens Adam auf das Weib, 1 Moſ. 3, 12. Die zum großen Abendmahl (Luc. 14.) Geladenen entſchuldigen ſich mit Geſchäften, und — ſie werden nicht weiter gerufen.

Unſre Ruhe in der Welt iſt von dem Urtheil, welches wir über uns ſelbſt fällen, von der Vorſtellung unſrer Fähigkeit zu Geſchäften, unſrer Verſtändigkeit und Grundſätze, unſers ganzen ſittlichen und bürgerlichen Werthes ſehr abhängig. Aber auch dem Narren gefällt ſeine Weiſe, und gewähret ihm Zufriedenheit für den Augenblick. Es iſt das Geſchäft der Religion, hierüber die Fackel der Wahrheit zu ſchwingen, Täuſchungen zu zerſtören, wie Jeſus den Stolz des jüdiſchen Volks demüthigt.

Ehe der Menſch ſich ſelbſt kennen lernt und die Natur, iſt er geneigt, die äußeren Dinge nach ihren Beziehungen auf ſich zu würdigen.

Vor ſeiner Seele ſchwebt das Bild einer hohen unwandelbaren Seligkeit, welches mit dem Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt durch die Vernunft wie hervorgezaubert, Wünſche und Hofnungen weckt; er ſucht dann das herrliche Kleinod zu erreichen und wähnet es in dem Beſitz und der Aneignung der umgebenden Dinge zu finden. So überträgt er den Werth der ihm vorſchwebenden Herrlichkeit auf die ſichtbaren Gegenſtände, denkt durch ihr Häufen und Zuſammenſetzen alles Sehnen und Streben ſeines Herzens zu befriedigen. Hier die Quelle ſeines Irrthums. Wie ſchön und reich an Freude dieſe irdiſche Welt auch iſt; was die Vernunft uns vorhielt, liegt hoch darüber hinaus, und wird auf wandelbarem Boden für den Menſchen der ſterblichen Hülle nicht gefunden. In den Gütern der Erde ſuche niemand ſein großes Heil, ſie können geraubet und von Motten zerſtöret werden; die Welt vergehe mit aller ihrer Pracht; wir ſollen nach dem Reiche Gottes ſtreben.

Wenn Jemands Wege dem Herrn gefallen, ſo machet er auch ſeine Feinde mit ihm zufrieden.

Sprichw. 16, 7. — Warum geſchieht dieſes ſo wenig in der Welt? Ihr ſprecht: wir haben nicht beleidiget, ſondern ſind beleidiget, wir wollen uns verſöhnen, aber man bietet nicht die Hand, unſre freundliche Annäherung wird mit Bitterkeit erwiedert. — Es ſey; doch iſt Friede mit Feinden ein großes Glück des Lebens, mindert Verdruß und Gefahr, iſt beſſer als die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Phariſäer, iſt eine Verheißung und Gabe Gottes.

Wie für das ſinnlich Schöne und Angenehme der Menſch nach Maaßgabe ſeiner Sinne eine gewiſſe Empfindlichkeit beſitzt, ſo hat er ſie auch für das Wahre und ſittlich Schöne. Erziehung kann beyde ausbilden oder erſticken. Wenn die junge Seele von der Aufmerkſamkeit auf wahre Schönheit zu Nebendingen, von der eigentlichen Würde und Hoheit des Menſchen zur Schätzung äußern Standes und Ranges, von der göttlichen Hoheit der Religion zu Schein und Kleinlichkeit gelenkt, und durch Beyſpiele des Eigennutzes, Zorns, der Rachgierde, Schadenfreude, irre geführt wird, ſo verſchwindet

zuletzt dieſe natürliche ſittliche Empfindung immer mehr. Halte dann das Bild der Wahrheit und Tugend vor — die Menſchen bleiben kalt, ſie haben nicht einerley Empfindung mit dir, du redeſt eine fremde Sprache — mit hörenden Ohren hören ſie nicht.

Rühret die Schönheit der Wahrheit und Tugend nicht für ſich den Menſchen — dann auch nicht das ſinnliche mannichfaltige Uebel, was auf Sünde und Thorheit folgt; nicht Armuth, Verachtung, Empörung, Plage der Feindſchaft und des Geizes. Ohne den Glauben an eine gerechte, weiſe, heilige Vorſehung wird der Menſch die feſte Verbindung zwiſchen Glück und Weisheit nicht finden, er ſchmeichelt ſich mit ſeiner Klugheit und zufälligen Erfahrungen des Gegentheils. Darum ſind die Winke und Warnungen der Vernunft und Religion bey Vielen ſo fruchtlos.

Wer erhöhet ſich ſelbſt? — Der da ſchwere und unerträgliche Bürden bindet, ſie den Menſchen auf den Hals leget, aber keinen Finger rührt ſie zu heben; der Werke thut, daß ſie von

den Leuten geſehen werden, Denkzettel breit machet und die Säume an den Kleidern groß. Matth. 23, 4. 5. — Ein Phariſäer war von der einen Seite ein bürgerlich guter Mann, von der andern ein tief geſunkener Menſch. Vergißt man dieſes, ſo könnte der Spruch, „wer ſich ſelbſt erniedrigt, der wird erhöhet werdet,“ Misverſtand veranlaſſen, als ob bloß die Demüthigung des Zöllners vor Gott, ſein ängſtliches furchtſames Betragen — wie bey Menſchen, welche oft mehr auf äußere Ergebenheit als auf wahres Verdienſt ſehen — Gottes Gnade gewinne.

Ohne Vernunft wäre der Menſch Nichts als Thier; ohne Sinne weniger als Thier, nämlich für dieſe Welt.

Es iſt mit der Nachahmung ſittlich edler und ſchöner Handlungen nicht Anders wie mit der Nachahmung ſonſtiger Dinge. Wir geben angehenden Künſtlern und Jünglingen die Werke großer Meiſter in die Hände, nicht immer, um Einzelnes derſelben nachzumachen, ſondern um ihren Geiſt zu der Vorſtellung des Großen und

Schönen, zum feinen Sinn, zur Empfänglichkeit für das Wahre und Würdige zu bilden. Jede andre Nachahmung macht ängſtlich, verlegen, ungleich; verwechſelt das Zufällige mit dem Weſentlichen, ſetzt das Gute an die unrechte Stelle, verabſäumt das Ganze. Dies iſt die Bedeutung der Worte: Gehe hin und thue desgleichen.

Die gewaltſamſten Erſchütterungen, welche die Kirche Chriſti zu irgend einer Zeit erfahren hat, ſind faſt immer nur durch diejenige Seite des Chriſtenthums verurſacht worden, welche es in den Augen der Vernunft ewig ehrwürdig macht. Das Evangelium predigt eine Religion der Freyheit, es will frey und ohne Zwang angenommen werden, es verſchmäht jedes Mittel ſeiner Ausbreitung und Erhaltung, welches nicht auf innere, des vernünftigen freyen Menſchen würdige Ueberzeugung hinwirkt. Freyheit, wahre hohe Freyheit des Geiſtes iſt das Ziel.

Sollte man denken, daß grade dieſe edle Eigenſchaft des Chriſtenthums ein Hinderniß ſeiner Ausbreitung und eine Quelle der traurigſten Ver-

wirrungen werden konnte? Dennoch iſt ſeine ganze Geſchichte und die Erfahrung aller Zeiten ein Beweis davon.

Eine doppelte Gattung von Menſchen hat ſich beſonders geſchäftig gezeigt, den ſegenvollen Einfluß der heilſamen Lehre auf Menſchenglück zu verhindern. Erſtlich diejenigen, welche, durch Furcht, Vorurtheile oder niedrige Leidenſchaften geblendet, das knechtiſche Joch abzuſchütteln und dem großen Führer zur Freyheit der Kinder Gottes nachzufolgen, weder Muth noch Redlichkeit genug hatten. Dahin gehörten ſo Viele der Jüdiſchen Nation, nicht abzubringen von den alten Satzungen ihrer Väter, denen Chriſtus und ſeine Apoſtel bemüht waren, über das Weſen der Anbetung Gottes die Augen zu öfnen. Dahin gehörten ſo Viele unter den Heiden, welche an Tempeln, Götzenbildern, Opfern, öffentlichen und geheimen Feyerlichkeiten ein Wohlgefallen fanden. Die zweyte Gattung bilden diejenigen, welche, durch Liebe zur Freyheit geweckt, die alte Knechtſchaft verließen, aber den wahren Sinn und die hohe Freyheit des Evangeliums miskannten, und der alten Knechtſchaft wiederum huldigten.

Beyde Gattungen von Menſchen ſind immer in der Welt geblieben, und es iſt ſchwer zu ſagen, welche von beyden der Wahrheit am Nachtheiligſten geweſen.

Vieles wird in den Briefen der Apoſtel gegen dieſe Abweichungen vom Chriſtenthum geäußert. Der ganze Brief an die Galater iſt in dieſer Abſicht geſchrieben. „Ihr, lieben Brüder, ſeyd zur Freyheit berufen. Allein ſehet zu, daß ihr durch die Freyheit dem Fleiſche nicht Raum gebet, ſondern durch die Liebe diene Einer dem Andern.“ Gal. 5, 13. — Dieſe Worte enthalten feſte Behauptung, Warnung und Lehre.

So lange das Volk Iſrael in der Knechtſchaft lebte, war ſein ſittlicher Zuſtand dem äußeren Elende ähnlich, roh und ungebildet, ohne Erkenntniß, ohne Muth, ohne Kraft, in manchem Aberglauben, in mancher Unreinigkeit. Mit der Freyheit und den übrigen großen Vorzügen, die es unter der Regierung Gottes in ſeinem neuen Zuſtaude zu genießen anfieng, mußte es billiger weiſe auch ſeine Verbindlichkeit fühlen, ſich zu veredeln, den Sinn der Sclaverey abzu-

legen, das Heidniſche zu verlaſſen. Davon macht Paulus 1. Cor. 5, 7. 8. eine Anwendung auf die Chriſten. Durch den Tod Chriſti iſt die verheißene Erlöſung des Menſchengeſchlechts eingetreten, wir ſind frey von der Sünde und der Furcht des Todes, von dem Dienſt äußerer Menſchenſatzung. Dieſe geoffenbarte Liebe Gottes und die Herrlichkeit unſers Berufs ſoll Dankbarkeit, reine Geſinnungen der Ehrfurcht erwecken, die Lüſte der Welt ſchwächen, die Chriſten von den Heiden durch Unſchuld ihrer Sitten eben ſo ſehr unterſcheiden, als ſie über dieſelben durch größeres Licht der Wahrheit, höheren Troſt und ſchönere Hofnungen erhaben ſind. Laſſet uns Oſtern halten, nicht im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, ſondern im Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit.

Das menſchliche Leben iſt ein Schlaf! Pſ. 90, 5. — Ehe wir inne werden, daß wir ſchlafen, vergeht die Nacht wie eine Stunde, in Geſchäften, im Nachdenken, im geſelligen Umgange vergeht unſer Leben wie eine Nacht, in Freuden oder Sorgen ſchleichen die Jahre

unbemerkt dahin. Dunkle Bilder verwirrter und wenig zuſammenhängender Vorſtellungen, gleich Träumen, ſind die Leiden und Freuden eines vergangnen Jahres.

Doch iſt das menſchliche Leben kein bloßer Schlaf. Gewiſſe Handlungen haben bleibenden Einfluß auf einen künftigen Zuſtand, ſind Denkmäler der Weisheit oder Thorheit Dem fleißigen Landmann entſchwindet die Zeit ſo ſchnell, und ſchneller, als dem Müßiggänger, aber nur jenem zeiget die blühende Saat die Wirkſamkeit eines vergangenen Lebens.

Stufen leiten fort zu immer höherem Bewußtſeyn, immer ſtärkerer Empfindung, bis zu einer zweyten Welt.

Der Menſch iſt ein freyes Geſchöpf, das heißt: Er hat das Vermögen bey ſeinen Handlungen und in Anwendung ſeiner Kräfte ſich ſelbſt zu entſchließen und zu lenken. Glückſeligkeittrieb, verbunden mit mannichfaltigen Empfindungen von dem was gut und böſe iſt, nebſt der überlegenden Vernunft ſind ſeine Führer. Ihm iſt es Pflicht, dieſe Freyheit zu behaupten und

nach ſeinem innern Triebe, daß heißt, nach ſeiner Ueberzeugung vom Guten, zu handeln. Die Weisheit bittet nur um ruhige Ueberlegung und Gebrauch der Vernunft, damit der eigene Entſchluß nicht gefährlich werde durch unrichtige Eindrücke der erſten Empfindung.

Inzwiſchen giebt es Fälle genug, wo der freye vernünftige Menſch eine Verbindlichkeit hat, nicht ſeinem eigenen Urtheile und ſeiner eigenen Wahl, ſondern dem Urtheile eines Andern zu folgen. Unterthanen ſollen den Regenten gehorchen, Knechte ihren Herren, (1 Petr. 2, 18.) Kinder ihren Eltern. Fodern die Befehlenden, wozu der Menſch auch durch eigene Vernunft ſich verpflichtet fühlt, ſo entſteht eine doppelte Verbindlichkeit, eine innere und äußere, wie bey weiſen Geſetzen.

Der Geſorſam gegen Gott hat dieſe doppelte Verbindlichkeit, weil Gottes Gebote immer weiſe und gut ſind, geſetzt auch, der Menſch kennete nicht die Abſicht und den Zweck des Gebotenen, ſondern wüßte bloß, das Gebot komme von Gott. Dies nennen die Apoſtel den Gehorſam des Glaubens, und daß ſie ihre Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorſam Chriſti.

Kann nun die menſchliche Geſellſchaft ohne Ordnung und Folgſamkeit nicht beſtehen, und iſt die Kunſt zu gehorchen die beſte Vorbereitung für die größere und ſchwerere zu befehlen, wie viel weniger beſteht ohne Gehorſam das Reich Gottes, wie viel weniger die Ausbildung des menſchlichen Verſtandes zur wahren Weisheit! Der Gehorſam gegen Gott iſt eigentlichſte Frucht der Liebe und des Vertrauens; darum ſpricht Samuel zu Saul: Siehe, Gehorſam iſt beſſer denn Opfer. 1 Sam. 15, 22.

Zur Furcht ſind die Menſchen ſo geneigt, daß ſie ſich dieſelbe auch ohne Urſache durch Ahndungen und ängſtliche Erwartungen ſchaffen. Erfahrung, Uebung in Gefahr und Verlegenheit vermögen dawider ſehr viel, aber es ſcheint ganz beſonders zum Zwecke des Sohnes Gottes zu gehören, uns von aller Art der Furcht zu befreyen.

Iſt die Rede von boshaften gefährlichen Menſchen? Ihr ſollt euch nicht fürchten vor Menſchen. Iſt die Rede von Bedürfniſſen des Lebens? Fürchte dich nicht du kleine Heerde, denn

es iſt des Vaters Wille, daß ihr das Reich ererbet. Luc. 12, 32. Iſt die Rede vom Tode? Chriſtus hat darum Fleiſch und Blut angenommen, daß er uns von den Schrecken des Todes befreyte. Iſt die Rede von Sünde? Fürchte dich nicht, dir ſind deine Sünden vergeben. — Wir ſollen Gott dienen ohne Furcht unſer Lebenlang.

Wenige Menſchen leben ohne Religionzweifel. Einige betrachten ſie als ſündliche Gedanken, ſuchen ſich von ihnen loszureißen, und gerathen, wenn ſie das nicht können, in Betrübniß. Andre betrachten ſie als Wirkungen der Vernunft, welche Wahrheit ſucht, und weil ſie Verbindlichkeit fühlen, der Vernunſt zu folgen, ſo nähren ſie den Zweifel, wollen ihn aufgelöſet wiſſen, durch ihn den Irrthum zerſtreuen, und verſagen, wenn dies mislingt, dieſen oder jenen Lehren des Chriſtenthums ihren Beyfall.

Beyde Vorſtellungen haben Wahres und Falſches. Bedenkt doch: faſt über alle Dinge iſt unſre Erkenntniß beſchränkt, über die Urſachen und Heilmittel körperlicher Krankheiten, über Erziehung der Menſchen und ihr Glück,

über Verbeſſerung der Staaten, ſelbſt über Sinn und Gemüth des vertrauten Freundes. Wie viel mehr in Dingen der Religion?

Was die Bibel vom Fall des Menſchen und der Verdorbenheit unſrer Natur, von der Erneuerung und Herſtellung durch den Glauben, von Jeſu Chriſto und ſeiner Menſchwerdung ſagt, ja der ganze natürliche Begrif einer Vorſehung wird nur dunkel gefaßt. Ein Aengſtlicher kommt bey Allem in Verlegenheit, übertreibt ſeine Zweifel, ſtört die Ruhe des Herzens. Selige Ueberzeugung der Apoſtel! Welche Ruhe, welche Hofnung!

Allen Zweifeln zu begegnen, iſt unmöglich. Suche dich mit denjenigen Lehren der Religion, welche deinem Herzen und Verſtande nahe liegen, vertraut zu machen, ſie nach ihrem Inhalt, nach Gründen und Folgen zu erwägen. Vergiß nicht, alles unſer Wiſſen ſey nur Stückwerk. 1 Cor. 13, 9.

Sonderbar ſind manche Foderungen an Lehrer der Religion, ſie ſollen Alles entwickeln und zum Ganzen fügen. Das konnten die Apoſtel

nicht, das können wir nicht. Nur Unvorſichtigkeit und Eitelkeit wollen Jegliches verbinden und beweiſen, ein Menſchengebäude aus Bruchſtücken göttlicher Wahrheit aufführen. Es iſt nicht Weisheit, Einwendungen und Bedenklichkeiten zu häufen. Das Leben iſt ſehr dunkel. Die hin und wieder leuchtenden Stralen des Lichts zu nützen, das iſt Weisheit.

Aufmerkſamkeit verdient, wie oft die Apoſtel wiederholen, Jeſus ſey ein wahrhaftiger Menſch geweſen, und man darf nur die Geſchichte eines einzigen Evangeliſten leſen, um ſich davon zu überzeugen. Es muß wohl Etwas an Jeſu ſich gefunden haben, wodurch ſeine Bekenner, die ihn ſahen, oder von ſeinen Reden und Thaten nur gehört hatten, auf die Vermuthung kamen, es ſey in Jeſu ein viel Höheres und Herrlicheres, als was man ſich ſonſt bey dem Namen eines Menſchen denkt. Aber grade in denjenigen Stellen, wo die Apoſtel von ſeiner Menſchheit reden, ſprechen ſie zugleich von ſeiner unbegreiflichen Größe. Blei-

ben wir bey dieſer Lehre mit einfältigem Sinn, ohne Grübeley.

Paulus warnt ſeinen Timotheus oft vor unnützen Spitzfindigkeiten im Religionvortrage. 1 Tim. 6, 3. 4. Denn der menſchliche Geiſt bleibet nicht lange auf derſelben Bahn, er geräth vom guten Lande unter die Dornen, und ſucht ſich herauszuarbeiten. Alle Verheißungen Gottes ſind in Chriſto Ja und Amen. Die rechten Kinder Abrahams ſinds nicht nach dem Fleiſch, ſondern durch die Aehnlichkeit des Glaubens und Gehorſams. So auch bey Chriſto. Wer Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein.

Furcht iſt nicht in der Liebe. Freude äußern Zacharias, Simeon, Hanna, über die nahe Erſcheinung des Erlöſers; auch die Engel verkündigen Freude, — aber Herodes erſchrickt. Und warum? Hatte er doch bey aller äußern Achtung für das Judenthum keine innere Achtung für daſſelbe, machte er ſich doch nichts aus den Weiſſagungen, war er doch alt, und der neu-

geborne König ein Kind, ſorgte er doch ſonſt nicht für ſeine Nachkommen!

Herodes iſt ein Bild von Menſchen, welche ſich um Religion nicht viel bekümmern und dann früher oder ſpäter durch ſie in große Unruhe verſetzt werden.

Alle Gabe Gottes iſt gut. Seyd fröhlich mit den Fröhlichen. Die Weisheit führet den Menſchen bald zu Einſamkeit und Ernſt, bald zu Geſellſchaft und Freude, und eben dadurch zu ſeiner Beſtimmung.

Das Gleichniß vom Weinberge Matth. 20. und die gleiche Austheilung des Lohns an die frühen und ſpäten Arbeiter befremdet. Des Hausvaters Betragen ſtreitet zwar nicht mit Gerechtigkeit, allein es ſcheint doch in ſeiner Wohlthat etwas Unbilliges, minder Weiſes zu liegen.

Alles Gute, was der Menſch thut, hat ſeinen Werth und Lohn, der Menſch ſoll empfangen nach ſeinen Werken, wer viel ſäet, wird viel

ärndten, Gott iſt nicht ungerecht, daß er vergeſſe eures Werks und eurer Arbeit in der Liebe. Dennoch werden am Tage der Vergeltung Manche, die Viel gearbeitet haben, den weniger Arbeitenden nicht vorgehen.

Dieſer Gedanke ſchwächt das ſtolze Tugendſyſtem, welches Vielen wohlgefällt, als ob der Menſch durch ſeine Werke und Verdienſte Alles werde; dieſer Gedanke widerſpricht dem übereilten Urtheile, welches man oft über ſpäte Buße fället. Kann ein Aufſchub der Buße nicht genug beſtritten werden, ſo dürfen wir doch keine Unmöglichkeit der Begnadigung behaupten.

Ihr wahren Freunde der Tugend, die ihr für die Welt ſo viel Gutes wirkt, als ihr könnet, — bleibet in dieſen Geſinnungen! Gott iſt gerecht und treu, aber unſer Verdienſt iſt klein, wir ſind Gott wohlgefälliger durch demüthiges Vertrauen und demüthigen Glauben, als mit allem Tugendprunk.

O Weib, dein Glaube iſt groß, dir geſchehe wie du willſt. Matth. 15. 28, — Das ſagt Jeſus zu einem Cananäiſchen Weibe

welche, im Heidenthum geboren, bey ſchwachem Licht, das etwa vom Judenthum ihr geworden, ohne Bildung und Anleitung zu höheren Stufen menſchlicher Würde — ihm nachrief. Iſt denn die hohe Vollkommenheit, der Glaube, dieſer Inbegrif alles Großen und Edlen nach der Schrift, ſo leicht zu erreichen, daß man ihn in der niedrigſten Hütte ohne alle Bildung Geſtalt gewinnen ſieht, und der Nachdenkende, Prüfende, Strebende nicht früher, als der Schwache Dürftige, Unwiſſende, ins Reich Gottes dringet? Wenn wir jede Kraft an den Wirkungen erkennen, den Menſchen an ſeinen Früchten, ſelbſt den Glauben an ſeinen Werken; — was liegt Großes in dem Betragen des Weibes, an welchen Zügen erkennt man die Stärke ihres Geiſtes? Daß ſie ihr Kind liebt und Hülfe ſucht, iſt natürlich, daß ſie Chriſto vertraut, iſt gut, aber, wie es ſcheint, Nichts mehr, nicht ausgezeichnet, nicht hervorragend.

Gewiß, die ganze Schrift nennt häufig diejenigen als Muſter des Glaubens, an denen wir keine beſondern Anlagen, Vorzüge, Unterweiſungen, wahrnehmen. Das ſchmeichelt eben nicht dem menſchlichen Stolze, weil der Nie-

drige werden kann, was der Mächtige zu werden wünſchen muß, weil ein durch Forſchen und Denken geprüfter Geiſt von einem Weibe oder Fiſcher lernen ſoll, was hohe Vollkommenheit iſt.

Ich ſehe darin hohe Weisheit Gottes. Zur Macht gelangen nur Wenige durch Geburt, zur Menſchlichen Weisheit nur Wenige durch Glück und Umſtände, zum Reiche Gottes kann Alles kommen. Der König verlaſſe den Thron, der Weiſe ſeine Weisheit, um dieſe Thüre zu finden, — mit ihnen geht der Arme und Unwiſſende hinein.

Aber iſts denn umſonſt, daß wir ſuchen und forſchen, lernen und denken? —

Keineswegs; alle Erkenntniß iſt gut, aber nicht jedes Forſchen und Denken iſt weiſe. Wir ſuchen oft in der Ferne, was ſehr nahe liegt; die mühſamſte koſtſpieligſte Erziehung iſt nicht immer die beſte zum Glück des Lebens. Was unſer Glück in Zeit und Ewigkeit gründen ſoll, könnten wir leicht und ſchnell finden, aber wir überſehen es. Die höchſte Weisheit, die höchſte Tugend, ſind einfach.

Und dann — der Glaube des Cananäiſchen Weibes hat zwar nichts ſcheinbar Großes —

was könnte er dennoch unter andern Umſtänden werden? Vielleicht eine Welt in Bewegung ſetzen! Das kleinſte Feuer iſt immer Feuer; traget Brennſtoff hinzu, und es lodert mit gewaltiger Flamme empor.

So oft ich die hundertmal geleſene evangeliſche Geſchichte von der Auferſtehung Jeſu Chriſti wieder leſe, entſteht in mir eine gewiſſe frohe Empfindung von Allgewalt und Güte Gottes in der Verherrlichung ſeiner Freunde, und eine lebhafte Ahndung und Hofnung von Auferſtehung. Als Knabe, Jüngling und Mann hatte ich und habe ich dieſelbe Empfindung und ergreife ſie gerne. Sie iſt mir wie eine Erwartung des wiederkehrenden Frühlings, wie ein Blick auf die erneuerte ſchöne Geſtalt des Feldes und Waldes.

Chriſtus iſt auferſtanden. — Sieh die Thatſache, ſieh die Unmöglichkeit, daß Chriſtus im Tode bleiben konnte. Zwar haben die Weltweiſen Viel Sinnreiches über Mögliches und Unmögliches geſagt, auch die Grundſätze angegeben, wornach wir es prüfen können, —

nur wiſſen wir meiſtentheils nicht, wann und wie dieſe Grundſätze anzuwenden ſind, weil wir die Natur der Dinge zu wenig kennen.

Im bibliſchen Verſtande iſt Alles möglich, was Gott will. Auf ſolchen Rathſchluß Gottes bauen die Apoſtel die Unmöglichkeit des bleibenden Todes Jeſu. Jeſus ſollte ſeyn das Haupt der Gemeine, der Erſtgeborne von den Todten, Col. 1, 18. Gott wollte kund thun, welches da ſey der herrliche Reichthum ſeines Geheimniſſes unter den Heiden, welcher iſt Chriſtus in euch, der da iſt die Hofnung der Herrlichkeit. Col. 1, 27. Der ganze Zweck Gottes in der Sendung ſeines Sohnes gienge verloren ohne Auferſtehung; ſie iſt zugleich geſchehen, daher war ſie nothwendig. 1 Cor. 15.

Die Weiber kamen zum Grabe; der Engel ſagt: er iſt nicht hie. Auch wir finden unſer Grab, aber werden nicht ewig drinnen ſeyn.

Brannte nicht unſer Herz in uns, da er redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öfnete? — So ſprachen die Jünger in Emaus. Was ſagen wir, wenn wir über die Lehre von der Auferſtehung recht nachdenken?

Sey nicht ungläubig, ſondern gläubig — ſagt Jeſus zu Thomas. Käme dieſer Ausſpruch aus irgend einem andern Munde, es ließe ſich Manches dagegen einwenden. Jetzt finden wir darin einen Leitfaden unſrer Gedanken.

Ich fürchte keine Schwierigkeiten bey klaren Ausſprüchen Chriſti. Erfahrung hat mich gelehret, wie oft dieſe Schwierigkeiten von ſelbſt ſich ſchnell verlieren. Ich will dergleichen anführen, es betrifft die damalige Zeit.

Die Juden waren ſehr abergläubig, zu Wundern hingeneigt, voll ausſchweifender Vorſtellungen von Engeln und Teufeln, von dem Werth ihrer Opfer, ihres Tempels, zu geſchweigen ihrer Zaubereyen und Wahrſager, woran Viele glaubten, wie im Heidenthum, und wodurch ſie leicht von Betrügern getäuſcht wurden, welches Gelegenheit zu ihrem Untergange gab.

Nun pflegt man Jeſu überall den ehrwürdigen Namen eines Lehrers der Welt beyzulegen, — er war es alſo noch mehr für ſein Volk. Nach unſern Begriffen müßten wir erwarten, daß er alle ſeine Freunde vor Aberglauben warnete, und jede Neigung, wunderbare Erzählungen nicht zu glauben, ſondern erſt ſelbſt zu prüfen,

gelobt hätte. Thomas zeigt ſich in dieſem Fall.

Aber Jeſus thut grade das Gegentheil. Wir lernen daraus: zu allen Zeiten giebt es gewiſſe herrſchende Vorurtheile unter den Völkern, Verirrungen des Verſtandes und Herzens. Der Geſchmack darin wechſelt, allein ſie haben faſt immer nachtheiligen Einfluß auf menſchliche Glückſeligkeit. Menſchen von mehr Einſicht bemerken dies, und pflegen ſich dagegen größtentheils mit ſolcher Heftigkeit aufzulehnen, daß ſie eine ganz entgegengeſetzte Denkart befördern. Ruhiger überlegend, müßte man eingeſtehen: ſobald ſich die Menſchen verirren, ſind ſie meiſtentheils von einem richtigen Grundſatz ausgegangen, haben ihn aber nach und nach falſch verſtanden, und unrecht ausgebildet, wie z. B. im Ceremoniengeiſt, in der äußerlichen Andacht und Ehrfurcht vor Gott, in Reinheit der Lehre. Statt heftiger Auflehnung dagegen laſſe man ihnen lieber den Grundſatz, und verbeßre ihn, wo man es vermag, das iſt weiſer.

Sind die Menſchen ungläubig, verirren ſich in ihren Vernunftſchlüſſen, und ſetzen ſie dem Ausſpruch Gottes entgegen; ſo erhebe das Evan-

gelium ſein Licht, aber kämpfe nicht gegen Vernunft.

Zwiſchen beyden giebt es eine Verbindung, ſonſt wäre das menſchliche Geſchlecht in der traurigſten Lage. Ich werde deshalb immer ſprechen: ſey vernünftig; aber zugleich: laß keine Neigung zum Unglauben in deiner Seele wurzeln und Ueberhand nehmen; ſey nicht ungläubig, ſondern gläubig. Gott iſt wahrhaftig; menſchliche Leidenſchaft, menſchlicher Ehrgeitz oder Eigenſinn ſind ein Spiel des Betrugs.

Ob wir in einem künftigen Zuſtande unſre Freunde wiederſehen? pflegen Chriſten zu fragen. Die Schrift ſchweigt hierüber, Chriſtus ſagt ſeinen Jüngern: ihr werdet mich wiederſehen, denn ich gehe zum Vater, — von andern Erdenverbindungen iſt nicht die Rede.

Inzwiſchen folgt doch aus dieſem Wiederſehen Chriſti: es iſt unmöglich, daß wir bey bleibendem Bewußtſeyn Erinnerungen der Freundſchaft ablegen ſollten, zumal da die Handlungen und Geſinnungen unſers Lebens dort vor Gericht kommen. Selbſt eine nähere ſichtbare Verbin-

dung mit Jeſu Chriſto muß uns Menſchen nahe bringen, die wir hienieden geliebet haben. Das Verlorengehen Mancher hüllt freylich die Sache wieder in Dunkelheit, allein ich denke, an Troſt wird es dort ſo wenig fehlen, als hier.

Die Unſrigen ſterben; aber wir hoffen Alles für ſie und uns durch Gottes Barmherzigkeit, hoffen mit ihnen am Orte der Freude zu ſeyn.

Unglaube und Leichtſinn haben ihre ſtärkſten Einwendungen gegen das Gebet faſt immer von der vorausgeſetzten Unmöglichkeit hergenommen, daß daraus ein Nutzen oder beſonderer Erfolg für das Leben hervorgehe, oder von der wirklich wahrzunehmenden Schwachheit mancher Betenden.

Hierauf iſt viel Vernünftiges zu antworten, und der Chriſt braucht ſich des Glaubens, das Gebet werde erhöret, nicht zu ſchämen.

Indeſſen iſt die eigentliche Erhörung des Gebets nicht einmal der weſentlichſte Umſtand, viel weniger der einzige, wodurch das Gebet ſeine Würde und Hoheit erhält, und ich möchte deshalb nicht grade von dieſer Seite zuerſt es em-

pfehlen. Lieber möchte ich einen vernünftigen Freund der Religion vorher auf die Quelle aufmerkſam machen, daß heißt auf Geſinnung und Denkart des Menſchen, woraus das Gebet entſpringt.

Dieſe Quelle iſt eine hohe lebendige Vorſtellung der Größe Gottes, ſeiner Weisheit, Güte, Macht, Allgegenwart, verbunden mit einem Gefühl unſrer Verbindung und freundlichen Gemeinſchaft mit dieſem Weſen. Schon menſchliche Freundſchaften entſtehen aus Achtung und Verbindung mit dem Geachteten, und giebt es auch Afterfreundſchaften, ſo läugnet darum niemand die wirklichen. Beten nun Viele aus Eigennutz, was beweißt dies gegen das wahre Gebet?

Wie ehrwürdig wird das Gebet nur allein in dieſer Hinſicht!

Laut genug ſind in der Welt die wichtigſten Wahrheiten verkündiget, aber man verkennt ſie; das Licht ſcheint in der Finſterniß, und die Finſterniß habens nicht begriffen. Joh. 1, 5.

Unter andern gilt dies von der Vergeltung

nach dem Tode, welche zu bezweifeln, die Menſchen einen Hang haben. Bey den älteſten Völkern gründete ſich die Vorſtellung vom Glück und Unglück des künftigen Lebens auf Sagen, fabelhafte Ueberlieferungen; man konnte Furcht und Hofnung nicht verläugnen, doch lagen Zweifel an dieſen Dingen nahe genug. Fand hernach die Vernunft einiger Menſchen Gründe für dieſe Lehre in der Natur des Menſchen und der Gottheit — gleich gab es Andre, welche ihnen Einwendungen und Zweifel der Vernunft entgegenſtellten. Selbſt wenn das Chriſtenthum ganz unverhüllt und entſchieden darüber ſpricht, ſuchte man das Anſehen deſſelben zu erſchüttern, und gleichſam wie das Licht ſtärker wird, wächſt auch das Bemühen ſeinen Glanz zu verdunkeln.

Dies darf uns nicht in Verwunderung ſetzen, denn ſehr viele Menſchen werden ja nicht weiſer und beſſer für die Gegenwart, ungeachtet der gründlichſten Vorſtellungen, welche man ihnen über die Folgen ihrer Geſinnungen und Handlungen macht. Sie glauben nicht, ſie überlegen nicht, und wähnen ſich immer gerechtfertigt. Ueber die Zukunft ſind ſie dann noch weniger beſorgt — vergebens warnt Loth ſeine Freunde

in Sodom, vergeblich reden die Propheten zu Königen und Volk.

Gegen dieſen Strom des Verderbens hat zu arbeiten, wer Vernunft und Religion liebt. Schweigt die Stimme der Verführung nicht, ſo ſchweige auch die Stimme der Wahrheit nicht.

Ein Sünder iſt ein Verirrter, er hat den Weg zur Glückſeligkeit, ſeine Freunde, ſeinen Gott verlaſſen. Thut er Buße, ſo wird er wiedergefunden für Gott, Engel, Menſchen. Aber die Behutſamkeit der Worte Luc. 15. iſt merkwürdig. Es heißt nicht: Gott freuet ſich des Wiedergefundenen; ſondern: die Engel freuen ſich. Von Gott heißt es Matth. 18, 14. Er will nicht, daß jemand verloren werde.

Die Aufklärung des menſchlichen Geſchlechts, wie überhaupt in Wiſſenſchaften, Künſten, Entdeckungen, Erfindungen, ſo auch in Anſehung der Religion, iſt ſtufenweiſe fortgegangen. Zwiſchen Mitternacht und Mittag giebt es viele Grade des Lichts, und nicht alle Menſchen auf

der Erde haben zu einerley Zeit Tag und Nacht, ſondern nach einander.

Warum dieſe Stufenfolge der göttlichen Vorſehung im Geſchenk des Lichts? — Die beſte Antwort iſt: Gott hat uns wiſſen laſſen das Geheimniß ſeines Willens nach ſeinem Wohlgefallen. Eph. 1, 9.

Beſondre Gemüthverfaſſungen und Geſinnungen ſind ſchwer zu beſchreiben, verlieren ſich leicht in Dunkelheit. Am deutlichſten wird eine Sittenlehre, wenn ſie durch Erinnerung an dasjenige, was wir ſelbſt empfunden haben, oder durch eine Vergleichung damit zur Vorſtellung gelangt.

Jeſus führt die Jünger auf Empfindungen der Kindheit zurück; ihr müſſet umkehren und werden, wie die Kinder.

Er fodert gewiß nicht das Unmögliche, obgleich jedes Alter des Menſchen ſein Eignes hat, welches in ein andres Alter nicht übergehet, und darin weder paſſend noch ſchicklich wäre. Da ich ein Kind war, handelte und dachte ich wie

ein Kind, da ich aber ein Mann ward, thät ich ab, was kindiſch war. 1 Cor. 13, 11.

Inzwiſchen hat das kindliche Alter bey aller Schwachheit und Unerfahrenheit etwas ungemein Edles und Zartes. Dies darf behauptet werden, ungeachtet der Annahme eines natürlichen Verderbens, und daß ſpäterhin manche gute Züge nicht mehr ſo kennbar ſind, ſondern verwiſcht werden durch voreilige Erziehungkünſte, durch Kenntniß der Welt, Begierden, Sorgen, ſchlechte Beyſpiele. Daher dann bey dem Kinde eine große Empfänglichkeit für gute Grundſätze und Empfindungen. Freylich auch für das Böſe, aber doch iſt es im erwachſenen Alter ſchon Anders, das Bewußtſeyn der Schuld, die Herrſchaft ſchlechter Triebe, ein für die Welt eingenommener Sinn, erſchweren den Eingang der Wahrheit; — um Kinder ſchweben noch Engel.

Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ſolcher iſt das Reich Gottes. Matth. 19, 14.

Güte des Herzens iſt ſehr verſchieden von Gerechtigkeit. Jene weinet, wenn dieſer Ge-

nüge geſchiehet. Sey nicht allzugerecht und nicht allzuweiſe, daß du dich nicht verderbeſt!

Die Menſchen wollen ſich meinen Geiſt nicht mehr ſtrafen laſſen. 1 Moſ. 6, 4. So ſteht im Moſes geſchrieben von einer Zeit vor der Sündfluth. Unverkennbar iſt dieſer Geiſt kein Geiſt der Rache und Vergeltung, ſondern des Zeugens, Lehrens, Warnens.

Noch heute iſt ein Geiſt des Herrn, der unter den Menſchen zeuget und warnet. Wir hören ihn in den Geſetzen der Völker, auf denen Bürgerthum und menſchliche Geſellſchaft ruht; es heißt in allen Landen: du ſollſt nicht tödten, nicht ſtehlen. Dieſe warnende Stimme hindert manches Böſe, ſchützt friedliche Menſchen, macht aber für ſich nicht tugendhaft, und lautet hart und drohend, gleichwie Moſis Tafeln von Stein waren.

Der Geiſt Gottes ſpricht auch, wo bürgerliche Geſetze unglücklicherweiſe nicht ſind oder verſtummen, in den Gefühlen der Menſchlichkeit; dies Geſetz in uns warnet, ſeine Stimme iſt oft ſanft und milde, oft auch furchtbar und drohend in den Vorwürfen des Gewiſſens.

Gott hat immer auf manche Weiſe zu den Menſchen geredet, aber am letzten durch den Sohn, in der Predigt vom Glauben und Kreuz. Macht auch der Glaube die Sünde ſchrecklicher, ſo entwickelt er zugleich die zarteſten Gefühle der Menſchlichkeit.

Ein wilder Sinn, Verdorbenheit des Herzens, kalter Uebermuth, reißen den armen Menſchen los von Geſetzen, von ſeinem Gewiſſen, von Gott. Ich richte mein Zeitalter nicht, aber die ſichtbar werdenden Züge deſſelben bilden ein trauriges Gemälde. Die Anmaßungen der jüngeren Welt, dieſer raſche Gang des Eigennutzes, dieſer Leichtſinn, dieſe Ablehnung freundlicher Warnungen, ſie führen zu der Frage: wollen ſie ſich den Geiſt des Herrn nicht mehr ſtrafen laſſen?

Dennoch bleibt der zeugende Geiſt ein Geiſt der Wahrheit. Was wird ohne ihn aus dem Menſchen ſelbſt, was aus der menſchlichen Geſellſchaft? Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, halten Alles zuſammen; wo ſie fehlen, herrſcht Mistrauen, Unwille, Traurigkeit; und ſelbſt die äußeren Bande der Geſetze werden endlich gelöſt.

Die Vorſehung, welche den Menſchen im erſten Leben hülflos und ſchwach, ohne Kraft und Erkenntniß auf die Erde ſetzte, und ihn dadurch zur höchſten Abhängigkeit von Menſchen beſtimmte, warf ihn nicht umſonſt in die Arme der Liebe, welche von der kleinlichen Eitelkeit des Befehlens und allem ſelbſtſüchtigen Herrſchen weit entfernt iſt. Ihr Kinder, ſeyd gehorſam; ihr Eltern, erbittert die Kinder nicht!

Man hat oft die chriſtliche Lehre vom Glauben, woran Gottes Verheißungen geknüpft ſind, beſchuldigt: ſie erzeuge den Gedanken, vorläufig der Sünde nachzugeben, um in der Folge zu glauben und ſich zu bekehren. Ein ſolcher Gedanke iſt ganz unnatürlich und widerſprechend. Wer ſich zum Glauben zu wenden denkt, der erkennt ſchon in dieſem Augenblick die Wahrheit und ihren Werth. Vergeſſen, irren, fehlen kann der Menſch im Glauben, aber nicht ihn freywillig verlaſſen und doch wiedernehmen wollen.

Ein Gemüth, in welchem Zweifelſucht mächtig geworden iſt, flieht gleichſam das Licht

und ſuchet die Finſterniß. Wo die Wahrheit helle ſcheint, ſchließt ſich dann das Auge des Verſtandes, und öfnet ſich nur, wenn die Nacht einbricht; wo unſre Erkenntniß zur Gewißheit kommen kann, fehlt es dem Geiſte an Fleiß und Thätigkeit, die Quelle zu ſuchen; wo unſre Einſichten zu wanken anfangen, erwachet der Geiſt zum Zweifel und nährt ſeine Ungewißheit. Ich begreife nicht, warum Menſchen dieſer Denkart ſcharfſinnig oder ſtark an Geiſte genannt werden, ich entdecke vielmehr eine ſichtbare und große Schwäche. Der geſunde Körper zieht aus jeder Speiſe geſunde Nahrung, ſo auch die ſtarke Seele; ſie ſieht Gott und ſeine Wahrheit in der Natur, ſieht Licht in der Schrift; ſie ergreift die Wahrheit, freuet ſich des Lichts, und findet die Quelle des Segens.

Weg mit finſtrer Sittenlehre; an Freuden und Ergötzlichkeiten des geſelligen Lebens darf der Chriſt theilnehmen. Jeſus weilt unter den Fröhlichen auf der Hochzeit zu Kana, wenn gleich die Kindlein, die am Markt ſitzen, ihren Geſellen zurufen: des Menſchen Sohn iſt kommen, iſſet und trinket!! — Matth. 11, 19.

Warum faſten die Phariſäer ſo viel, und die Jünger des Herrn faſten nicht? Matth. 9, 14. — Weil das Chriſtenthum nicht die natürlichen Triebe des Menſchen ändern will. Es verpflichtet uns zu den Arbeiten und Sorgen des Lebens, wie ſollte es uns ſeine Freuden verſagen? Es fodert Alles aufzuopfern um des Herrn willen, aber verlangt nicht, jedes Glück des Lebens von ſich zu ſtoßen.

Nur meide der Chriſt, was an ſich laſterhaft und ſtrafbar iſt, ſonſt ſtellt er der Welt ſich gleich und übt Freundſchaft der Welt. Nur fliehe der Chriſt den Misbrauch des für ſich unſchuldigen Vergnügens und heilige ſeine Freude durch Gebet. Alle Gabe Gottes iſt gut, wenn ſie mit Dankſagung empfangen wird.

Herr, ſo du wilt, kannſt du mich wohl reinigen — ſagte der Ausſätzige zu Jeſu. Er hat große Zuverſicht auf der einen Seite, große Beſcheidenheit auf der andern. Gottes Allmacht kann; ſeine Weisheit beſtimmt das Wollen.

Umgekehrt ſchließen die Spötter: Gott wolle und werde erlöſen, ſobald er nur könnte.

„Daniel, du Knecht des lebendigen Gottes, hat dich auch dein Gott, dem du ohne Unterlaß dieneſt, mögen von den Löwen erretten?“ Dan. 6, 20. „Biſt du Gottes Sohn, ſo ſteige herab vom Kreuz. Er hat Gott vertrauet, der helfe ihm nun.“ Matth. 27, 40. 43.

Der Menſch kann Vieles werden, was er nicht war und nicht iſt. Kinder kommen zum reifen Alter, Völker werden aus rohem Stande der Natur und Wildheit durch Künſte und Wiſſenſchaften verfeinert — wer weiß, wie hoch der Menſch noch zu ſteigen vermag?

Nicht ſo das Thier. Es iſt und wird mit einemmal, was es ſeyn ſoll, kann ſeinen Zuſtand weder verbeſſern noch verſchlimmern.

Warum ſchuf Gott den Menſchen auf dieſe Weiſe? Weil er ihm Vernunft und Freyheit gab. Wir ſehen, was wir ſind, nicht warum wir es ſind.

So lange wir uns bloß in Rückſicht auf dieſes Erdenleben betrachten, und das kurze Lebensziel ſtehen bleibt, welches nun ſchon ſeit Jahrtauſenden niemand überſchreitet, können

wir unſre Wünſche und Hofnungen über die Herrlichkeit des Menſchen nicht weiter ausdehnen. Der Tod reißt uns zu ſchnell von jeder Höhe herab, und unſre Nachkommen nach uns — da liegt dann alle unſre Weisheit und Würde im Grabe.

Das Evangelium Jeſu Chriſti öfnet unſre Ausſichten, es zeigt uns den Menſchen als ein Weſen, welches vom Anfang ſeines Daſeyns immer wachſen und ſteigen, immer weiſer und glücklicher werden kann durch alle Ewigkeiten. Dieſen Gedanken vor Augen haben, dieſe Beſtimmung mit aller Anſtrengung unſrer vernünftigen Natur zu erſtreben, das heißt im hohen und edlen Verſtande des Worts ein Chriſt ſeyn.

Wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freyheit. 2 Cor. 3, 17. — Für freye edle Menſchen iſt die Religion des Chriſtenthums. Das Judenthum übt Zwang, unter furchtbaren Offenbarungen Gottes, das Chriſtenthum iſt ſanft, fodert Ueberzeugung und willige Annahme; jenes bindet an Geſetze, Ceremonien, dieſes verlangt Heiligung des Herzens zur Tugend und

Wahrheit; jenes droht mit Strafen, dieſes gründet Alles auf Liebe zu Gott und Menſchen; jenes erwartet irdiſchen Segen und ſchweigt von der Ewigkeit, dieſes verheißt ein zukünftiges Leben.

Die freye Religion iſt nicht jedermanns Ding. Einige haben keinen Geſchmack an der chriſtlichen Bildung, an den Beweggründen der Liebe, andre haben keinen Glauben an die Lehre von Gott und ſeinem Sohne, oder vertrauen nicht den Verheißungen. Ihr Brüder aber in Chriſto, laſſet euch nicht bald bewegen in eurem Sinn, noch erſchrecken, 2 Theſſ. 2, 2. laſſet uns als freye edle Menſchen im Geiſt des Chriſtenthums wandeln.

Angenommen, wir wüßten nichts vom Neuen Teſtament, ſo iſt in der Einrichtung des Alten Alles unerklärlich, wir hätten Bilder ohne Sinn, ungewöhnliche Dinge ohne Zweck. Geſetzt, das Alte Teſtament fehlte, ſo wäre zwar das Neue an ſich glaubwürdig, aber die Predigt vom Tode Chriſti käme ohne alle Vorbereitung, während ſie nun durch unaufhörliche Wiederholung von Sünde, Opfer, Prieſterthum, vorbereitet iſt.

Außerordentlich iſt die Lehre von einem Mittler, eben darum iſt ſie der Zweck und Inbegrif aller Offenbarungen Gottes. Gewöhnliche Wahrheiten bedurften ſo großer Anlagen nicht. Dunkel iſt dieſe Lehre, denn ſie gründet ſich auf das ſonderbare Verhältniß einer gefallenen Welt gegen Gott, und auf deſſen Rathſchlüſſe über dieſe Welt.

Beydes erkläret die Vernunft nicht — ſie wundert ſich auch nicht, daß ſie über Beydes etwas Außerordentliches höret.

Die Pflicht der Dankbarkeit, beſonders der Dankbarkeit gegen Gott, ſcheint eine der leichteſten. Unſer Herz fühlt einen natürlichen Trieb, der Wohlthäter zu gedenken; ſie ſind uns lieb, ein Wort, ein Genuß, eine Vergleichung früherer Lagen mit der Gegenwart erinnert an ſie. Eben ſo verhält es ſich in Beziehung auf Gott. Vielleicht bleibt der Unglückliche und Elende ſtumm und ohne Dank für ein Leben, welches ihm zur Laſt iſt; — aber kann es der Glückliche? Er wird ſich ja mit Freude des weiſen vorſorgenden Weſens erinnern, und ſeine Empfin-

dungen werden mit der Stimme der ganzen vernünftigen Schöpfung im Einklange ſeyn.

Je leichter die Pflicht, deſto tadelnswürdiger ihre Vernachläſſigung. Schon aus den häufigen Klagen der Schrift über Gottesvergeſſenheit und Undankbarkeit läßt ſich auf Hinderniſſe in der Ausübung ſchließen. So jemand ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie wird er Gott lieben, den er nicht ſiehet? 1 Joh. 4, 20. Die Allgemeinheit der göttlichen Wohlthaten, die Unzufriedenheit des Menſchen mit demjenigen was er hat, der Stolz, welcher ſich ungerne abhängig weiß, ſchwächen unſern Dank, oder laſſen uns Worte reden, denen das Herz fehlt. Doch fliehe der Chriſt den unglücklichen Wahn, daß irgend etwas von ungefähr geſchieht, lerne dem Gange der Vorſehung nachſinnen, lerne Gott danken.

Es giebt in dem Gebrauch unſers Verſtandes eine gewiſſe Einfalt, welche dem gekünſtelten und ängſtlich geſuchten Schließen entgegen ſtehet. Wir ſprechen vom graden geſunden Menſchenverſtande, und wiſſen vielleicht ſchwer

zu beſtimmen, was er ſey, aber die Abweichungen davon ſind fühlbar. Ein feiner Kopf kann allenthalben Zweifel finden, und fragt: was iſt recht, was iſt wahr, was iſt nützlich? Die Feinheit iſt gut, aber wehe dem Uebermaß!

So ein grader ungekünſtelter Sinn gehöret für den chriſtlichen Glauben. Suchſt du Gott und Wahrheit, ſuche ſie einfältiglich. Genügen in der Freundſchaft und in tauſend Geſchäften des Lebens ein geſunder Verſtand und ein fühlbares Herz, warum ſollte es in der Religion anders ſeyn? Paulus ſagt: er habe bey den Corinthern in Einfalt des Herzens gewandelt, nicht in fleiſchlicher Weisheit.

Was wir euch verkündigen, iſt wohl nicht Weisheit dieſer Welt, oder der Oberſten dieſer Welt, ſondern es iſt die heimliche verborgene Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unſrer Herrlichkeit. Denn das Wort vom Kreuz iſt eine Thorheit denen, die verloren werden, uns aber, die wir glauben, iſts eine Kraft Gottes zur Seligkeit. —

Dieſe Sprache der Ueberzeugung, welche

die Apoſtel führen, iſt groß und edel. Vielleicht könnte die ruhige Vernunft fragen, ob ſie für unſern gegenwärtigen Zuſtand gehöre? Die Schwäche des menſchlichen Verſtandes, die Dämmerung, worin die Wahrheit erſcheint, das Beyſpiel derer, die den Irrthum ergriffen, unſre eignen Täuſchungen, abweichenden Erfahrungen, empfehlen uns nicht nur Beſcheidenheit, ſondern auch ein gewiſſes Mistrauen zu unſern eignen Ueberzeugungen.

Inzwiſchen haben Chriſtus und ſeine Apoſtel dieſe hohe Gewißheit geäußert, ſie ihren Freunden empfohlen, und zum Voraus jede Lehre, jeden Grundſatz, jede Aeußerung, als irrig verworfen, die jemals ihren Behauptungen entgegenſtänden. Nun iſt es aus der Natur des menſchlichen Geiſtes und den deutlichſten Ausſprüchen der heiligen Schrift offenbar, daß die Behauptung und Annahme einer Lehre, und folglich auch die Beſtändigkeit in derſelben nur ſo lange vernünftig iſt, als wir von ihrer Wahrheit überzeugt ſind. Werden wir vom Gegentheil überzeugt, ſo ſind wir es der Wahrheit und Vernunft, Gott und dem Gewiſſen ſchuldig, die Lehre aufzugeben. Alſo ſetzt die Verpflichtung

zur Beſtändigkeit voraus, daß in den Lehren des Evangeliums die unläugbarſten und untrüglichſten Merkmale ihrer Wahrheit enthalten ſind, an welche ſich der Menſch halten kann und muß, und weswegen ſeine Vernunft ſelbſt ihn rechtfertiget, wenn er gegen jeden Angrif und Zweifel bey ſeinem Glauben bleibet.

Die wundervollen Umſtände, unter denen das Chriſtenthum entſtand, ſind groß und merkwürdig, aber für ſich weder zu den Zeiten Chriſti, noch in den unſrigen, der letzte, höchſte, viel weniger der einzige Entſcheidunggrund der Wahrheit. Es muß alſo im Chriſtenthum Etwas ſeyn, welches durch innere Züge der Wahrheit und Güte zur Ueberzeugung führet. Man entdeckt ſie in dem Zweck einer Erhebung der menſchlichen Natur zur höchſten ſittlichen Vollkommenheit, und mit ihr und durch ſie zur hohen Hofnung einer reinen, göttlichen, ewig daurenden Freude, dem ſich die herrlichſten Mittel anſchließen, deren es keine anderen giebt.

Wenn in unſeren Zeiten von Religioneifer die Rede iſt, pflegt man mit dieſem Ausdruck

faſt allgemein widrige Vorſtellungen zu verbinden. Man denkt an einen unbiegſamen Eigenſinn bey Behauptung gewiſſer Meynungen über Lehrſätze, und an Heftigkeit dieſe Meynungen zu verbreiten und Andre zu ihrer Annahme zu zwingen. Weil ſolches ſich oft dort am ſtärkſten gezeigt hat, wo Irrthum und Vorurtheile herrſchten, und wo man dem Eigennutz und der Selbſtſucht einen Thron errichten wollte; weil es größtentheils lieblos, unduldſam macht, zu gewaltſamen Maaßregeln und Bedrückungen verleitet; weil die Erfahrung zeigte, daß neben dem Irrthum auch Stolz, Heucheley, Bosheit kenntlich wurden: ſo iſt Nichts natürlicher, als eine Eigenſchaft am Menſchen mit Unwillen wahrzunehmen, welche gehäſſige Dinge im Gefolge hat. Doch iſt nicht jedes Eifern verwerflich, weder in Dingen des Staats, der Kindererziehung, der Gerechtigkeitpflege, noch im Bekenntniß und in der Ausübung der Religion. Eifern iſt gut, wenn es um des Guten willen geſchiehet, ſagt Paulus.

Der würdige Eifer für Wahres und Rechtes unterſcheidet den freymüthigen feſten Geiſt von dem feigen ſchüchternen Heuchler, welcher durch

jeden Hauch menſchlichen Anſehens gelenkt wird, und zur Vertheidigung der Unſchuld und Wahrheit weder Zunge noch Kraft hat.

Sprechen wir lieber — weil Namen zwar den Werth oder Unwerth einer Sache nie beſtimmen, aber doch oft ſie entſtellen — von einer herzlichen und feurigen Theilnahme an den Wahrheiten der chriſtlichen Religion. Der bittere Partheygeiſt, der ſein Werk hat in den Kindern der Finſterniß, und ſich gewöhnlich hinter dem Heiligſten, als da ſind Freyheit, Gerechtigkeit, Religion, verbirgt, ſey ferne von den Bekennern Jeſu Chriſti, aber auch ferne, daß ſie die ewigen Stützen ihrer Glückſeligkeit verkennen, oder die Achtung derſelben verlieren, weil Böſewichter Namen misbrauchen und entweihen.

Unſers Zeitalters Neigung zur Kälte in der Religion iſt gewiß nicht Vernunft und Feſtigkeit der Seele. So lange ich Menſch bin, will ich als Menſch empfinden, und jedem Eindruck des Großen und Schönen mich hingeben. Und ihr, meine Brüder, deren Herz froh und leicht wird, wenn ihr euch den Betrachtungen des Evangeliums Jeſu überlaſſet, deren Herz ſtärker ſchlägt,

deren Blut lebhafter wallet, wenn ihr an Gottes Erbarmung denket, oder gläubig ins Land der Geſegneten Gottes hinüberblicket, zu welchem ſo viele liebe, liebe Menſchen ſchon vor uns eingedrungen ſind, ſchämet euch dieſer Empfindungen nicht; — die Thräne, die in der Stille eurem Auge entfällt, zeugt von der Würde des Menſchen, und dieſe Erſchütterungen unſrer Natur beweiſen, unſer Geiſt ſey nicht verworfen, ſondern der Unſterblichkeit fähig.

Jeſus Chriſtus in Bethlehem geboren iſt der einige Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen. Im Briefe an die Hebräer wird dieſer Ausdruck durch Vergleichung mit den Einrichtungen des Alten Teſtaments erläutert. Allein wir bedürfen dieſer Hülfe kaum, weil das Vermitteln aus dem menſchlichen Leben hergenommen iſt, und ein Mittler jemanden bezeichnet, der etwa Menſchen, welche über gewiſſe Rechtsanſprüche in Streit ſind, ausgleicht, oder Verwandten und Freunden, welche ſich von einander getrennt haben, durch ſein Zwiſchentreten Gelegenheit giebt, das alte Verhältniß wiederherzuſtellen.

Von ſtreitigen Vortheilen und Rechten kann nun in Beziehung auf Gott keine Rede ſeyn, denn was für Anſprüche hätte der Menſch? Alſo bleibt nur der zweyte Sinn anwendbar: Zwiſchen dem Schöpfer und ſeinen vernünftigen Creaturen muß und kann nach der Natur eine Vereinigung ſtatt finden. So iſt es nicht zwiſchen dem Thon und dem Töpfer, ſelbſt nicht zwiſchen Thieren und Menſchen, aber wohl zwiſchen Menſch und Menſch, zwiſchen Vater und Kind, zwiſchen Menſch und Gott.

Dies Verhältniß ward von Seite des Menſchen aufgehoben, der ſeines Schöpfers vergaß, ſeine Liebe nicht empfand, ihm nicht mit Dank entgegenkam, ſich von dem Leben, das aus Gott iſt, entfremdete, den Vater nicht kannte und liebte. Gott ſchauet vom Himmel auf der Menſchen Kinder, daß er ſehe, ob jemand klug ſey und nach Gott frage. Aber ſie ſind alle abgewichen, da iſt auch nicht Einer. Pſ. 14, 2. 3.

Iſt eine ſolche Trennung vorhanden, ſo laſſen ſich die Folgen ſchwerlich vorausſehen, viel weniger läßt ſich beſtimmen, was der Menſch in ſolchem Zuſtande zu hoffen und zu fürchten habe. Man ſieht wohl: Bitterkeit, Haß, Rache, ſind

nicht in dem vollkommenſten Weſen; Gott fährt fort die Welt zu erhalten, des Menſchen zu gedenken und ihn zu warnen. Doch verbreitet ſich eine furchtbare Dunkelheit über unſer Daſeyn; mit der Trennung von Gott ergreifen eine Menge ſittlicher Uebel das menſchliche Herz. Weil ſie Gott nicht erkannten und nicht ehreten, ſind ſie dahin gegeben in verkehrtem Sinn, zu thun was nicht recht iſt Röm. 1, 28; Gott aber bleibet rein und heilig; ohne Unſchuld und Gerechtigkeit kann der vernünftige Menſch weder Gott gefallen, noch Ruhe und Glückſeligkeit finden, der Gottloſe hat keinen Frieden, und Gott iſt Richter im Himmel und auf Erden, Tauſende von Geiſtern ſehen auf ihn und erwarten mit banger Furcht ſein Endurtheil über eine ſündige Welt.

Wer getraut ſich unter dieſen Umſtänden den Gang der höchſten Vorſehung zu bezeichnen und des Menſchen Schickſal zu beſtimmen? Thorheit iſt, was Menſchen darüber ſagen können, denn wie der Schöpfer gegen vernünftige Weſen, der Vater der Geiſter gegen abtrünnige Kinder, der Welten Richter gegen ein in Laſter und Sünde verſunknes Volk handeln könne und werde, liegt

außer unſerm Gedankenkreiſe — nur ſo viel iſt klar: der Menſch iſt tief geſunken, ſeine ſchönſten Hofnungen ſind verwelket.

Gott ſandte ſeinen Auserwählten und Eingebornen zum Mittler. Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab; auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 16.

Das Verhältniß dieſes Mittlers iſt ein doppeltes. Erſtens zum Vater. Hierüber ſagt die Schrift, daß Gott den Menſchen geſucht, den geliebten Sohn in eine verwilderte Welt zum Dulden, Leiden und Sterben geſandt, um das große Werk zu vollenden, daß ſein Rathſchluß, die Gefallenen zu ſeinen Kindern zu ſammeln und ihnen ewiges Leben zu ſchenken, auf den Gehorſam, die unverbrüchliche Treue und den Tod des Mittlers gegründet ſey. Gott hat uns erwählet durch Chriſtum, ehe der Welt Grund geleget war, und hat uns verordnet zur Kindſchaft gegen ihn ſelbſt durch Jeſum Chriſtum, nach dem Wohlgefallen ſeines Willens; Er hat uns begnadiget in dieſem Geliebten, an welchem wir haben die Erlöſung durch ſein

Blut, nämlich die Vergebung der Sünde. Eph. 1, 4 fg.

Zweytens, in Anſehung der Menſchen, ſollte der Mittler in ſeiner liebenswürdigen Geſtalt, worin er erſchien, in jener ſanften aber göttlichen Majeſtät, die den Geſandten des ewigen Vaters bezeichneten — unter ſeinen Brüdern das Gefühl ihres Unrechts wecken, Gottes Herrlichkeit, Güte, Liebe, ſchildern, zur Rückkehr aufrufen, durch die unbedingteſten Verheißungen einer Vergebung der Sünden jedes Mistrauen erſticken, das Herz durch Hofnung beleben — das iſt die Kraft und der Sinn des Ausſpruchs: Ein Gott und ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, nämlich der Menſch Chriſtus Jeſus. 1 Tim. 2, 5.

Uns kann nicht befremden, wenn wir nicht Alles faſſen, denn es betrifft Gedanken und Rathſchlüſſe Gottes. Wir ſollen es nicht erklären und dürfen es nicht bezweifeln.

So verſchieden die Menſchen ſonſt, ſo auch in ihrer Anlage zur Freude. Ich bemerke hauptſächlich folgende vier Klaſſen.

Einige ſtehen fortwährend in einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen Freude und Betrübniß. Andre ſind wechſelnd für beyde gleich ſtark empfänglich, gleich lebhaft in der Empfindung des Glücks wie des Unglücks und oft mit ſchnellen Uebergängen. Noch andre haben mehr Anlage zur Fröhlichkeit als zum Kummer, ſie finden im Kleinen wie im Großen Etwas, das ſie aufheitert, geneigt und fähig macht, an jedwedem Vergnügen theilzunehmen. Eindrücke eines Unfalls dauern nicht lange, ihr Sinn ergreift das Gute, Angenehme, Muntere, überhaupt die hellere Seite des Lebens. Wieder Andere endlich finden umgekehrt ſchneller das Schwere, Drückende, Traurige, als ihr Gegentheil; darum ſind Kummer, Furcht, Beſorgniſſe, Niedergeſchlagenheit ihre gewöhnlichſten Gefährten.

In Rückſicht auf den innern Werth des Menſchen läßt ſich aus dieſen verſchiednen Gemüthsverfaſſungen Nichts beſtimmen; er kann in allen gut, Gott und Menſchen wohlgefällig, er kann in allen ein Thor und Böſewicht ſeyn. Jede hat ihre eigenen Hülfsmittel zur Tugend und vernünftigen Gottſeligkeit; jede ihre eigenen

Klippen, woran die Ausbildung zur höheren Vollkommenheit ſcheitern kann.

Wahre Weisheit des Menſchen iſt, ſich ſelbſt kennen zu lernen, um denjenigen Fehlern und Verirrungen vorzubeugen, denen er am meiſten nach ſeiner beſonderen Gemüthart geneigt ſeyn dürfte. Setze ich voraus, daß Vernunft und Religion jemanden leiten, ſo möchte ich diejenige Gemüthſtimmung für den geſamten menſchlichen Zuſtand am angemeſſenſten und wünſchenswürdigſten halten, welche vorzüglich zur Freude bereit iſt. Wenn der Hang zum Frohſinn nicht ausartet, die Aufmerkſamkeit für Lebenspflichten nicht ſchwächt, von nöthiger Sorge für die Zukunft nicht abhält, keine Unbeſtändigkeit, Flatterhaftigkeit, Unüberlegtheit wirkt, dem Glauben an Gott, der Beſtimmung zur Ewigkeit, keinen Eintrag thut; dann iſt Frohſeyn ein Wink der Natur, und glücklich, wer des kurzen Lebens Blumen ſammeln und ſich ihrer freuen kann, der Geiſt wird dadurch thätiger, verrichtet alle Geſchäfte beſſer, ſelbſt für Religion und Tugend hat dies eigne Vortheile, befördert Dank gegen Gott, murret nicht, zweifelt nicht. Ohne jene Vorausſetzung aber ſpreche

ich mit Salomo: das Herz des Weiſen iſt im Klagehauſe, das Herz des Narren im Freudenhauſe. Prediger Sal. 7, 5.

Kann der Menſch zur Erwerbung oder Erhaltung ſeiner Heiterkeit Etwas beytragen? Viele meynen, niemand könne ſeiner Länge eine Spanne zuſetzen und betrachten ihren herrſchenden Unmuth, oder die ſtarke Empfindung für Leiden als etwas Unvermeidliches. Da ſey die urſprüngliche Beſchaffenheit des Körpers, Temperament genannt, da ſey Geſundheitzuſtand, da ſeyen äußere Umſtände, alſo die Heiterkeit des Gemüths ſey entweder unmittelbare Gabe des Lebens, oder ein Geſchenk der Geſundheit und der Umſtände.

Allein wir können doch unſern natürlichen Hang durch Erziehung, Aufmerkſamkeit, Lebensart mildern oder ſtärken, wir können doch Muth und Heiterkeit ſelbſt im kranken Zuſtande beweiſen, wir können Leiden des Lebens überwinden, und warum ſind denn nicht alle Geſunden froh, warum verzärtelt das Glück den Menſchen und macht ihn finſter?

Ich erkenne eine höhere Hand, welche uns nach Weisheit und Güte ein gewiſſes Maaß der

Freude beſtimmt. Niemand iſt ſo durchweg ſeiner Empfindungen Meiſter, daß er ſich zum Frohſinn leite, wie er will; aber ein freyer vernünftiger Menſch kann Viel wirken, und darf in dieſem Beſtreben ſelbſt unter den widrigſten Lagen Segen von oben hoffen.

Ein guter Menſch urtheilt gewöhnlich nach dem natürlichen ungekünſtelten Ausſpruch des Verſtandes, will weder Irrthum und Bosheit entſchuldigen, noch Fehler und Vergehungen vergrößern, er iſt immer geneigt, von Andern Gutes zu denken. Ein böſer Menſch dagegen iſt argwöhniſch, erwartet nirgends Menſchlichkeit, Herzensgüte, weil ſeine Seele ſie nicht kennet. Warum denket ihr ſo Arges in eurem Herzen? fragt Jeſus die Schriftgelehrten. — Wenn noch jetzt die Gottheit in menſchliche Natur gehüllt, auf unſrer Erde wandelte, würde ihre Weisheit und Liebe keinen Glauben finden bey Menſchen, die von niedrigen Leidenſchaften beherrſchet werden und kein Geſetz kennen, welches über äußere Ehre und Eigennutz hinausreicht.

Darum werden wir über eine Menge von Angelegenheiten des Lebens nie richtig urtheilen, wenn wir nicht mit allerley Einſichten ein wahrhaftig zum Guten erneuertes Herz zu erlangen ſuchen. Vielleicht giebt dieſe Bemerkung einige Auskunft darüber, was die Welt von einer fortſchreitenden Aufklårung zu erwarten habe? Geht nåmlich die Aufklårung des Verſtandes einer unverbrüchlichen Redlichkeit des Herzens und des Gewiſſens zur Seite, ſo wüßte ich nicht, wie man der Aufklårung andre Grånzen ſetzen möchte, als welche die Schranken unſers Geiſtes und die Lage der Welt von ſelbſt ſetzen werden. Schreitet aber mit wachſenden Kenntniſſen die Veredlung des Willens nicht fort, oder vielleicht gar zurück; ſo wüßte ich nicht, was für das Menſchengeſchlecht gewonnen werden könnte, ſelbſt wenn es ſich zu Einſichten der Engel erhübe.

Jeſus verfolgte ſeinen Weg, unbekümmert um die Gedanken und Urtheile der Schriftgelehrten. Es giebt immerdar Menſchen, deren Herz die Dinge entſtellt, an Andern die wahre Güte nicht ſieht; ſuchet nicht ihr Lob, fürchtet nicht ihren Tadel. Die Klugheit wafne gegen Irrthum und Betrug, aber edle Einfalt der

Seele bleibe, und vertraue mehr der eignen feſten Ueberzeugung, als fremdem Urtheil.

Sicher wandeln Kinder bey ihrem Vater, ſanft ſchlummert das Kind am Buſen der Mutter. Du Menſch, hoffe auf ihn, deinen Gott, freue dich ſeiner — dieſen einen Gedanken kennen, ihn verſtehen, lebhaft fühlen, iſt mehr zum Glück, als alle Schätze der Erde.

Seyd getroſt, ihr Väter, Mütter, in der Ziehung eurer Kinder mit Vernunft, bey allen Sorgen und Leiden — ihr handelt im Sinne eures großen Schöpfers. Die bloße Pflicht möchte das mühſelige Geſchäft in Bürde verwandeln, den Menſchen in Streit mit ſich ſelbſt verwickeln — da ſchuf Gott die Liebe, goß ſie über die Welt, und machte die Pflicht zur Quelle der Luſt.

Ein freyer Geiſt iſt ein edler und würdiger Geiſt, aber der Unglaube iſt nicht ſein Kennzeichen. Nie war die Frage unter den Menſchen, ob eine Religion überhaupt ſtatt finden könne,

ſondern nur, ob eine vernünftige? Von ihr giebt es einen doppelten Abweg, erſtens zur Unwiſſenheit, Leichtgläubigkeit, zur undurchdringlichen Finſterniß des völlig blinden Aberglaubens, woran ſich leicht Schwärmerey und Unduldſamkeit ſchließen; zweytens zum Leichtſinn, Zweifel, unwiſſendem Stolze, zur gänzlichen Finſterniß des Unglaubens, woran ſich leicht Sittenverwilderung und Verzweiflung ſchließen.

Die vernünftige Religion ſteht in der Mitte auf einer Höhe. Zu ihrer Rechten die Vernunft, zu ihrer Linken der Glaube, ihr folgen Hofnung und Geduld. Ueber ihr iſt Licht, um ſie her iſt Ruhe.

Man hat befremdend gefunden, daß Jeſus nach der Auferſtehung bloß einigen Perſonen, und zwar ſeinen beſondern Freunden erſchien. Ich betrachte dieſen Umſtand als eine edle Unterſcheidung; in ſeinem Leben war Chriſtus mit Zöllnern, Sündern, Phariſäern, nach ſeiner Auferſtehung iſt er unter den Geliebten. Wie groß iſt die Freude des Sehens und Erkennens! In dieſer Welt lebt der Menſch nie bloß mit guten Menſchen allein, doch kommt die Zeit, wo der Gute den Guten finden wird.

Sollen wir nicht dieſes ſchöne Bild feſthal-

ten? Auch der Einbildung gebührt neben der Vernunft ihre Stelle, ſie iſt eine weſentliche Eigenſchaft unſrer Seele, reich an Freuden, daher in der Religion nicht ganz zu verdrängen, ſondern unter Leitung der Vernunft nützlich zu beſchäftigen. Halt im Gedächtniß Jeſum Chriſtum, der auferſtanden iſt von den Todten. 2 Tim. 2, 8.

Das Gebet iſt eine ſehr natürliche Ergießung des Herzens, wenn es von dem Gedanken eines höheren Weſens lebhaft gerührt iſt. Je höher unſre Vorſtellungen von Gott, je ſtärker die Ueberzeugung der Seele, deſto lebendiger und kräftiger das Gebet; je reiner das Gemüth, je deutlicher das Bewußtſeyn unſrer wahren Beſtimmung, deſto reiner und edler das Gebet.

Es hat ſeinen Werth nicht nur als Spiegel unſers ſittlichen Zuſtandes, ſondern macht uns aufmerkſam auf uns ſelbſt, und giebt dem Streben nach Wahrheit und Recht Feyerlichkeit und Würde. Der Betende ſteht vor dem Auge des Allwiſſenden.

Wird das Gebet Uebel abwenden, einen Einfluß haben auf Schickſale, auf die Verkettung der Dinge? In der Bibel ſteht: Bittet, ſo wird euch gegeben; des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich iſt. Jac. 5, 16.

Keine Allgewalt iſt dadurch gemeynt, doch betet der Chriſt nicht vergebens. Einwendungen dagegen werden hergenommen von der Schwäche mancher Betenden, von der Unbegreiflichkeit, daß Gott um ihretwillen etwas ändere, von der Erfahrung, welche die Fruchtloſigkeit des Betens zeige.

Aber veredle dein Herz, erleuchte deinen Verſtand, — dann bete — und die Verheißung iſt für dich. Keine Erfahrung kann hierin jemals Etwas beweiſen. Sie führet uns nicht auf die Hand der Vorſehung, will ich dieſe darum läugnen, auch wenn ich nicht ſehe und begreife, auf welche Art ſie wirket? Die im Sturme Betenden werden oft ein Raub der Wellen, aber ſie kommen auch oft wieder zu den Ihrigen. Gott erhöret nicht immer, nicht auf gleiche Weiſe. Chriſtus betete, und der Kelch gieng nicht vorüber; Paulus betete, und der Herr ſprach: laß dich an meiner Gnade genügen. Iſt es Schwäche, die günſtigen Folgen als Wirkungen des Gebets anzuſehn? Ich glaube eine Vorſehung, habe Verheißung, Aufmunterung zum Beten. Warum ſoll ich nicht trauen? Wäre dies Schwäche, ſo iſt es eine ſolche, welche dem Menſchen Ehre macht.

Erquickend für Auge und Herz iſt der Anblick eines fruchtbaren Landes, wo wohlthätiger Boden, Kunſtfleiß und milder Himmel Gewächſe aller Art zu ihrer Vollkommenheit bringen — ſchöner noch der Anblick guter edler Menſchen, welche durch Wahrheit und Weisheit genähret, jede Frucht der Tugend zur Reife bringen, und in ſtiller erhabner Zufriedenheit und Hofnung den Weg zur Unſterblichkeit wandeln. Menſchen freuen ſich dieſes Anblicks, Engel ſtehen ſtille und ſehen mit Vergnügen ein für den Himmel aufſchießendes Geſchlecht, Gott ſelbſt ſieht wohlgefällig auf ſein Werk, in welchem ſich ſeine Herrlichkeit ſpiegelt, und ſegnet es. Hebr. 6, 7.

Wahrheitliebe iſt in gewiſſem Verſtande die reinſte Liebe des Menſchen zu ſich ſelbſt. Sein Edelſtes iſt die Vernunft, Zweck der Vernunft iſt Wahrheit.

Die Wahrheit wird euch frey machen. — Was heißt dies? Ich beſeitige ganz die feinen Unterſuchungen nachdenkender Weiſen, und entwickle die Vorſtellung von der Freyheit, welche Chriſtus vor Augen hat.

Alle Freyheit bezieht ſich auf einen zu erreichenden Zweck. Das Rad einer Maſchine iſt

frey, wenn es nach der Abſicht des Künſtlers ſich bewegt; der Baum iſt frey, wenn ſeine Naturkraft ſich entwickeln, ſein Stamm ſich erheben, Aeſte ausbreiten, Sproſſen treiben kann. Der Baum ſelbſt iſt ſich weder ſeines Daſeyns und noch weniger eines Zwecks bewußt, aber die Vernunft findet dieſen im Drange der Natur, und ſo lange derſelbe nicht zurückgehalten wird, wächſt der Baum frey, ſeiner Natur gemäß. Bindet, beſchneidet ihn, ſtellt ihn zwiſchen Wände, nehmt ihm Luft, Regen, Sonne; er ſteht dann nicht mehr frey, ſein natürlicher Wachsthum wird gehindert.

Der Menſch iſt frey, ſo lange er in ſeinen Zwecken nicht gehindert wird, zu welchen die Triebe der Natur und Vernunft ihn hinlenken. Darum giebt es eine vielfache Freyheit nach den vielfachen Abſichten, im Gebrauch der Zeit, der Wahl des Vergnügens, der Uebung einer Kunſt, der Verwaltung eines Amts, u. ſ. w.

Außer dieſen beſondern Abſichten hat der Menſch als vernünftiges Weſen einen allgemeinen und höchſten Zweck, den ſeiner Vollendung als ſittliches Weſen. Die Vernunft befiehlt ihn, läugne es wer kann. Alle andern Abſichten ſind dieſem höchſten Zweck untergeordnet und vereinigen ſich zuletzt alle in ihm. Die höchſte Freyheit

des Menſchen beſteht alſo darin, daß er zu dieſem hohen Zwecke ungehindert wirkt. Das iſt die Freyheit, von welcher Chriſtus ſpricht.

Kein Menſch iſt frey, der mit verbundenen Augen wandelt. Wer ſie uns verbindet oder blendet, raubt uns einen Theil unſrer Freyheit. Die Vernunft des Menſchen wird gebunden durch Unwiſſenheit und falſche Vorſtellungen; — dieſe Binde wird hinweggenommen durch Wahrheit. Wir ſtreben raſtlos, haben immer Zwecke; wer die höhern und edlern nicht kennt, verweilt bey den niedrigen und unedlen; ſo das Kind bey kindiſchen Wünſchen, ſo der Sclave beym Aermlichen, Verworfenen. Oefnet die Wahrheit nicht dem Menſchen das Auge, zu ſehen was er iſt und werden kann, ſo faßt ſein Geiſt niedrige Abſichten, ſeine beſten Kräfte werden gelähmt, — ein Zuſtand ſehr vieler Menſchen. Fühlen ſie das Ueble ihrer Lage nicht, deſto ſchlimmer. Langſam und durch Uebung entwickelt ſich ein freyer Gebrauch der geiſtigen Kräfte wie der körperlichen, wir gewahren Hinderniſſe, werden ängſtlich im Rückblick auf das Vergangene, muthlos und verzagt im Hinblick auf die Höhe und Entfernung des Ziels. Nur Wahrheit löſet auch dieſe Bande, giebt Muth und Zuverſicht, wecket und ſtärket die edelſte Kraft.

Stehet in der Wahrheit Chriſti, ſie wird euch frey machen.

Die Begebenheit des Todes Jeſu Chriſti hängt mit dem ganzen Lehrgebäude des Chriſtenthums ſo genau zuſammen, daß es keine Ermahnung, keinen Troſt, keine Hofnung giebt, welche nicht mehr oder weniger daran ſich knüpfte. Die Apoſtel ſind unaufhörlich damit beſchäftigt, ihre Gedanken ſind nie gedrängter, ihre Sprache iſt nie volltönender, ihr ganzer Vortrag nie hinreißender, als wenn ſie von dem Gekreuzigten reden, deſſen Bild ihnen vor Augen ſchwebt, in alle Vorſtellungen ſich einmiſcht, ihren Verſtand zu erhabnen Gedanken führt, ihren Muth zu jener Höhe bringt, auf welcher wir ſie mit ſteter Bewunderung und Ehrerbietung erblicken. Widerſetzen ſie ſich dem Irrthum, der Verblendung, dem Aberglauben ihrer Zeit mit unglaublichem Nachdruck, es iſt der Tod Chriſti, worauf ſie ſich ſtützen; hoffen ſie eine verdorbene Welt, den Leichtſinn wollüſtiger Thoren, den Stolz der Herrſchſüchtigen, den Eigennutz mit allen ſeinen Tücken zu überwinden, und die Menſchen aus den Schlingen des Laſters und der Sünde auf Wege der Unſchuld und Gerechtigkeit zu führen, — es iſt durch die Kraft des Kreuzes, daß ſie den Sieg erwarten. Wenn ſie tauſend Freuden

des Lebens entſagen, um ihres großen Werkes willen, wenn ſie der wildeſten Verfolgung ſich bloß ſtellen, Gefahren des Todes verachten, auf Blutgerüſten Ruhe und Zuverſicht bewahren, iſt es die Liebe des Gekreuzigten, welche ſie treibt und ſtärkt; ſie kennen keine Weisheit, als dieſes Kreuz, keine Hofnung, als in ihm.

Darum muß wohl in dieſem Tode Jeſu Chriſti etwas Außerordentliches ſeyn, was ſich von dem Tode der Vielen, die von Anbeginn auf unſrer Erde zu Grabe gegangen ſind und noch zu Grabe gehen, merklich unterſcheidet. Oder wäre den Apoſteln der Vorwurf zu machen, daß ſie nicht wußten, was ſie thaten, daß ſie in Träume vertieft, durch Einbildung erhitzt, gleich Wahnſinnigen, viele Jahre hindurch ein leeres Schattenbild verfolgten? Wahrlich, für das Gegentheil bürgt ihr reiner Sinn, die volle Kraft ihres Verſtandes für jegliches Gute und Edle, ihr einfacher, ungekünſtelter und zugleich immer erhabner Gedankengang, und dies wundervolle Gebäude der Religion und Sittlichkeit, welches ſie über dem Tode ihres Herrn aufführen, ein Gebäude, das Jahrhunderte unter allen Stürmen beſtand, welches mit allen Werkzeugen menſchlicher Erfindung einzureißen geſtrebt wurde, und dennoch ſtehet, und die Zu-

flucht vieler guten Menſchen iſt, die hienieden ihren Vater im Himmel anbeten, ihre verlorne Ruhe des Geiſtes ſuchen und ſie finden.

Wundert euch nicht, wenn das Größte und Erhabenſte, was je ein menſchlicher Geiſt denken kann, bey einigen Menſchen nichts fruchtet. Tadelt deshalb nicht die Wahrheit, haltet ihre Aeußerungen nicht für leere Töne — das ſind ſie nicht — nur bey dieſen Menſchen fehlte es an der Empfänglichkeit. Die Sonne hat ihr innres Feuer, wenn ſich gleich ein abgeſtorbener Körper nicht erwärmt fühlet; die Freundſchaft hat ihren köſtlichen Balſam, wenn gleich die kalte für Wohlwollen und Theilnahme erſtorbene Seele ſie ein Traumbild der Thoren nennt.

Sittenloſigkeit und Unglaube ſcheinen von ſehr verſchiedener Natur zu ſeyn, und aus verſchiedenen Quellen zu entſpringen; jene nämlich aus einem verkehrten Herzen, dieſer aus einem zweifelnden Verſtande. Doch zeigt uns die Erfahrung meiſtens beyde in Gemeinſchaft. Der Glaube hänget ſich nicht ans Laſter, das Laſter fliehet den Glauben.

In dem Betragen der Eltern gegen Kinder äußert ſich oft ein Geiſt der Eitelkeit und Klein-

lichkeit. Man betrachtet in dieſen Geſchöpfen ſich ſelbſt, wendet Künſte an, das Auge der Menſchen auf ſie zu ziehen, ihnen Lob und Vorzug zu verſchaffen. In den frühern Jahren verſteht das Kind von dem Allen Nichts, findet ſich nur oft gegen ſeinen natürlichen Trieb eingezwängt. Nach und nach geht jener Sinn vielleicht auf daſſelbe über, gewöhnlich zur Freude der Eltern, welche an ſolcher Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt Gefallen finden. Allein die jugendliche Seele, deren Richtung auf das unabſehliche Gebiet der Spielwerke und Verſtellungen des Lebens geht, kennt dann keine Gränze, ihr fehlen Erfahrung, Weltkunde, Grundſätze der Klugheit, mithin die Gegengewichte der erwachten Eitelkeit. Jetzt entſtehen Widerſpruch, Kränkungen, unbefriedigte Wünſche, Misvergnügen.

Hebt ſich aber der jugendliche Geiſt früher oder ſpäter über dieſe kleinliche Abſicht und Beſchäftigung, kommt er zu einem edeln Selbſtgefühl, beginnt er über Glück und Ehre des Lebens freyer zu urtheilen, ſo ſtehen diejenigen im Schatten, von denen er geleitet werden ſollte, ſeine natürliche Ehrfurcht und Folgſamkeit gegen höhere Weisheit derer, von denen er abhängt, wird zum großen Nachtheil der künftigen Verhältniſſe mächtig erſchüttert.

Ein Leben, das im Tode, d. h. im Aufhören des ſinnlichen Zuſtandes bleiben ſoll, muß durch die Sinne ſelbſt nicht erkannt, ſondern dem Menſchen unbekannt ſeyn. Unſer Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott.

Vertrauen zu Menſchen, Vertrauen zu ſich ſelbſt, Vertrauen zu Gott — das ſind die Grundfeſten aller Freude.

Alles Reden von einem Geiſte hat ſeine Dunkelheit, von dem eignen, von einem Geiſte außer uns, noch weit mehr vom Geiſte Gottes und Jeſu Chriſti.

Natur aller vernünftigen Religion iſt Hinneigung, Annäherung des menſchlichen Geiſtes zum höhern Geiſte, zu Gott. Dieſe Verbindung war aufgehoben, Jeſus Chriſtus ward Mittler, ſie wiederherzuſtellen. Glaube, Liebe, Hofnung, ſind Wirkungen des heiligen Geiſtes, folglich wo ſie ſind, da iſt Gottes Geiſt. Chriſtus verheißt ihn ſeinen Jüngern, aber ſetzt hinzu: die Welt kann ihn nicht empfangen. Sie kann ſich vom Sinnlichen, Gegenwärtigen, Vergänglichen, nicht heben zu Gott, nicht gehoben werden. Verſchwunden iſt in dieſem Fall der Glaube an Gottes Geiſt, und daß er je im

Menſchen gewirkt habe, der Glaube an den eignen Geiſt, ſonach auch der Glaube an Fortdauer in einer künftigen Welt. Leer an Werth und Zuverſicht wird dann das Leben; nur wo Gottes Geiſt iſt, da iſt Friede und Muth.

Stellt euch in den Kreis der geſchäftigen Welt, ins Gewühl des Erdenlebens, und der Reichthum iſt etwas Großes. Erhebet euch höher, ihr ſeyd vernünftige Weſen, gehöret zum Reiche der Geiſter, wo Weisheit, Kraft, Liebe und Freude herrſchen — dann iſt aller Reichthum klein. Der Menſch muß zuvor ſeinen Urſprung von Gott, ſeine Beſtimmung vergeſſen, und von ſeiner Höhe herabſteigen, ehe die Güter der Erde groß werden.

Alles Große und Gute iſt nur Wiederſchein des höchſten einigen Weſens, ſowohl in der ſichtbaren Natur, als in der menſchlichen Seele.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

S. 99 Zeile 5 v. u. ſtatt preis lies pries
— 138 — 8 v. o. ſtatt Gedanbilder l. Gedan-kenbilder
— 149 — 4 v. o. ſtatt Gattung l. Geltung
— 167 — 3 v. u. ſtatt Unerrichtes l. Uner-reichtes
— 195 — 10 v. u. ſtatt Peſteróhs l. Peßeráhs
— 254 — 1 v. o. ſtatt Sarlo l. Serlo
— 277 — 3 v. o. ſtatt Lehre l. Leere
— 277 — 4 v. u. ſtatt ihr l. Ihr
— 325 — 6 v. u. ſtatt Hellſehn l. hellſehe
— 339 — 2 v. u. ſtatt geſunken l. geſunden
— 385 — 7 v. u. ſtatt der l. des
— 401 — 12 v. o. ſtatt Daſeyn l. Daſeyns
— 504 — 7 v. o. ſtatt Erbauunganſtalt l. Erbauunganſtalten
— 540 — 7 v. o. ſtatt werdet l. werden.

Köppen, Friedrich,

Vertraute Briefe über Bücher und Welt

Bd.: 2

Leipzig (1823)

Var. 332 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135653-7